

EN213





Reisen

durch

S ü d a m e r i k a .



Reisen
durch 1155
S ü d a m e r i k a.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Vierter Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1868.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in
fremde Sprachen ausdrücklich vor.

Inhaltsverzeichniss des vierten Bandes.

Erstes Kapitel.

Besuch der Provinz Rio grande do Sul. (1861).

Eingang nach Rio grande. — Die Barre. — Stadt Rio grande do Sul. — São José do Norte. — Pelotas. — Die Xarqueadas. — Reise nach Porto Alegre. — Die Hauptstadt Porto Alegre — die dortigen Deutschen. — Colonisationsverhältnisse. — Colonie São Leopoldo und ihre Verhältnisse. — Nova Petropolis und die übrigen Colonien dieses Districts. — Fahrt nach Rio Pardo. — Colonie Santa Cruz. — Die Colonien S. Angelo und S ^a Maria da Boca do Monte. — Die Stadt Rio Pardo. — Geistiges Leben in Porto Alegre. — Eisenbahnprojecte — Rückblick auf die brasilianischen Colonisationsbestrebungen. — Rückfahrt nach Rio grande do Sul. — Aufenthalt daselbst. — Jagden. — Ilha dos Marinheiros. — Rückfahrt nach Rio de Janeiro. .	Seite 1
--	------------

Zweites Kapitel.

Küstenreise von Rio de Janeiro nach Sao Pedro do Rio grande. (1858).

Fahrt nach Santos. — Die Stadt Santos. — Handel. — Bevölkerung. — Klima. — José Bonifacio de Andrada. — Ritt nach São Paulo. — Eisenbahn von Santos. — Ponto alto. — São Bernhar do. — Brasilianische Theecultur. — Die Ebene von Ipiranga. — Die Stadt São Paulo. — Die Deputirtenkammer. — Geschichte eines Diamanten. — Veränderter Reiseplan. — Villa de Cutia. — Prejebú. — Sorocaba. — Der grosse Pferde- und Mauthiermarkt. — São João d'Ipanema. — Geschichte des Eisenbergwerks — seine Directoren — gänzlicher Verfall desselben. — Der Berg Arrassoyaba. — São Roque — eigenthümliche elektrische Erscheinungen. — Rückreise nach Santos. Der Dampfer Catharinense. — Cananéa — unfreiwilliger Aufenthalt daselbst. — Ilha do bom abrigo. — Paranaguá. — Der Paraguaythee. — Antonina. — Hafen von São Francisco — stürmische Fahrt. — Santa Catharina. — Unordnung auf den Postdampfern. — Ankunft in Rio grande	89
--	----

Drittes Kapitel.

Reise von Rio grande do Sul nach Rosario.

Reisegesellschaft an Bord. — Ankunft in Montevideo. — Quarantaine in der Fortaleza del Cerro. — Die Stadt Montevideo. — Der Staat Uruguay. — Fahrt nach Buenos Aires. — Wasserstand des La Plata. — Landungsplatz. — Die Stadt Buenos Aires. — die evangelische Kirche — Trinkwasser. — Artesischer Brunnen. — Bevölkerung. — Schriftsteller. — Erziehung. — Schulunterricht. — Naturhistorisches Museum. — Vereine. — Regierung. — Municipalität. — Fremde Elemente. — Sitten. — Papiergeld. — Einwanderung. — Saladeros. — Barracas. — San Benito de Palermo. — Der Dictator Don Juan Manuel Rosas. Dampfschiffahrt auf dem Parana nach Rosario. — Die Insel Martin Garcia

169

Viertes Kapitel.

Reise von Rosario nach Catamarca.

Die Hafenstadt Rosario. — Basken. — Colonien. — Distanzen der Provinzialhauptstädte von Rosario. — Fahrpostverbindungen. — Wagenkaravanen. — Abreise von Rosario. — Candelaria. — Poststationen. — Die Pampaindianer. — Von Candelaria nach Parada de Lobaton. — Fraile muerto. — Esquina de Medrano. — Rio Tercero. — Cañada. — Los Espinillos. — Rio Segundo. — Punta del Monte. — Cordova. — Kirchen. — Universität. — Barranca Yacu. — Ermordung des Generals Quiroga. — Las Talas. — Divisadero. — Manuscripte. — Handel. — Industrie. — Einwohner — projectirte Eisenbahn. — Posten. — Abreise von Cordova. — Porta de Guerra. — Salitre. — Los Posos. — Reichthum der ornithologischen Fauna. — Algarrobos. — Socabones. — Arbol blanco. — Toscas. — Salzsee. Unzen. — Ritt durch die Wüste. — Clerigo Castillo — la Horqueta. Punta de D. Diego. — Post El Tanque. — Punta del Rio. — Puesto de Cubas. — Ankunft in Catamarca. — Entfernung von Cordova. — Der Gobernador. — Die Stadt. — Kirchen. — Polizei. — Klöster. — Schulen. — Journal. — Hahnenkämpfe. — Leiden der Stadt durch die Revolutionen. — Die Provinz. — Industrie — politische Eintheilung. — Steuern. — Einnahmen. — Regierung. — Die alte Stadt. Das Thal der Chacras. — Algarrobbäume. — Sprache der Catamarqueños — fernere Reiseroute

239

Verzeichniss der Holzschnitte und Karten des vierten Bandes.

1. Separat gedruckte Holzschnitte.

	Seite
Titelbild.	
Porto Alegre	10
Montevideo von der Fortaleza aus gesehen	175
Mercado del 11. de Setiembre	189
Plaza de la Victoria	189
Plaza del Parque	190
Gefangene Pampasindianer.	255

2. In den Text gedruckte Holzschnitte.

Initial E.	1
Karte der Colonie Santa Cruz.	47
Initial I	89
Die Kirche in Santos	91
Cananéa	147
Paranaguá	152
Die Bombilla.	156
Initial A.	159
Die deutsche protestantische Kirche in Buenos Aires	191
Palermo de San Benito	213
Initial R.	239
Kazikenweiber	256
Die Post Los Posos.	286
Die Zunderbüchse.	280

3. Karte.

Plan der Stadt Buenos Aires.	188
--------------------------------------	-----

Erstes Kapitel.

Besuch der Provinz Rio grande do Sul.

(1861.)



ine zweiundvierzigstündige ziemlich günstige Fahrt brachte uns in den Morgenstunden des 11. März an die Barre von Rio grande do Sul. Am Mast des Wachschiffes war eine spitze blaue und darunter eine viereckigeweisse Flagge aufgehisst, ein Zeichen, dass wir bei $14\frac{1}{2}$ Palmos ($10\frac{3}{4}'$) Wassertiefe die Barre ungehindert passiren können. Gegen 10 Uhr vormittags langten wir am Landungsplatze der Stadt Rio grande an.

Da ich bei meiner Rückkehr aus der Provinz gezwungen war, mich länger in dieser Stadt aufzuhalten, so werde ich später über dieselbe sprechen und hier mich nur auf einige Mittheilungen über ihre Lage beschränken.

Zwischen dem 30. und 34. Grad südl. Br. liegen längs der

südbrasilianischen Küste eine beträchtliche Anzahl Brakwasserseen (Lagoas) von grösserer oder geringerer Ausdehnung. Die beiden bedeutendsten, die Lagoa dos Patos im Norden und die Lagoa mirim im Süden erstrecken sich von $30^{\circ} 1'$ (Porto Alegre) bis $33^{\circ} 36'$ S. B. (Barra de São Miguel) und stehen miteinander durch einen schmalen Kanal, den Sangrador de São Gonzalo, in Verbindung. Das südliche sackförmige Ende der grössern Lagoa dos Patos enthält mehrere Inseln, ist ausserordentlich seicht und gestattet nur in einem ziemlich schmalen Streifen tiefern Fahrwassers freien Verkehr. Durch einen etwa 1 Legoa breiten und 2 Legoas langen Kanal, dessen Strömung durchschnittlich 5—8 Seemeilen pr. Stunde beträgt, steht dieses Südende der Lagoa dos Patos und durch sie die Lagoa mirim mit dem Meere in Verbindung; er führt mit Unrecht den Namen des Grossen Flusses (Rio grande). Die Mündung des Kanals ist von Norden durch eine schmale Landzunge verengt und da das Meer gewöhnlich etwas stürmisch, das Fahrwasser an den Ufern aber ziemlich seicht ist und einen beweglichen Sandgrund hat, so bietet die Einfahrt über die Barre der Schifffahrt ganz aussergewöhnliche Hindernisse und Gefahren dar, wie es die grosse Menge von Schiffbrüchen in diesen Gewässern am besten beweist.

Die Barre ist von mehrern Sandbänken umgeben, welche häufig in ihrer Form wechseln und sie in einen nordöstlichen und einen südöstlichen Arm theilen. Sie bestehen aus sehr feinem, theils durch den Wind direct ins Meer gewehtem, theils durch den Rio grande angeschwemmtem Flugsande. Wenn ihre Oberfläche eine Zeit lang unverändert bleibt, so wird die oberste Schicht des Sandes steinhart und übt auf die Schiffe, die das Unglück haben, auf eine solche Bank aufzufahren, die nämliche Wirkung, als wenn sie auf Felsen stiessen. Sind sie schwer geladen, so geschieht es zuweilen, dass sie die verhärtete obere Schicht durchbrechen und dann allmählich im lockern tiefern Sand versinken und spurlos verschwinden. Die Barre selbst soll ihre Gestalt seit den Untersuchungen des Kapitäns Dillon vom englischen Kriegsdampfer „Lizard“ im Jahre 1849 in 10 Jahren (bis April 1859) nicht wesentlich geändert haben, nur soll ihr Centralpunkt

ungefähr $2\frac{1}{2}$ Kabellänge mehr westwärts gerückt sein.¹⁾ Der Wasserstand auf der Barre ist ausserordentlich wechselnd und ändert sich mit grosser Schnelligkeit nicht selten mehrmals in einer Stunde. Oft ist er tagelang so niedrig, dass kein Schiff ein- oder auslaufen kann; zuweilen ist die Barre durch Stürme so aufgereggt, dass sie ebenfalls keine Schiffsverbindung des Hafens mit dem Meere gestattet. Der gefürchtetste Wind ist der Südost, häufiger aber und weit heftiger wehen die Pampeiros (Südwestwinde). Sie sind auch die für die Barre gefährlichsten, weil sie am meisten Flugsand zuführen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass gewöhnlich einige Stunden vor Ausbruch eines Pampeiros das Wasser auf der Barre durch Aufstauhungen der See zwischen den südöstlichen Sandbänken und der Südküste steigt und Grundwellen von Süden herkommen. Starke Dünungen auf der Barre heissen Vagalhões; brechen sich aber die Wellen auf ihr, so ist sie barra brava.

Auf der Barre ist ein Wachtschiff stationirt, um den ein- und auslaufenden Schiffen durch Flaggensignale den Wasserstand anzuzeigen; mit ihm correspondirend liegt am Lande der Wachtthurm, der den Schiffen in gefährlicher Lage den einzuschlagenden Weg signalisirt. Er wurde früher als Leuchtturm benutzt und dann durch einen neuen ersetzt. Dieser liegt 277 englische Fuss nordöstlich von jenem unter $32^{\circ} 7' 3''$ südl. Br., $52^{\circ} 3' 9''$ westl. L. Greenwich. Er ist von Eisen gebaut, hat an seinem Fusse 15' Durchmesser und misst vom Boden bis zur Spitze der Kuppel 104', bis zur Mitte des drehenden Lichtes 99'. Wenn das Licht vollständig aus 21 Oellampen zusammengesetzt ist, so kann es auf eine Entfernung von 25—30 Seemeilen gesehen werden, gewöhnlich aber werden weniger Lampen angezündet, sodass das Licht vom Deck der Schiffe nur auf eine Entfernung von 10—18 Meilen erblickt wird.

Der eigenthümliche Zustand der Barre von Rio grande und die Gefahren, die sie der freien Schifffahrt entgegensetzt, haben

¹⁾ The British Shipmaster's Handbook to Rio grande do Sul by the hon. Henry Prendergast Vereker. L. L. D. London 1860.

wiederholt die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen; es ist aber bisher (1861) noch kein energisches Mittel zur Abhülfe ergriffen worden. Es liegen zwar eine Menge von Projecten, Vorschlägen und Ueberschlägen vor, ohne dass irgendeiner, sei es aus Mangel an Geld, an Energie oder an Ueberzeugung ihrer Zweckmässigkeit, in Anwendung gebracht worden wäre. Einige Fachmänner behaupten, dass auch sehr kräftig wirkende Baggermaschinen nicht im Stande wären, die Versandung der Barre zu beseitigen oder auch nur eine wesentliche Beseitigung der gegenwärtigen Hindernisse zu erzielen. Sollte dies wirklich der Fall sein, so müsste dann freilich die Hauptaufmerksamkeit der Regierung auf eine möglichste Vervollkommnung der Wasserzeichen, der Rettungsapparate, des Piloteninstituts u. s. f. gerichtet sein. Ein mächtiges Hülfsmittel wäre immerhin die Bepflanzung des losen Küstensandes mit einer passenden Dünenvegetation, vielleicht würden sich dazu *Bacharis*-arten eignen, die ich an der Westküste Südamerikas an salzigsandigen Localitäten üppig wuchernd gefunden habe, oder auch *Elymus*-arten.

Im Jahre 1861 wurde endlich von einem Privatmann ein Dampfremorqueurdienst errichtet, um die ein- und auslaufenden Schiffe, die es verlangen, über die Barre zu bringen. Dadurch ist einem sehr wesentlichen Bedürfniss zur Erleichterung der Schiffsverbindung mit dem allgemein gefürchteten Hafen von *Rio grande do Sul* Genüge gethan.

Die Ufer des *Rio grande* zwischen der Barre und der Stadt bestehen grösstentheils aus vegetationslosen Dünen und sind besonders in der Nähe der Barre mit zahlreichen Schiffstrümmern bedeckt. Sie machen auf den Reisenden, der aus den üppig grünen nördlichen Häfen zum ersten mal hier einläuft, einen ungemein traurigen Eindruck.

Die Stadt *Rio grande do Sul* liegt am südlichen Ende der *Lagoa dos Patos*, 2 *Legoas* nordwärts von der Barre am nordöstlichen Ende einer schmalen Landzunge, die im Süden von einer schmalen Bucht, „*Saco da Margarita*“, nach Norden von seichtem Wasser begrenzt ist. Der Hafen, 1833 von einer Gesellschaft in seinem jetzigen Zustande hergestellt, ist gegen alle

Winde mit Ausnahme des Nordost vollkommen geschützt und hat einen ziemlich guten Ankergrund. Die Schiffe werden längs des Douanenquais so gereiht, dass westlich an demselben die brasilianischen, östlich die fremden Fahrzeuge liegen und jedes Platz genug hat, sich um seine Ankerkette zu schwingen; nur wenn, wie es zuweilen geschieht, ihre Zahl sehr beträchtlich ist, werden sie am Schnabel und am Stern festgemacht.

Der Stadt Rio grande gegenüber liegt am entgegengesetzten Ufer des Festlandes die Villa „São José do Norte“, gewöhnlich nur „Norte“ genannt, mit eigenem Hafen und eigenem Zollhause. Schiffe von mehr als 9' Tiefgang können in der Regel nicht in den Hafen von Rio grande einlaufen, müssen daher den tiefern von Norte benutzen, der allen Schiffen, die überhaupt die Barre passiren können, einen guten nur den Pampeiros etwas ausgesetzten Ankerplatz gewährt. Dort müssen sie einen Theil ihrer Ladung in Lichterschiffe löschen, bis sie so hoch über Wasser stehen, dass sie nach Rio grande hinüberfahren können. Nur jene Schiffe, deren Ladung ausschliesslich aus Salz oder Steinkohlen besteht, dürfen sie in Norte löschen.

In Erwartung des von Montevideo fälligen Dampfers, nach dessen Ankunft sogleich ein Dampfschiff nach Porto Alegre abgeht, machte ich eine Excursion nach Pelotas, um eine dortige Xarqueada zu besuchen. Ich schiffte mich um 10 Uhr vormittags an Bord der „Continentista“, eines heillos lotterhaften, elenden Dampfers, an dem die grösste Unreinlichkeit ihre Flagge aufgehisst hatte, ein und langte unter heftigem Gewitter nachmittags um 3 Uhr in Pelotas an. Ein Omnibus führte mich nach einem eine halbe Legoa von der Stadt entfernten Etablissement am Rio de Pelotas, dem ein Deutscher, Hr. Elster, vorsteht. Eine Xarqueada, d. h. der Ort, wo Rinder in grosser Zahl geschlachtet werden, um ihr Fleisch einzusalzen und hernach an der Luft zu trocknen und die übrigen Theile auf die bestmögliche Weise zu verwerthen, macht jedem Besucher durch zwei charakteristische Eigenschaften einen höchst unangenehmen Eindruck; nämlich durch den fast unerträglichen, aashaften Geruch und durch Millionen träger, klebriger Fliegen, die so zudring-

lich sind, als möchten sie schon den lebenden Menschen als Depot ihrer Brut benutzen. Es bedarf in der That eine grosse Gewohnheit, um sich in dieser verpesteten Atmosphäre wohl zu fühlen und mit Appetit den Fliegenschwärmen das Essen streitig zu machen. Ein jeder Zweig der grossen gewöhnlich mit Xarqueadas in Verbindung stehenden industriellen Etablissements, als: Talgsiederei, Kerzenfabrik, Haar- und Oelgewinnung, Zubereitungen der Häute u. s. f. verbreitet schon seinen eigenen specifisch höchst unangenehmen Geruch; nimmt man aber alle diese Aromas zusammen, die durch die Ausdünstung einer Menge faulender Abfälle potenziert werden, so kann man sich leicht einen Begriff von den mephitischen Dünsten machen, in die solche Localitäten eingehüllt sind.

Die erste Xarqueada in der Provinz wurde im Jahre 1794 an einem Punkte, der jetzt noch Xarqueada velha heisst, gegründet, ihr folgte eine am Sacco de Pelotas, ein paar am Flüsschen Pelotas und später einige am linken Ufer des nördlichen Rio Jacuhy; 1820 waren in der ganzen Provinz nur 10 Xarqueadas, ihre Zahl und ihr Betrieb nahmen aber so rasch zu, dass seit einer Reihe von Jahren ihre Producte den Hauptexport der Provinz bilden. Im Jahre 1860 repräsentirte er nach officiellen Angaben einen Geldwerth von 14,438603 Milreis.

Die Xarqueadas von Pelotas sind die bedeutendsten der Provinz, in der Safra (Schlachtzeit) von 1860 (November 1859 bis Juni 1860) wurden dort 235125 Stück Rindvieh, meist im Alter von 3—4 Jahren, geschlachtet. Bei normalen Witterungsverhältnissen können in Pelotas jährlich 250—300000 Stück Rindvieh aufgearbeitet werden; eine jede der dortigen Xarqueadas schlachtet während der Schlachtzeit durchschnittlich täglich 150—180 Rinder. Sie werden theils aus der benachbarten Provinz Uruguay (banda oriental), theils aus der Provinz Rio grande selbst bezogen. Vom November bis Februar kommt meistens Vieh aus der Banda oriental zum Auftriebe. Das Pampagras soll, um den Heerden eine gesunde Nahrung abzugeben, gehörig reif werden; in nassen Jahren schlägt es immer aus und verursacht den Rindern leicht Durchfall, und in sehr trockenen verkümmert es und

dann leiden sie Hunger, in beiden Fällen kommen sie mager in die Xarqueadas und haben dann natürlich einen geringen Werth. Gutgenährtes Rindvieh, wie es in Trupps von 4—600 Stück nach den Xarqueadas getrieben wird, hatte 1860—61 einen Preis von 26—28 Milreis pr. Kopf. Man rechnet von einem solchen Stück Rindvieh 5 Arrobas Fleisch und 28—30 Pfd. Unschlitt und Fett, letzteres vom April an um 15—20% weniger. Zum Einsalzen eines Rindes veranschlagt man $\frac{5}{6}$ Alqueire Salz (1 Alq. = 80 Pfd.). Da das Salz sehr grobkörnig ist, so wird mehr verbraucht und schlechter eingesalzen, als wenn es vorher zu feinerem Pulver gemahlen wird. Der Unschlitt wird in Pelotas, theils zu Seife und Kerzen verarbeitet, theils in geschmolzenen Scheiben zur Ausfuhr gebracht.¹⁾ Von 10 Klauen rechnet man $\frac{1}{2}$ Pfd. Oel. Die Häute werden entweder eingesalzen oder getrocknet. Gesalzene Ochsenhäute haben ein Durchschnittsgewicht von 70 Pfd., Kuhhäute von 50—60 Pfd. Die Röhrenknochen werden als solche, die übrigen als Knochenasche exportirt. Da während meiner Anwesenheit in Pelotas in den näher gelegenen Xarqueadas zufälligerweise nicht geschlachtet wurde, so werde ich über dieses höchst eigenthümliche Verfahren, das ich in Buenos Aires näher kennen lernte, später sprechen.

São Francisco de Paulo de Pelotas ist ein neuer Ort. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war da, wo die heutige Stadt steht, eine grosse Fazenda mit einer Xarqueada, auf der eine Anzahl Familien der Umgegend während der Schlachtzeit arbeiteten. Nach und nach siedelten sich andere an, es wurde eine

Die Ausfuhr an Häuten und getrocknetem Fleische (Xarque oder carne secca) bezifferte sich im Quinquennium 1856/60 folgendermassen:

Jahre.	Rindviehhäute.		Xarque.		Pferdehäute.	
	Zahl.	Werth.	Arr. à 32 Pfd.	Werth.	Zahl.	Werth.
1856	653536	5,043438 Milr.	1,229069	4,874509 Milr.	8527	25459 Milr.
1857	556916	5,458948 „	1,462993	5,918862 „	19218	42206 „
1858	502777	3,089339 „	970580 $\frac{1}{2}$	4,474373 „	7584	19338 „
1859	381591	2,748608 „	741844	2,680671 „	9641	26082 „
1860	702945	6,453977 „	1,695546 $\frac{1}{3}$	5,881152 „	22681	64003 „

Diese kleine Tabelle zeigt auch die ausserordentlichen Preisschwankungen dieser Artikel.

Kirche erbaut und dadurch der Grund zur künftigen Stadt gelegt, die sich in einigen Decennien sehr rasch entwickelte. Heute zählt sie zwischen 8—9000 Einwohner, hat grossentheils sehr geräumige, hübsche Häuser, meist mit einem Stocke, und ist der Sitz vieler sehr wohlhabender Leute. Mit Wohlthätigkeitsanstalten, Collegien für höhern Unterricht u. s. f. ist sie sehr gut versehen. Am rechten Ufer des Flüsschens Santa Barbara, an das sich die Stadt anlehnt, wurde 1834 beim Beginn des neunjährigen Bürgerkrieges der erste Dampfer, der die Gewässer von Rio grande befuhr und unter dem Befehle des Admirals Greenfell eine bedeutende Rolle spielte, erbaut.

Die schmierige Continentista brachte mich den folgenden Tag wieder in fünf Stunden nach Rio grande zurück. Hätte ich gewusst, dass sich die Ankunft des Montevideodampfers, wie dies der Fall war, noch mehrere Tage verzögern würde, so wäre ich noch gern länger in Pelotas geblieben und hätte auch die Colonie São Lourenzo besucht; aber ich wollte die erste Gelegenheit nach Porto Alegre nicht versäumen und es blieb mir nichts übrig, als dieselbe in Rio grande abzuwarten. Die Unregelmässigkeit der brasilianischen Dampfer grenzt wirklich ans Unglaubliche. Eine programmässig erfolgte Ankunft gehört beinahe zu den Ausnahmefällen. Allerdings hindern oft Wind und Meer, besonders an der Südküste, ein präcises Innehalten des bestimmten Tages, weit häufiger liegen aber die Verspätungen an dem miserablen Zustande der Schiffe und ihrer Maschinen. Doch darüber im nächsten Kapitel ein Mehreres.

Am 21. März fuhr der sehr gute Privatdampfer Protecção um 11 Uhr vormittags von Rio grande ab. Er war so überfüllt, dass man sich den Platz zum Speisen und Schlafen nur mit Mühe erobern konnte. Die Fahrt vom Hafen von Rio grande durch den überall von Untiefen umgebenen ziemlich schmalen Kanal bis zum Estreito de Canguçu, da, wo das offene Fahrwasser der Lagoa dos Patos beginnt, ist ein eigenthümliches Labyrinth von Windungen, und es verfehlt nicht, den, der zum ersten mal diese Reise macht, in hohem Grade zu überraschen. Die Fahrt durch die Lagoa dos Patos selbst bietet wenig Interesse, da die Ufer

ebenso sehr irgendeines Reizes entbehren als die Primadonna und das übrige Personal der lyrischen Compagnie, die wir an Bord hatten und die durch ihre Prätensionen der Reisegesellschaft sehr lästig fiel. Erst bei der Punta de Itapuana, wo die Lagune sich rasch verengt, wird die Uferscenerie durch Hügel und niedrige Gebirgszüge im Osten abwechselnd und freundlich. Zahllose Untiefen beirren in diesem schlauchförmigen 25 Seemeilen langen Nordende einigermaßen die freie Schifffahrt, aber doch nicht in dem Grade wie im südlichen Sacke dieser ausgedehnten Lagune.

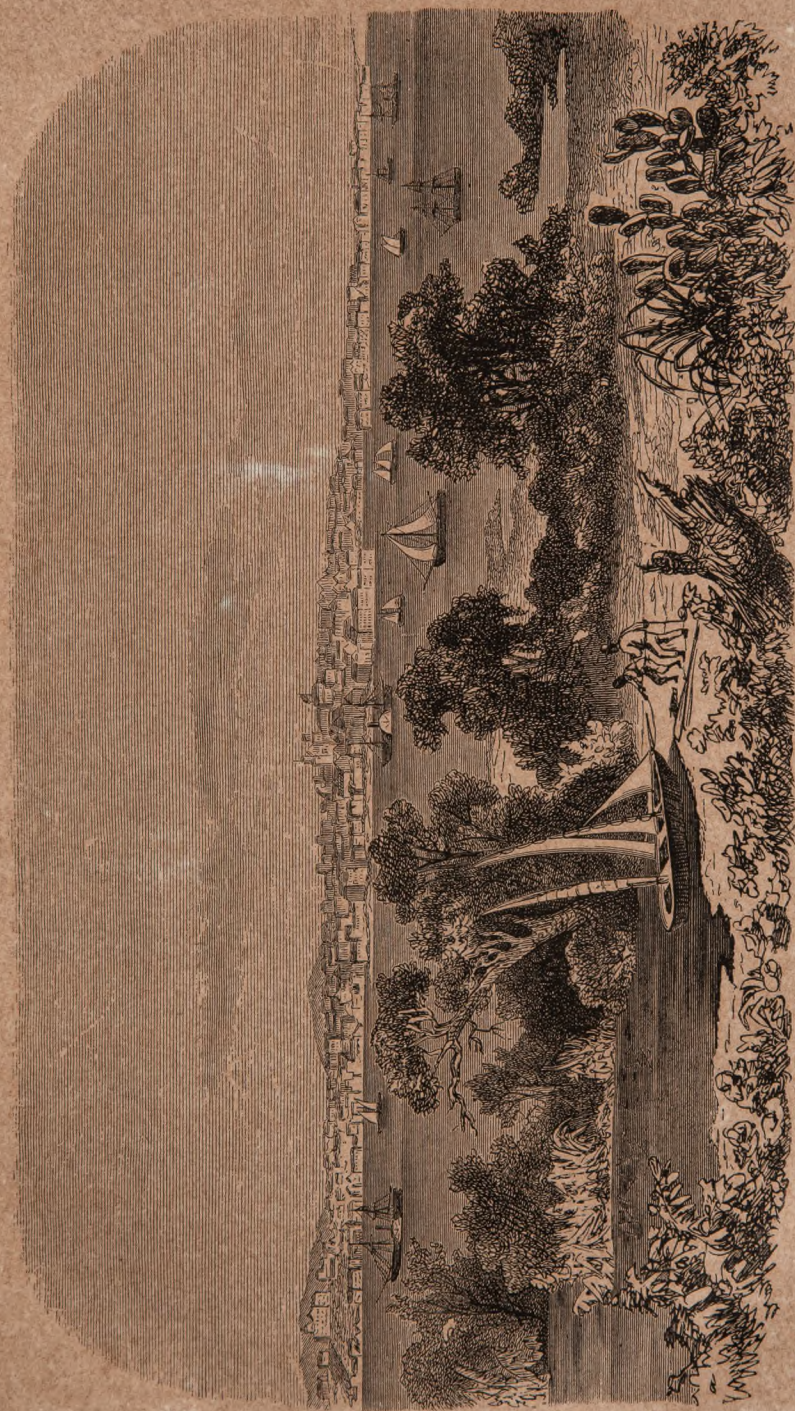
Da, wo die Flüsse Rio de Jacuhy, Rio Cahy, Rio dos Sinus und Rio Gravatahy sich zur Lagoa de Viamão vereinen, liegt am östlichen Ufer des Nordendes der Lagoa dos Patos terrassenförmig auf mehreren niedern Hügeln Porto Alegre, die Hauptstadt der Provinz. Eine günstige Morgenbeleuchtung erhöhte den lieblichen Eindruck, den die Stadt von der Lagune aus gewährt. Das kasernenartige Collegio de Santa Theresa, die etwas weiter rechts gelegene freundliche Kirche do Menino de Deos, der grosse Friedhof und links das neugebaute hübsche Gefängniss lenken zuerst den Blick des Ankommenden auf sich. Der Dampfer umschiffte die Spitze, auf der das letztere steht, und befindet sich dann im eigentlichen Hafen von Porto Alegre. Genau 24 Stunden nach unserer Abfahrt von Rio grande landeten wir in der Provinzialhauptstadt. Einer schon in Rio grande erhaltenen freundlichen Einladung folgend, nahm ich mein Absteigequartier in der eleganten, grossartigen Wohnung des Hrn. Friedrich Bier, eines wohlbekannten deutschen Kaufmanns und ehemaligen Colonisten von São Leopoldo.

Welch ein Unterschied zwischen diesem Porto Alegre und jenem Porto Alegre, an dem ich 2½ Jahr früher an der Mündung des Rio Macury mehrere Tage verweilte! ¹⁾ Jenes führt seinen Namen mit vollem Rechte. Es ist die freundlichste und angenehmste von allen brasilianischen Provinzialhauptstädten, die ich kenne. Die Strassen sind meistens geradlinig, im ganzen

¹⁾ Bd. II, S. 337.

genommen aber ziemlich schlecht gepflastert. Die Häuser, zum Theil mit zwei Stockwerken, solid, bequem und viele von geschmackvoller Bauart; einzelne an den Façaden mit Fayencefliesen bekleidet. Die öffentlichen Gebäude, wenn auch ohne hervorragenden architektonischen Werth, im ganzen doch den Anforderungen eines soliden guten Geschmacks entsprechend. Zu den bemerkenswerthesten gehören das schon erwähnte Gefängniss, das gewaltige Zeughaus, das noch bedeutende Neubau erhalten soll, das Marinearsenal, das sehr grosse hübsche Theater auf einem dominirenden Platze, das Spital, das Zollhaus u. s. f. Die Kirchen, deren älteste die Igreja da Mai de Deos, sind in dem schon oft besprochenen gewöhnlichen Stile aufgeführt. Eine Markthalle war im Bau begriffen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich besonders die praza de 2 de Dezembro, ehemals largo da forza (Galgenplatz), durch ihre vortreffliche Lage dicht am Wasser aus. Es ist ein herrlicher Platz, der jedenfalls seinen Herstellern weit mehr als seinen Erhaltern zur Ehre gereicht, denn ich fand ihn sehr vernachlässigt, zum Theil verwildert, die meisten Bäume abgestorben. Man hat in Brasilien an öffentlichen Arbeiten nur so lange Interesse, als sie im Projecte discutirt werden und bis der vielfach besprochene Plan ausgeführt ist; sind sie einmal vollendet, so hört auch alle Theilnahme daran auf und sie werden dem Schutze des Himmels überlassen. Die Errichtung dieses Platzes sowie viele andere wichtige Arbeiten, theils zum Nutzen, theils zur Verschönerung der Stadt, rühren vom ehemaligen Präsidenten Hrn. Angelo Muniz da Silva Ferraz her, der zwar die Finanzen der Provinz nicht schonte, aber auch manches treffliche Werk zur Erinnerung an seine Präsidentsur hinterliess.

Die Zahl der Einwohner von Porto Alegre wird auf 20000 angegeben, davon sollen ungefähr ein Drittel Fremde und unter diesen bei 500 Deutsche sein. Einen sehr bedeutenden Rückschlag erlitt die Stadt 1857 während der Choleraepidemie. Es wurde mir versichert, dass damals oft an einem Tage 160—180 Personen starben und im ganzen über 4000 Individuen der Seuche zum Opfer fielen.



Zu IV. 10.

Porto Alegre.

Die Stadt trägt zwar nicht, wie oft geschrieben wird, einen vorherrschend deutschen Charakter, aber immerhin ist das germanische Element in ihr stark vertreten und deutsche Aufschriften über Käufmannsgewölben, Werkstätten, Kneipen, Gasthöfen u. s. w. sind beinahe ebenso häufig als brasilianische. Der Grosstheil der hier ansässigen Deutschen stammt von alten Colonisten von São Leopoldo ab, denen sich viele Soldaten und Offiziere der aufgelösten deutschen Legion angeschlossen haben. Auch von den später als Colonisten Eingewanderten sind eine ziemliche Anzahl vorzüglich als Handwerker hier zurückgeblieben. Der bedeutende Grosshandel ist hauptsächlich in Händen höchst achtungswerther deutscher Häuser.

Dass auch hier die Deutschen mehrere Vereine, als Hilfs-, Gesang- und Lesevereine u. s. f. gebildet haben, braucht kaum bemerkt zu werden, da solche Gesellschaften überall entstehen, wo es Deutsche im Auslande gibt; eine besondere Erwähnung verdient aber die in Porto Alegre erscheinende deutsche Zeitung. Vor ungefähr 12 Jahren wurde hier der Versuch gemacht, ein deutsches Blatt zu gründen. Es führte den Titel „Der Colonist“ und stand unter der Leitung eines gewissen Lindenberg. Seine Existenz war eine kurze. An seine Stelle trat in Rio de Janeiro vor circa 10 Jahren, unter der Leitung eines Dr. Kickbach, ein miserables deutsches Blatt unter dem Titel „Der deutsche Einwanderer“ das eigentlich nur der Tummelplatz gemeiner Leidenschaften einiger die Schöngeister spielen wollenen Deutschen war. Auch dieses Blättchen ging bald ein und nun wurde der „Einwanderer“ in Porto Alegre gegründet. Er erschien wöchentlich zweimal. Von den vier Columnen jeder Seite erhielten je zwei den deutschen Text, die beiden andern dessen portugiesische Uebersetzung. Der Versuch gelang. Das Blatt hielt sich, wenn auch nicht gerade unter glänzenden Verhältnissen, doch jahrelang und wurde von den deutschen Colonisten gern gelesen. Es wechselte während dieser Zeit wiederholt Eigenthümer, Verleger und Redacteurs. Während meiner Anwesenheit in Porto Alegre erschien es noch unter der angegebenen Form. Später wurde es in ein selbständiges deutsches Blatt

unter dem Titel „Deutsche Zeitung“ umgewandelt und ein durch einen Verwaltungsrath vertretener Verein gebildet, um über den ökonomischen Theil desselben zu wachen. Diese Zeitung erscheint ebenfalls zweimal wöchentlich in grossem Formate und anständiger Ausstattung. Die Ausgaben des Blattes beliefen sich im Verwaltungsjahr 18⁶³/₆₄, ein Redacteurhonorar von 1432 Milreis inbegriffen, auf circa 7000 Milreis, die so ziemlich von den Einnahmen balancirt wurden. Auf einer Anzahl von Nummern, die ich Gelegenheit hatte, in jüngster Zeit einzusehen, war ein Hr. C. v. Koseritz als Redacteur genannt. Die Tendenz des Blattes, soweit ich sie aus diesen Nummern beurtheilen kann, ist dem Lesekreis, für den es vorzüglich berechnet ist, nämlich für die auf den Colonien lebenden Deutschen, vollkommen angemessen. Als besonders lobenswerth ist hervorzuheben, dass deutliche Erklärungen der brasilianischen Gesetze und des gerichtlichen Geschäftsgangs den über diesen Punkt meistens in grosser Unklarheit schwebenden Colonisten gegeben werden; auch scheint sich die Redaction sehr lebhaft der Interessen der deutschen Colonisten, brasilianischer Präponderanz gegenüber, anzunehmen. Eine grosse Verbreitung in den Coloniedistricten ist diesem ältesten deutschen Blatte in Brasilien lebhaft zu wünschen.

Ein Deutscher, Namens J. H. Knorr, hat vor mehrern Jahren den sonderbaren Plan gefasst, eine grössere Anzahl deutscher Dienstboten nach der Provinz Rio grande do Sul zu importiren, und wirklich auf drei Schiffen über Hundert solche Individuen (der weibliche Theil war grösstentheils in den Bordellen deutscher Seestädte rekrutirt worden) importirt. Ihre Ankunft in Porto Alegre erregte nicht geringe Sensation und es wird erzählt, dass häufig selbst ein sehr hoher Würdenträger dicht in den Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, nachts vor dem Aufnahmeause auf- und abpatrouillirte, bis die Ida, Elisa, Bertha oder wie sonst diese Phrynen heissen mochten, zum erwarteten Rendezvous heraushuschte. Natürlich wollte keine honnete Familie ihre Dienstboten unter diesen Dämchen mit Hut und seidenen Kleidern rekrutiren; ihr Schicksal war daher ein solches, wie es jeder vernünftige Mensch voraussehen musste;

die meisten trieben ihr altes Geschäft in Porto Alegre und überall, wo sie hinkamen, fort und sanken immer tiefer und tiefer. Viele von ihnen gingen elendiglich zu Grunde. Ein Padre T. nahm zwei, wol kaum um sie zu einem bessern Lebenswandel zu bekehren, zu sich und bezahlte ihre Schulden; aber bald liefen ihm beide wieder weg. Aehnlich machten es viele andere und es dürften sich von dem ganzen Transport nur sehr wenige in einen ordentlichen Lebenswandel gefunden haben. Solche Vorgänge dienen nicht gerade dazu, den deutschen Namen in der Provinz geachteter zu machen. Gelegentlich einer Unterredung über die Deutschen in Rio grande erzählte mir ein Brasilianer, dass einer seiner Bekannten testamentarisch seiner Sklavin die Freiheit und eine Mitgift von 1000 Thln. geschenkt habe, falls sie sich ordentlich verheirathen könne, und dass sich auch alsbald ein Deutscher und zwar ein Mann, der auf Bildung Anspruch machte, gefunden habe, und die Negerin um den Preis von 1000 Milreis ehlichte. Mein Gewährsmann meinte, es würde sich sicherlich nicht leicht ein gebildeter Brasilianer gefunden haben, der diesen Handel eingegangen wäre.

Die Deutschen sind weder in Porto Alegre noch in den Coloniedistricten besonders beliebt, von einer gewissen ultranativistischen Partei sogar gründlich gehasst. Sie fürchtet sich nämlich und spricht es auch gelegentlich unverhohlen aus, dass durch die Ueberhandnahme des deutschen Elements ihre Nationalität gefährdet werde, als ob das reine Blut der Abkömmlinge der ersten Ansiedler dieser Provinz (Portugiesen von den Azorischen Inseln), das durch jahrhundertelange Kreuzung mit Negern schon recht gründlich verdorben wurde, durch Vermischung der germanischen Rasse verschlechtert würde! Das glauben selbst die eingefleischten Nativisten nicht ernstlich, aber sie fürchten sich vor einem moralischen und politischen Uebergewicht der Deutschen, das diese durch Intelligenz, Arbeitsamkeit und Kapital unzweifelhaft mit der Zeit erringen werden. Sie möchten gern die directen und indirecten Vortheile, welche die Provinz aus der deutschen Einwanderung zieht, geniessen, aber doch keine Colonisten im Lande haben. Fremdenhass ist ihnen iden-

tisch mit Patriotismus, sie suchen daher auf alle mögliche Weise jeden Vorthail, den sich die Colonisation erringt oder erringen könnte, zu paralisiren, und probiren zuweilen, auf legislatorischem Wege der kräftigen Entwicklung des fremden Elements Hemmnisse entgegenzusetzen. Glücklicherweise sind sie nicht in der Majorität und der gesunde Sinn des Grosstheils der riograndensischen Bevölkerung hat, bisjetzt wenigstens, noch immer ihren der Colonisation sehr feindlichen particularistischen Bestrebungen Schranken zu setzen gewusst.

Während meiner Anwesenheit in Porto Alegre sollte dem Provinziallandtage ein Gesetzentwurf vorgelegt werden, demzufolge kein Nichtbrasilianer Director einer Colonie werden dürfe. Nach der Intention des Vertheidigers dieses durchaus anticonstitutionellen Vorschlags wären auch naturalisirte Brasilianer von diesen Stellen auszuschliessen gewesen. Es war nicht etwa blos der Neid, dass ein Fremder den Gehalt beziehe, den ebenso leicht ein Brasilianer in die Tasche stecken könnte, welcher dieses Project veranlasste, sondern hauptsächlich die Absicht, durch geborene Brasilianer bei Wahlen eine Pression auf die Colonisten, von denen ein grosser Theil naturalisirt ist und Urwählerrechte hat, auszuüben.

An der Spitze der Nativisten von Porto Alegre steht Hr. Felipe Betbezé d'Oliveira Nery (wenn ich nicht irre, selbst spanischer Abkunft), ein Mann, der sich durch seinen fanatischen Fremdenhass auszeichnet und denselben auch als Deputirter des Provinziallandtags sowie der Reichsvertretung bei jeder Gelegenheit offen zur Schau trägt. Und dieser Mann ist Generalinspector der Provinzialcolonien!¹⁾ Er wurde mir während eines Zwischenactes im Theater zu Porto Alegre vorgestellt. Seine Aeusserungen über Emigration und Colonisation waren bei dieser Gelegenheit

¹⁾ In meinem gedruckten officiellen Berichte über die Colonien von Rio grande do Sul habe ich, auf irrige Mittheilungen gestützt, gesagt, dass Nery vom frühern Präsidenten der Provinz, Hrn. Senator Angelo Moniz da Silva Ferraz, mit diesem Amte betraut worden sei. Als Hr. Ferraz seine Präsidentsur antrat, war Nery schon Director da repartição das terras publicas. Früher war er Schatzmeister beim Provinzialschatzamte.

derart von der erklärtesten Abneigung gegen alle Fremde gewürzt, dass ich nicht umhin konnte, ihm mein Befremden über seine Ansichten auszudrücken. Er mochte wol selbst das Unschickliche seiner Sprache bei einer ersten Begegnung gefühlt haben, denn er besuchte mich am folgenden Morgen und bemühte sich, durch die grösste Zuvorkommenheit sein gestriges Benehmen zu redressiren. Wäre die deutsche Colonisation in der Provinz nicht schon so sehr erstarkt, so wäre es den Bemühungen Nery's gewiss schon gelungen, ihr den Todesstoss zu versetzen. Glücklicherweise haben bisher noch die meisten Präsidenten der Provinz die hohe Bedeutung der deutschen Colonisation richtig aufgefasst und sich von den fremdenfeindlichen Tendenzen des Generalinspectors der Colonien nicht allzu sehr beeinflussen lassen. Aber es ist unleugbare Thatsache, dass es mit den Verhältnissen der Regierungscolonien in der Provinz weit besser bestellt wäre, wenn ein einsichtsvollerer, humanerer Mann diese Stelle einnähme.¹⁾

Solange die Abneigung gegen Deutsche und die Protection der Eingeborenen nur Gegenstand der individuellen Neigung ist, so ist sie jedenfalls leicht zu begreifen; wenn sie aber von seiten der Machthaber so weit getrieben wird, dass die Interessen des Staates darunter leiden, so gibt es keine Entschuldigung mehr dafür. Und solche Beispiele kommen täglich vor. Ich führe nur einige an. Für eine nothwendige Dammarbeit in São Gabriel wurden von der Provinzialkammer 80000 Milreis nach dem Ueberschlage eines brasilianischen Unternehmers votirt; ein Deutscher bot sich an, dieses nämliche Werk unter allen festzusetzenden Garantien für 20000 Milreis, also für $\frac{1}{4}$ des ersten Voranschlags auszuführen. Seine Offerte wurde zurückgewiesen und die Arbeit dem Brasilianer um den vierfach höhern Preis übergeben. Ein deutscher Feldmesser machte dem Präsidenten der Provinz die mit Beweisen belegte Anzeige, dass sein Vorgesetzter, ein Brasilianer, beim Vermessen betrogen und gestohlen

¹⁾ Im Jahre 1865 wurde Hr. Francisco Xavier da Cunha zum Generalinspector der Colonien der Provinz Rio grande do Sul ernannt.

habe. Auf die Erklärung des Präsidenten der Provinz, dass er keine Untersuchung gegen den Angeklagten einleiten werde, nahm der junge Mann mit dem Bemerken, er wolle keinen Antheil an dem Betrüge haben, seine Entlassung aus dem Provinzialdienste. Natürlich machte man sich weidlich lustig über den dummen Teufel von einem ehrlichen Deutschen. Ein anderer Deutscher hingegen, der einen Dienst als Feldmesser suchte, präsentierte beim Präsidenten das Anstellungsdecret seines verstorbenen Vaters als ausserordentlicher Professor an der Universität in München als Feldmesserzeugniss! Er wurde auf dieses Document hin zum Examen zugelassen und trotz der crassesten Unwissenheit, die er bei dieser Gelegenheit an den Tag legte und später in der Praxis durch fabelhafte Dummheiten hundertfältig bewies, doch als wohlbestallter Agrimensur aufgenommen. Wahrscheinlich hat sein Auftreten an massgebendem Orte einen günstigen Eindruck gemacht; denn dies ist ein wichtiger Factor; hat doch der Präsident A. einem Colonisten Subsidien verweigert, behauptend, er könne unmöglich ein guter Colonist sein, da er einen Cylinder statt eines niedrigen Bauernhutes trug. Der Mann war seiner Profession nach ein Drechsler und hat sich als vortrefflicher Ansiedler bewährt.

Zu einem Besuche der vielbesprochenen ehemaligen Colonie São Leopoldo wählte ich den Landweg zur Hin- und das Dampfboot zur Rückreise. Die Entfernung von der Provinzialhauptstadt nach dem Hauptorte São Leopoldo berechnet man auf 7 Leagoas. Ich ritt am 24. März um 8 Uhr morgens in Begleitung des Hrn. F. Bier von Porto Alegre weg. Wir verliessen die Stadt auf dem Caminho novo, längs dem reizende Chacras liegen, die einen wundervollen Sommeraufenthalt gewähren. Im Winter ist ein grosser Theil von ihnen unbewohnbar, da die Anlagen unter Wasser stehen. Ueber Marschland gelangt man zur Estancia des Generals Netto. Sie hat 3 Quadratleagoas Flächeninhalt und besteht hauptsächlich aus gutem, zum Theil aber sumpfigem Weideland. Der frühere Besitzer dieser schönen Estancia hatte sich 1835 der Revolution angeschlossen und wurde hier sammt einem Sohne von der Regierungspartei ermordet.

Vom Rio de Sapucahy, bei dem man die Estancia verlässt, führt der Weg durch niedriges Gebüsch, meist sehr gut vier Le-goas lang, bis zum Arroyo de José Joaquim. Von hier an etwas bergan über verschiedene Hügelzüge, von deren höchstem Punkt man eine prachtvolle Aussicht über die Campos nach Porto Alegre, etwas weiter nach dem Coloniedistricte São Leopoldo genießt. Von diesem Punkte aus kann man sich leicht ein Bild von der Topographie São Leopoldos machen. Der Weg nach der Villa ist von dieser Seite sehr hübsch. Kurz bevor man sie erreicht, führt er an einer ungemein freundlichen, wohlgepflegten Besitzung mit Araucarien, Orangen, Palmen und Pfirsichen hin. Wir begegneten vielen Reitern, Männern mit ihren Frauen und Kindern, die aus dem Gottesdienste nach Hause zurückkehrten, die weissgekleideten Mädchen mit Kränzen in den Haaren. Es war Palmsonntag. Bei einem der ersten Häuser steht der Rest eines Kreuzes, das Wahrzeichen einer blutigen That. Hier hatte ein Colonist das Weib seines Nachbarn ermordet. Der Querbalken des Kreuzes mit der auf den Mord bezüglichen Inschrift wurde weggeschlagen. Etwas weiter steht die sehr einfache Kapelle de N^a S^a dos Passos. Ihr Bau soll 8000 Milreis gekostet haben. Die Unkosten wurden, wenn ich nicht irre, aus dem Ertrag einer Lotterie in Rio de Janeiro bestritten. Sachverständige behaupten, sie hätten sie um weniger als den achten Theil hergestellt. Um 2 Uhr langten wir in Koch's Gasthaus in der Villa an.

São Leopoldo mit seinen sandigen Strassen, niedrigen Häusern und seinen ganzen Umgebungen erinnerte mich lebhaft an die grössern ungarischen Dörfer. Ohne dass man scharf bestimmen könnte, worin der Unterschied liegt, macht doch die Villa einen ganz verschiedenen Eindruck als die brasilianischen Ortschaften. Sie trägt übrigens durch die vielen leeren Baustellen und die in Angriff genommenen Neubauten den Charakter des Unfertigen in ihrem Innern. Grössere ansehnliche Gebäude fehlen noch. Damals aber war von einer Privatgesellschaft ein grosses Haus als Liebhabertheater, Ballhaus, Casino u. s. f. in Angriff genommen; ebenso war der Grund zu einem Stadthause gelegt, das dem Plane nach ein ansehnliches Gebäude zu werden verspricht.

Die Mauern waren noch nicht über dem Niveau des Bodens und doch fehlte es schon an Geld, um das Werk zu fördern. Sind einmal im Verlaufe der Jahre die Baustellen etwas mehr ausgefüllt, ist etwas mehr Sorgfalt auf die Strassen und Trottoirs verwendet, so wird auch das Aeussere der Villa ihrem bedeutenden Handel und ihrer schwunghaften Industrie entsprechender sein als gegenwärtig.

Mein erster Besuch galt Dr. Hillebrandt, Obersten der Nationalgarde. Er ist einer der ältesten Bewohner von São Leopoldo, da er die ersten Auswanderungsschiffe hierher begleitete, zugleich auch der gründlichste Kenner der dortigen Colonialverhältnisse und niemand wäre so befähigt wie er, die vierzigjährige Geschichte dieser Ansiedelung zu schreiben. Ein sehr werthvolles dahin bezügliches Memoire überreichte er 1854 dem damaligen Präsidenten der Provinz, Hrn. Cansanção de Sinimbú, es ist aber aus besondern Gründen nie durch Druck dem grössern Publikum zugänglich geworden. Ob übrigens Oberst Hillebrandt je noch dazu kommen wird, sein werthvolles Material zu verarbeiten, bleibt dahingestellt. Schade wäre es, wenn es unbenutzt verloren ginge, denn es würde jedenfalls auch einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte der neunjährigen Revolution der Provinz Rio grande liefern.

Den Abend brachte ich beim Superintendenten Pastor Klenze zu, einem liebenswürdigen gebildeten Manne. Er führte mich in die einfache, aber für den Palmsonntag recht hübsch und festlich ausgeschmückte Kirche, die circa 800 Personen fassen kann. Er hatte am heutigen Tage 21 Mädchen und 13 Knaben confirmirt. Gerade acht Tage später, am Ostersonntage, stürzte er während der Predigt, vom Schlage getroffen, besinnungslos auf der Kanzel zusammen und starb vier Tage später, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Für den folgenden Tag verabredete ich einen Besuch in den eigentlichen Coloniedistricten von São Leopoldo. Nachdem ich so viele Colonien Brasiliens untersucht hatte, wollte ich mir wenigstens ein allgemeines Bild der Hauptlinien dieser so hundertfältig als Mustercolonie gepriesenen deutschen Niederlassung

verschaffen. Ehe ich meine persönlichen Eindrücke und Beobachtungen bei dieser Excursion schildere, will ich die Geschichte der Colonie in kurzem Umriss geben.

Sieben Legoas von der Hauptstadt Porto Alegre am Rio dos Sinos (Glockenflusse) wurde im Jahre 1788 vom Vicekönig Luis de Vasconcellos e Souza eine königliche Factorie (Feitoria real) gegründet, um dort den Hanf- und Flachsbaum in grösserm Massstabe zu betreiben und das nöthige Rohmaterial für Takelwerk und Segel der Kriegsmarine zu erzeugen. Das Etablissement lieferte kein günstiges Resultat. Beim Regierungsantritte des Kaisers Dom Pedro I. war die Hanfcultur fast auf Null reducirt und die auf den Campos der Factorie getriebene Viehzucht lohnte auch kaum noch der Erhaltung einer ziemlich kostspieligen Administration und eines beträchtlichen Sklavenstandes. Als der Kaiser in den ersten Jahren seiner Regierung den Entschluss fasste, mehrere Gegenden Brasiliens mit Deutschen zu colonisiren, wurde ihm der gewiss kluge Rath ertheilt, die Factorie am Rio dos Sinos aufzulassen und das Terrain deutschen Colonisten zu übergeben. Dem schon aus dem zweiten Kapitel des vorigen Bandes bekannten Major Scheffer wurde der Auftrag, die nöthigen Auswanderer in Deutschland anzuwerben.¹⁾ Im Jahre 1824 langte der erste Transport in der Gesamtzahl von 126 Individuen an; 1825 folgten 909, bis 1830 im ganzen 4856 Individuen. Von 1831—1844 kam kein einziger Colonist mehr, weder nach São Leopoldo, noch überhaupt in die Provinz Rio grande do Sul.

Bei den ersten Transporten war viel verworfenes Gesindel. Unter ihnen befanden sich z. B. die Sträflinge eines mecklen-

¹⁾ Ein gewisser Candido Gomes, dem 1863 die kaiserliche Regierung ein Gutachten über verschiedene die Colonie São Leopoldo betreffende Punkte (worüber später mehr) abverlangte, stellt es in Abrede, dass Scheffer beim Anwerben im Auftrage der Regierung gehandelt habe, und spricht in wegwerfendem Tone von ihm, als hätte er nie in der geringsten Beziehung zur Regierung gestanden. Candido Gomes scheint nicht zu wissen, dass der Major v. Scheffer sehr intime Verbindungen mit Dom Pedro I. gepflogen, jahrelang freien Zutritt zum Monarchen hatte und von demselben mit vielen delicaten Aufträgen betraut wurde, und dass er ein sehr specieller Freund des jüngst verstorbenen einflussreichen Marquez d'Abrantes war und diesem den Weg zum Hofe gebahnt hatte.

burger Zuchthauses, denen erst nach ihrer Einschiffung, nachdem sie das Bremerlehn passirt hatten, die Ketten abgenommen wurden. Auf einem Schiffe kam es wegen eines Mädchens, das den Beinamen die Banditenbraut führte, zu einer so ernsthaften Meuterei, dass an Bord ein Gericht niedergesetzt und fünf der Meuterer erschossen wurden. Durch solch böse Elemente war auch in den ersten Jahren das Leben und das Gut in der Colonie und der Umgegend vielfach gefährdet. Im Jahre 1832 kamen im Districte nicht weniger als neun Kirchendiebstähle vor, an denen sich ausnahmslos die mecklenburger Sträflinge betheilig hatten. Der gefürchtetste und gefährlichste unter ihnen war ein gewisser Friedrich Schulz. Als er sich von der Polizei hart bedrängt sah, gelang es ihm, spurlos aus der Gegend zu verschwinden.

Die Vermessungen der für die Colonisten bestimmten Landlose, die je 400 Brazas Front und Tiefe enthalten sollten, wurden auch erst nach Ankunft der Emigranten ernstlich in Angriff genommen, was zum Theil auch darin seinen Grund hatte, dass von Privatleuten alte Besitztitel auf einen Theil der königlichen Factorei geltend gemacht wurden, und diese Ansprüche mehr oder weniger berücksichtigt werden mussten. Gesetzt auch, die Vermessungen des Oberst Alves Porto zu Ende 1824 und in den ersten Monaten 1825 seien vollkommen richtig gewesen, so wurden doch bei Vertheilung der Lose viele Willkürlichkeiten begangen und, wie mir versichert wurde, bald da bald dort ein Stück einer Parcellen weggenommen und einer andern beigelegt, um irgendeinen Colonisten zu begünstigen; ferner verwischten sich binnen kurzem die gewöhnlich nur an Bäumen angebrachten Grenzmarken der einzelnen Besitzungen, ohne dass sich damals, als das Land noch sehr geringen Werth hatte, die Besitzer sonderlich darum kümmerten. Später angekommenen Colonisten wurde sehr häufig blos angezeigt, wo sie sich niederlassen sollten, ohne dass irgendeine auch nur anscheinend regelmässige Vermessung ihrer Parcellen stattfand. Alle Colonisten lebten aber in der bestimmten Voraussetzung, dass einem jeden von ihnen, was ihnen in Deutschland und in Brasilien hundertmal vorgesagt

wurde, ein Flächenraum von 160000 Quadratbrazas zukomme. Manche von ihnen scheinen sich damals freiwillig mit einer geringern Ausdehnung begnügt zu haben, um etwas näher bei den übrigen zu wohnen, denn die zwischen der Serra geral und dem Jacuhystrome herumschweifenden wilden Indianer bedrohten wiederholt ernstlich die Ansiedelung, trotzdem zu ihrem Schutze ein Detachement Militär in der Colonie lag. Nach officiellen Angaben ermordeten die Bugres am 29. Febr. 1829 in der Picada dos duos Irmãos drei Colonisten und verwundeten einen vierten; am 8. April 1831 tödteten sie in der nämlichen Picada wiederum drei Ansiedler und raubten ein Kind; sie überfielen am 15. Mai des nämlichen Jahres die Picada Hortensio, ermordeten elf Personen und verwundeten zwei schwer. Ausser diesen drei wichtigsten Angriffen fanden noch eine Anzahl kleinerer meist erfolgloser Ueberfälle statt. Seit 1852 wurde die eigentliche Colonie São Leopoldo von ihnen nicht mehr beunruhigt.

Wie schon im zweiten Kapitel des vorigen Bandes erwähnt wurde, hatte Dom Pedro I. seinen Freund Monsenhor Pedro Machado de Miranda Malheiros zum Generalinspector sämtlicher Einwanderer erhoben. Dieser geistliche Herr ernannte einen gewissen José Thomas de Lima (wie es heisst, einen natürlichen Sohn von ihm) der früher die Stelle eines Directors der königlichen Factorei bekleidet hatte, zum Inspector der neugegründeten Colonie.

Lima war ein sittenloser, wüster Mensch, der in der Colonisation nur ein Mittel sah, seine unsaubern Lüste zu befriedigend und sich pecuniäre Vortheile zu verschaffen. Die Landlose vertheilte er nach Gunst, und jene Colonisten, deren Weiber oder Töchter ihm zu Willen waren, erhielten die ersten und besten Besitzungen. Von alten Colonisten aus jener Epoche werden wahrhaft haarsträubende Dinge über Lima's Gewaltherrschaft erzählt. Als Helfershelfer seiner Niederträchtigkeiten und Gewaltthätigkeiten dienten ihm drei sogenannte „deutsche Polizeimänner“, Namens Pfeiffer, Frei und Brandt. Wurde Lima hinterbracht, dass irgendein Colonist etwas Nachtheiliges über ihn geäußert habe, so schickte er seine drei Trabanten zu dem Be-

treffenden und liess ihn durch sie mishandeln oder ins Gefängniss werfen. Viele Colonisten mussten fast zwei Jahre warten, bis ihnen ihre Landlose zugetheilt wurden, sie erhielten aber während dieser Zeit Regierungssubsidien, die sie in den Kramladen (Vendas) verausgaben mussten, und Inspector Lima hatte einen Antheil an den Gewinnen der Vendas.

Trotz dieser trüben Anfänge der Niederlassung arbeiteten sich die bessern Elemente ziemlich rasch empor, und als nach endlicher Entfernung des Inspectors Lima die Colonie eine gewisse Autonomie erhielt, konnte sie sich ungehindert und frei entwickeln. Die im Jahre 1835 ausgebrochene Provinzialrevolution berührte den District São Leopoldo schwer. Anfangs wurden von den beiden feindlichen Lagern die fremden Colonisten als unbetheiligt an der innern politischen Streitfrage betrachtet, später jedoch durch die Nothwendigkeit gezwungen, sich für die eine oder andere Partei zu erklären. Statt nun fest zusammenzuhalten und sich für die Regierung zu erklären, schlug sich der grösste Theil der katholischen Colonisten zu den Rebellen und nun begann in der Colonie selbst eine verhängnissvolle, tief eingreifende Spaltung. Alte fast vergessene Streitigkeiten wurden wieder aufgefrischt, neue Händel angefangen und der Kampf mit namenloser Erbitterung aufgenommen. Nie während des ganzen Bürgerkriegs sollen die Brasilianer so gegeneinander gewüthet haben wie die Deutschen, und zwar um Fragen, die sie, streng genommen, gar nichts angingen. Es fielen scheussliche, haarsträubende Scenen eines unerhörten Kannibalismus vor. Unter dem Deckmantel des Krieges wurden die feigsten Meuchelmorde ungestraft begangen. Auffallenderweise hatten sich die beiden protestantischen Geistlichen der revolutionären Partei und den Katholiken angeschlossen; einer von ihnen, Pastor Klingelhöfer, wurde von den Regierungstruppen erschossen; seinen Sohn Hermann, den kühnsten Guerrillaführer der Brasilianer, traf das nämliche Schicksal. Viele Familien verliessen während des neunjährigen Kampfes die Niederlassung und siedelten sich in entfernten Gegenden der Provinz an. Beim Beginn der Revolution (1835) zählte die Colonie

5223 Seelen, neun Jahre später, beim Schlusse desselben, um 15 weniger (5208 im Jahre 1844).

Nachdem sich die politischen Verhältnisse der Provinz consolidirt hatten, begann auch allmählich wieder ein Zufluss von Einwanderern aus Deutschland nach São Leopoldo. Im Jahre 1844 langten daselbst 66 Personen an, 1845 87, 1846 1515, 1847 691, 1848 124 u. s. f. Im Jahre 1860 zählte das Municipium São Leopoldo bereits 12500 Einwohner an Colonistenbevölkerung, hatte 11 katholische Kirchen und Kapellen, 14 protestantische Kirchen und Bethäuser, 11 öffentliche und 26 Privatschulen, die von circa 1400 Kindern besucht wurden.

Das eigentliche Colonierrain von São Leopoldo ist von einer Anzahl Picadas (ursprünglich Waldwege, die später grössentheils zu Fahrstrassen umgewandelt wurden, von den Colonisten „Schnaizen“ genannt), längs denen die Landlose liegen, durchschnitten. Die meisten von ihnen haben die Hauptrichtung SN., eine Anzahl kleinerer OW. laufender treffen sie unter rechtem Winkel. Das Terrain ist theils eben, theils sanftes Hügelland; im Norden wird es gebirgiger. Der südliche Theil des Districts lehnt sich nach Westen an den Rio dos Sinos, der von Porto Alegre bis zur Villa São Leopoldo für Dampfer schiffbar ist, von hier an aber nur noch für Canots. Wegen der zahllosen Windungen in seinem obern Verlaufe wird er dort auch *Tripas de vaca* (Kuhgedärme) genannt. Das Klima des Districts ist sehr gesund und hat viel Aehnlichkeit mit dem italienischen und spanischen, nur ist es im ganzen viel feuchter. Die Agriculturerzeugnisse des Districts sind daher auch die der gemässigten Zone. Die Hauptproducte sind Mais, schwarze Bohnen, Kartoffeln, die auch den Reichthum der Colonisten begründet haben; ausserdem werden gebaut: Mandioca, Taback, Flachs, Hanf, Reis, Erbsen, Linsen, Erdmandeln, etwas Weizen u. s. f. Zuckerrohr (und zwar blos die *Cana roxa*) gedeiht nur an sehr geschützten Stellen und wird ausschliesslich zur Branntweinbrennerei verwendet; der Kaffeebaum wird nur ausnahmsweise gezogen. In neuester Zeit haben mehrere Colonisten dem Weinbaue eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Auf dem Weideland der Colonie wird be-

deutende Rindviehzucht getrieben. Die Zucht der Schweine und des Hausgeflügels wirft den Colonisten ebenfalls eine nennenswerthe Rente ab.

Zur bestimmten Stunde holten mich zwei der ältern Colonisten zu einem Ritte durch einen Theil der Colonie ab. Hr. Koch stellte mir seinen, den Besuchern von São Leopoldo sehr bekannten alten, zähen Schimmel zur Disposition. Wir ritten zuerst nach der Picada do bom jardim. Ehe wir sie erreichten, passirten wir die sogenannte Estancia, ein weites Weideland, und die Colonien da costa da Serra. Eine der ersten Ansiedelungen, die eines gewissen Wilk, zeichnet sich durch hübsche Anlagen aus, eine reizende kurze Allee, abwechselnd von Palmen und mit Früchten schwerbeladenen Orangenbäumen, führte uns zur Wohnung, vor der wir einen Augenblick hielten, um die Mühle und das Stampfwerk des Besitzers anzusehen. Von hier folgten wir einer sehr guten Strasse und sprachen bei mehrern Colonisten vor, unter andern bei Christian Müller und bei Jakob Müller, die sich beide auf den Weinbau verlegt haben. Letzterer hatte 1861 10 Pipen (à 700 Flaschen) Wein erzeugt und die Pipe zu 350 Milreis verkauft. Es ist ein leichter Rothwein von eigenthümlichem, ganz angenehmem Geschmacke. Der, den ich kostete, war noch sehr jung, konnte also begreiflicher Weise nicht ganz richtig beurtheilt werden. Von den Erzeugern wurde er bisher noch nicht aufgehoben, denn die Nachfrage war stets so bedeutend, dass er, kaum gekeltert, auch schon zum Consum in Handel überging. Man hat mit verschiedenen Rebsorten Versuche gemacht; am besten bewährten sich die blauen nordamerikanischen Trauben, aus denen auch der Wein, den ich kostete, bereitet war. Rieslinger und portugiesische Reben haben sich nicht bewährt; sie reifen ungleich und geben lange nicht den hohen Ertrag wie die nordamerikanischen. Da sie sehr süß sind, werden sie von den Insekten stark angegriffen, rinnen aus und trocknen ab. In der Picada do bom jardim wurden im Jahre 1861 im ganzen gegen 30 Pipen Wein gekeltert. Im Jahre 1863 sollen im Municipium schon über 300 Pipen erzeugt worden sein, darunter einige Fass von vorzüglichem Geschmack. Ich bin

überzeugt, dass dem Weinbau in São Leopoldo eine grosse Zukunft bevorsteht. Wenn nur einmal so viel gekeltert wird, als der Localverbrauch benöthigt (und dieser ist ein sehr beträchtlicher), so bleiben schon grosse Summen Geldes, die für verfälschte Rhein- und Mosel- und schlechte portugiesische Weine ausgegeben werden, in der Colonie. Sind aber einmal die Weinproducenten dahin gelangt, ihr Product regelrecht herzustellen, es ablagern zu lassen und im Keller gut zu pflegen, so wird gewiss ihr Wein auch über die Grenzen der Colonie Absatz finden. Eine Flasche Zuckerrohrbranntwein kostet 160 Reis, eine Flasche Wein aber, die weit weniger Baarauslagen und Arbeit verursacht, 500 Reis. Wenn die Preise der Bohnen und des Maises sehr niedrig stehen, wie dies zuweilen jahrelang der Fall ist, so können die Colonisten sicherlich keinen lucrativern Culturzweig ergreifen als den Weinbau, da nun auch durch mehrjährige Erfahrung die Frage, ob Klima und Bodenverhältnisse von São Leopoldo der Weinrebe zusagen, gelöst ist.

Wenn ich nicht irre, so war es auch bei J. Müller, wo ich eine grosse hydraulische Oelpresse sah. Nachdem wir noch einige Augenblicke bei Rösner, dem Besitzer eines der bedeutendsten Kurz- und Schnittwaarengeschäfte in ganzen Municipium, vorgesprochen hatten, langten wir in einem sehr hübschen fruchtbaren Kessel, dem sogenannten Teufelsloche, bei N. Blauth an. Auf dem Wege dahin begegneten wir mehreren mit Bohnen, Mais u. s. w. beladenen fünfspännigen Wagen. Einer von ihnen wurde von einem muntern fixen Jungen von 12—14 Jahren geführt, er sass auf dem Sattelpferde und trieb mit lustigem Peitschengeknall sein Gespann zu lebhaftern Schritte an. Die Picada do bom jardim oder die „Berghahnsschnaize“, wie sie die Deutschen nennen, ist bis zum Teufelsloche fahrbar. Die Strasse könnte zwar stellenweise besser sein, setzt aber doch einem regelmässigen Verkehre mit schweren Frachtwagen keine Hindernisse entgegen. Blauth ist Inhaber einer sehr ansehnlichen Loge, in der ein sehr bedeutender Productenhandel und Tausch getrieben wird. Ich sah mit Interesse diesem regen Leben und Treiben zu. Hier schloss einer mit dem Besitzer einen Handel über schwarze Boh-

nen ab und empfing eine beträchtliche Darangabe, dort brachte einer Muster von Mais, ein anderer zeigte an, dass er die Säcke mit Mandiocamehl am Abende abliefern werde; eine Menge Weiber und Kinder brachten Butter, Eier, Leinsamen, Hühner, Speck u. s. f., um sie gegen baares Geld oder im Austausch gegen Kurz- und Schnittwaren abzugeben, kurz, es war in der Loge ein Verkehr wie an einem belebten Marktplatze. Alle Producte, welchen Namen sie auch haben mögen, werden gegen Baar gekauft oder eingetauscht. Beim Beobachten dieses äusserst belebten Verkehrs wurde mir die hohe Bedeutung solcher Geschäfte klar und ich gewann die Ueberzeugung, dass ihnen die Colonie São Leopoldo zum grossen Theile ihren blühenden Zustand und ihre Wohlhabenheit verdankt. Der Colonist muss Gelegenheit haben, ein jedes seiner Producte, das er nicht selbst gebraucht, und wäre es auch nur ein Ei oder ein paar Zwiebeln, ein Pfund Butter u. s. f., leicht und ohne grossen Zeitverlust verwerthen zu können. Er sieht dadurch einen unmittelbaren Erfolg seiner Bemühungen und wird zu emsigem Arbeiten angespornt. Da in São Leopoldo eine grosse Anzahl dergleichen Productengeschäfte bestehen, so sind auch die Colonisten vor Uebervortheilung gesichert, denn die Concurrrenz zwingt die Händler stets, den Waaren entsprechende Preise zu bezahlen. Solange in den übrigen Colonien, z. B. speciell in D^a Francisca, nicht ein ähnliches System platzgreift, werden sie auch nie zu einem wahren Aufschwunge gelangen. Der Colonist ist nicht immer in der Lage, nur im grossen zu produciren und seine Waaren selbst zu Markte zu bringen oder sie zu einem wenig entsprechenden Preise irgendeinem Speculanten loszuschlagen. Es müssen ihm Mittel und Wege geboten sein, alle seine Nebenproducte gut zu verwerthen. Die kleinen Bedürfnisse für seine Haushaltung ist er nicht im Stande alle selbst erzeugen, er muss viele von ihnen kaufen und kann auch nicht immer zuwarten, bis er sie aus dem Erlöse seiner Ernte, die in den ersten Jahren seiner Niederlassung gewöhnlich auch spärlich genug ausfällt, anzuschaffen in der Lage ist. Heute braucht die Hausmutter ein paar Pfund Salz, sie tauscht sie gegen Eier aus; morgen bedarf sie einiger

Ellen Kattun für ein Kleidchen ihrer Kinder, sie gibt dafür Butter her. Manche Familie gewinnt durch solche Erzeugnisse fast ebenso viel als durch ihre Haupternte, aber dies ist eben nur durch leichte Verwerthung möglich. São Leopoldo hat nun allerdings den sehr grossen Vorthail, dass zwischen der Colonie und einer bevölkerten Provinzialhauptstadt eine wohlfeile Wasserverbindung besteht und also auch alle Colonieproducte leicht dorthin auf einen grossen und sichern Markt gebracht werden können.

Wie gross der Geschäftsverkehr von solchen Productenlogen ist, geht daraus hervor, dass z. B. Nikolaus Blauth trotz der sehr bedeutenden Concurrenz in der Regel wöchentlich fünfmal vier bis fünf grosse fünfspännige Frachtwagen mit Colonieproducten beladen nach São Leopoldo schickt. Die Einkäufe seiner Schnitt- und Kurzwaaren macht er meistens zu Hause, da Kaufleute von Porto Alegre ihre Commis voyageurs oder wie sie hier noch nach echt deutscher Weise genannt werden, ihre „Musterreuter“, mit Waarenproben nach der Colonie senden.

Vom Teufelsloche bogen wir in die Picada nova ein. Der Weg durch diese Schnaize war im ganzen selbst für Reiter nicht besonders, könnte aber ohne beträchtliche Kosten leicht zu einer guten Fahrstrasse hergestellt werden. Die Gegend ist herrlich und bietet einzelne wundervolle Aussichten. Abends langten wir bei Kolling an, wo wir übernachteten. Die Besitzung ist ausgedehnt, das Wohnhaus sehr geräumig und solid gebaut. Kolling betreibt ebenfalls einen bedeutenden Productenhandel, beträchtliche Schweinezucht und besitzt gegen 50 Lastmaulthiere, mit denen er vorzüglich Waarenverkehr nach der Linha Olinda in der angrenzenden Colonie Neu-Petropolis vermittelt. Die Feldarbeit bestellt er mit Negern. Mehrere der ältern Colonisten besitzen Sklaven; es sollen auf der Colonie 150—160 sein. Die meisten von ihnen sprechen deutsch, natürlich immer den Dialekt ihrer Herren. Der schon erwähnte Pastor Klingelhöfer soll einen Schlingel von Neger gehabt haben, der den reinsten Hundsrückdialekt sprach. Wenn Schiffe mit Auswanderern anlangten, so

machte er sich den Spass und begrüßte die Ankömmlinge als Landsleute. Wenn ihm dann irgendeiner der gaffenden ihn umstehenden Bauern schüchtern die Bemerkung machte: „Aber Sie sein ja schwarz“, so erwiderte er mit trauriger Miene: „Wenn ihr einmal wie ich 30 Jahre in diesem Lande gelebt habt, so werdet ihr genau ebenso ausschauen!“ Manches Mädchen soll sich bei dieser Bemerkung weggestohlen und bitterlich über seine schwarze Zukunft geweint haben.

Am folgenden Morgen ritten wir, vom Hausherrn begleitet, zu Blauth zurück, frühstückten dort und besuchten den eine kleine Legoa entfernten, vom Ribeirão da Feitoria gebildeten Wasserfall. Der Weg führt zuerst durch einen freundlichen, schmalen Wiesengrund längs dem Flusse, bald an der bewaldeten Berglehne, bald in der Sohle des immer schmaler werdenden Thales zu einer wundervollen Felsenpartie, wo eine hohe überhängende Felsenkuppel, von der guirlandenartige Schlingpflanzen sich leicht hinunterranken, sich über eine düstere, feuchte domartige Höhle wölbt. Es macht einen fast schauerlichen Eindruck und ruft ein beengendes Gefühl hervor, vom warmen, hellen Tage, aus dem reichen vollen Lichte plötzlich in diese kalte, spärlich beleuchtete Grotte zu treten. Selbst die Pferde scheuen anfangs zurück, dem Pfade, der mitten durchführt, zu folgen. Auf beiden Seiten der Grotte thürmen sich ein paar hundert Fuss hohe Felsen auf, aus denen dichtes Gebüsch hervorragt. Vor mehrern Jahren wurde da oben ein Colonist meuchlings erschlagen. Der Mörder band dessen Pferde die Füße zusammen und stürzte es über die Felsen hinunter. Das Thier blieb aber in dem Gesträuche hängen und wurde so zum Verräther des Verbrechens. Drei Tage später erschoss der Schwager des Ermordeten den Mörder in seiner Wohnung im Bette.

Sobald man die Höhle passirt hat, hört man das Brausen des Wasserfalls und bald verliert sich der Pfad. Man lässt die Pferde stehen und kann sich dann, durch Gebüsche windend und im Flussbette von Felsen zu Felsen springend, dem Fusse des Falles so weit nähern, dass man einen vollen Ueberblick des grossartigen Schauspiels genießt. Stellenweise durch hervor-

ragende Schichtenköpfe getheilt, bald wieder zu einem Ganzen vereint, stürzt sich der Fluss von einer beträchtlichen Höhe über Felsenterrassen in die Tiefe. Die ganze Gegend ist wildromantisch und bildet einen herrlichen Rahmen zu dem wirklich prachtvollen Bilde. Mit vieler Mühe, da keiner meiner Begleiter des Wegs kundig war und wir nicht mehr bis zu Blauth zurückkehren wollten, gelangten wir endlich an die „Achtundvierzigerschnaize“ (Picada dos cuarenta oito), die wir bis zur „Baumschnaize“ (Picada dos duos Irmãos) verfolgten. Diese Picada ist die bedeutendste des ganzen Districts und durchschneidet den eigentlichen Coloniedistrict fast in der Mitte, mit geringen Abweichungen von Süden nach Norden, bis an die Grenze der Colonie Neu-Petropolis etwa 11—12 Legoas lang. Sie ist die längste, am stärksten bevölkertste und bestbebaute Schnaize. Ihr portugiesischer Name, picada dos duos Irmãos (zwei Bruderschnaize) hat sie von zwei Hügeln an ihrem südlichen Eingange erhalten.

Wir hielten unweit der Einmündung der Achtundvierzigerschnaize in die Baumschnaize bei C. Ahrend, dem Besitzer einer grossen Loge, um zu Mittag zu essen. Hier befinden sich eine protestantische und eine katholische Kirche, in der Nähe der letztern ein Pfarrhaus, in dem der Geistliche des Kirchspiels wohnt. São Leopoldo ist in fünf Districte und diesen entsprechend in fünf Kirchspiele eingetheilt, nämlich: 1) Kirchspiel N^a S^a da Conceição de São Leopoldo mit dem P. Bonifacio Klüber, 2) Kirchspiel Sant' Anna do Rio dos Sinos mit dem Geistlichen Rocca Tagliata, 3) das Kirchspiel São José de Hortensio mit dem P. João (Jesuit), 4) das Kirchspiel São Miguel dos duos Irmãos mit dem P. Augustin, 5) das Kirchspiel S^{ta} Christina do Pinhal im zweiten Districte sollte 1861 erst noch behördlich bestätigt werden.

Auffallend ist die verschiedene Art, auf die die deutschen Colonisten in Brasilien ihre Besitzungen bezeichnen. In Neu-Freiburg nennen sie dieselben „Numeros“, in Mucury „Fazendas“, in São Paulo „Sitios“, in S^{ta} Catharina „Colonien“, in Rio grande „Plantagen“. Nur beim Verkauf sollen die Leopold-

diner in den schriftlichen Contracten dieselben als „Colonien“ aufführen. Die Verschiedenheit dieser Benennungen rührt theils von zufälligen Umständen (z. B. in Neu-Freiburg von der Verlosung der Colonistenparcellen), theils vom Landesgebrauche (in São Paulo) oder den europäischen Agenten ab.

Die Baumschnaize ist reich an wohlhabenden Anwohnern; wir sprachen bei mehrern vor. Ueberall fand ich in den Wohnungen, in den Gewerben, im ganzen Auftreten der Leute Zeichen eines soliden Wohlstandes. Das Terrain ist hier weniger eben als in der Picada do bom jardim und hat dem Baue der Strasse ziemliche Schwierigkeiten entgegengestellt; sie ist, trotzdem ziemlich viel dafür geschieht, doch nicht besonders gut. Auf der Höhe des Hügelzugs der „beiden Brüder“ an der südlichen Grenze der Baumschnaize geniesst man eine freundliche Aussicht theils nach den nördlichen Picadas, theils nach der Ebene von São Leopoldo. Von hier gelangt man nach Neu-Hamburg, der zweiten Ortschaft des Bezirks São Leopoldo; dieses Dorf ist unregelmässig angelegt; es zählt eine ziemliche Anzahl zerstreut liegender Häuser, die meisten aber von solider, guter Bauart; besonders lenkt eins, in dem sich eine Apotheke befindet, durch sein stattliches Aussehen die Aufmerksamkeit auf sich. Wir hielten uns kurze Zeit in einem Gasthause auf, das weit besser ist als die ersten Gasthäuser mancher Provinzialhauptstadt Mittelbrasiliens. Es waren mehrere Gäste anwesend, unter andern auch ein italienischer Hausirer, der mit der Virtuosität eines Gauklers einem Colonisten, der ein gutes Rasirmesser von ihm gekauft hatte, während jener das Geld hervorzog, um es zu bezahlen, dasselbe für ein ganz schlechtes vertauschte. Der gute Mann bemerkte den Betrug nicht und der Hausirer trollte mit der unschuldigsten Miene weiter.

Ich halte es für einen grossen Nachtheil, dass bei der Gründung der Colonie nicht ungefähr in der Mitte derselben, etwa in der Hälfte der Längenausdehnung der Baumschnaize, ein entsprechendes Terrain für eine grössere Ortschaft reservirt wurde. Ein Bevölkerungscentrum an dieser Stelle würde den Handelsverkehr und die politische Administration wesentlich erleichtert, die Be-

wohner einander mehr genähert und gewiss die ganze Ansiedelung bedeutend gehoben haben. Neu-Hamburg liegt zu nahe an São Leopoldo und zu entfernt von den nördlichen Theilen der Colonie, um für dieselbe die Wichtigkeit zu erlangen, die eine mehrere Leguas weiter nach Norden gerückte Ortschaft haben würde.

Um 8 Uhr nachts langten wir am Passo, d. h. an der Stelle des Rio dos Sinos an, wo eine ziemlich seichte Furt den Flussübergang gestattet und eine Fähre die Verbindung des Nordufers mit der dicht am Südufer gelegenen Villa São Leopoldo vermittelt. Hier blieb ich die Nacht bei Hrn. H. Bier.

Ein zweitägiger Besuch der Coloniedistricte von São Leopoldo, bei dem man nur einem verhältnissmässig sehr kleinen Theile der ausgedehnten Niederlassung seine Aufmerksamkeit schenken kann, berechtigt noch durchaus nicht, ein massgebendes Urtheil über die dortigen Colonieverhältnisse abzugeben; es liegt auch fern von mir, hier ein solches aussprechen zu wollen; ich kann mich blos darauf beschränken, den Eindruck mitzutheilen, den dieser Besuch auf mich machte. Er war im ganzen genommen ein sehr günstiger; ich fand in vielen Beziehungen meine Erwartungen, die ich, mistrauisch durch vielfache Enttäuschungen bei andern gepriesenen Colonien, allerdings nicht allzu hoch gespannt hatte, weit übertroffen.

Würde die exotische Vegetation nicht bei jedem Schritte an die Wirklichkeit erinnern, so könnte man sich in São Leopoldo leicht in eine wohlhabende ackerbäutreibende Gegend Deutschlands versetzt glauben; nirgends habe ich Armuth und Elend gesehen, überall ist der Ausdruck einer gewissen Behäbigkeit und Zufriedenheit vorherrschend. Die Feinde aller und jeder brasilianischen Colonisation sollten doch einmal hier nachfragen, wie viele dieser Colonisten ihr Los mit ihrem frühern in Deutschland vertauschen möchten, oder wie viele überhaupt Lust hätten, wieder in ihre alte Heimat zurückzukehren.

Ohne zu idealisiren, kann man sagen, die Deutschen in São Leopoldo sind durchschnittlich ein kräftiger schöner Menschen-schlag; sie sind aber noch weit mehr als dies, sie sind ihrer

Mehrzahl nach unabhängige, sich selbst bewusste Leute, nicht blosse Arbeitsmaschinen, die sich vom ersten besten Ortsrichter oder einem gnädigen Herrn Landrathe blind leiten lassen und nur da sind, um durch fast unerschwingliche Steuern die stets sich vergrössernden Löcher des Staatsseckels nothdürftig zu stopfen. Sie haben ihre deutschen Sitten und Gebräuche bewahrt, aber grösstentheils den Servilismus abgestreift. Und wie sie an ihren heimischen Gewohnheiten festhalten, so bewahren sie auch ihre deutsche Sprache. Wol die meisten der alten Colonisten, ebenso auch ihre Kinder, sprechen portugiesisch, aber nur wenn sie mit Eingeborenen verhandeln, unter sich verkehren sie immer deutsch. J. J. Rousseau sagt in seinem *Essai sur l'origine des langues*: „Rarement après plusieurs générations des hommes hors de leur pays conservent leur première langage même ayant des travaux communs et vivant entre eux en société.“ So wahr dieser Satz im allgemeinen ist, so zweifle ich doch, dass er selbst nach vielen künftigen Generationen in São Leopoldo je Geltung erlangen wird. Die deutsche Sprache mit allen möglichen Dialekten, unter welchen jener bekannte, in dem das örtliche Adverb „wo“ stets die Stelle des bezüglichen Fürworts „der“ oder „welcher“ einnimmt (das ist das Pferd, wo 3 Unzen gekostet hat), sehr verbreitet ist, vererbt sich von Vater auf Sohn, ohne durch das benachbarte fremde Element wesentlich beeinflusst zu werden. Ich habe in São Leopoldo bei den Gesprächen der Deutschen weit weniger portugiesische Worte gehört als in viel jüngern Colonien, z. B. Blumenau, wo bei Canotfahrten nur von „puschen“ (pujar) und von „Remen“ (remo) gesprochen wird. Der Grund, warum die deutsche Sprache im District São Leopoldo die Herrschaft behauptet, liegt hauptsächlich in der grossen Ausdehnung der Ansiedelung und der steten excentrischen Ausbreitung des deutschen Elements. Die brasilianischen Besitzungen im Coloniegürtel werden nach und nach durch Kauf Eigenthum der Deutschen, sei es, weil sich die Eingeborenen in der grossen Nähe der Fremden nicht mehr recht behaglich fühlen, sei es, dass durch die guten Preise, die von diesen für ihre Güter geboten werden, sie sich gern zu deren Verkauf

bestimmen lassen. Es ist vielleicht bisjetzt noch gewagt, behaupten zu wollen, dass, gleichwie die Portugiesen die indianische Bevölkerung durch Waffen verdrängt haben, die Deutschen mit der Zeit durch Geld die Brasilianer aus einem grossen und fruchtbaren Theile der Provinz verdrängen werden; aber es ist unbestreitbar, dass das Deutschthum in São Pedro do Rio grande do Sul jetzt schon eine Macht geworden ist, gegen deren unaufhaltbares Wachsthum die Eifersucht der Brasilianer vergeblich ankämpft. Es wäre ein grosser Irrthum von der Regierung, diese Machtentwicklung hemmen zu wollen, denn sie ist der gewaltigste Hebel für die künftige Grösse der Provinz. Was war dieses herrliche Land *vor* der deutschen Einwanderung und was ist es heute? Handel, Industrie und Ackerbau sind erst durch die Deutschen zur wahren Geltung gekommen, der Wohlstand der Provinz hat sich durch sie mehr als verdoppelt. Und sollten sich das germanische und romanische Element nicht vortrefflich nebeneinander entwickeln können? Hat etwa jenes die Tendenz, dieses zu unterdrücken? Gewiss nicht. Höchstens wird es dereinst das Verlangen der vollkommensten Gleichberechtigung stellen und auch auf das nachdrücklichste unterstützen. Möge auch der Monarch, in dessen Adern ebenfalls germanisches Blut rollt, nie vergessen, dass der Staat durch die Deutschen vortreffliche Bürger gewinnt, ein ruhige, arbeitsame, Recht und Gesetze achtende Bevölkerung, die wahrlich eine sicherere Stütze des Thrones sein wird als die turbulenten Eingeborenen.

Die Bedeutung von São Leopoldo für die ganze Provinz wird in der Regel zu gering angeschlagen. Diese einstige Colonie ist der Knotenpunkt, von dem aus sich die Deutschen radienförmig nach allen Richtungen ausbreiten. Alle Landlose der Regierung sind hier schon lange an Ansiedler vertheilt. Ihre Kinder haben schon nicht mehr Platz, sich auf eigenen Besitzungen von einiger Ausdehnung niederzulassen, sie ziehen daher weiter, kaufen sich in entfernten Gegenden an und bilden neue Niederlassungen; häufig auch verkaufen die ältern Colonisten ihre Güter Neuankömmlingen und dringen mit ihren Familien weit weg nach Westen, um auf wohlfeilem Boden den

Grund zu einem künftigen Wohlstande zu legen. Der überwiegend grössere Theil der ackerbaureibenden Deutschen in der Provinz Rio grande stammt von São Leopoldo ab. Von hier aus sollen sich schon 16—18000 Deutsche über die Provinz verbreitet haben. Leider aber hält die deutsche Bevölkerung in São Leopoldo brasilianischen Prätensionen und politischen Intriguen gegenüber nicht so fest zusammen, wie es in ihrem eigenen Interesse dringend geboten ist. Die Municipalvertretung von São Leopoldo bestand, so unglaublich es auch klingen mag, bis 1864 in diesem durch und durch deutschen Bezirke fast ausschliesslich aus Brasilianern. Erst im Jahre 1864 gelang es den Deutschen, mehrere der Ihrigen als Mitglieder der Municipal-kammer zu wählen, und es wäre auch ein Deutscher, Namens Herzer, Kammerpräsident geworden, wenn nicht von brasilianischer Seite eine schmählische Fälschung der Stimmzettel stattgefunden hätte, indem beinahe auf 200 derselben das H des Namens in ein K, das r in ein i umgeändert wurde, wodurch aus Herzer Keizer entstand, was einige Aehnlichkeit mit dem Namen „Kaiser“ eines andern Candidaten hatte. Die Fälschung fand zu Gunsten eines gewaltthätigen intriganten Brasilianers, José Antonio da Rocha mit dem Beinamen Maluco (der Schlechte), statt, vor dem sich ein Theil der dortigen Deutschen unterthänigst bückt, um sich nachher von ihm insultiren zu lassen.

Weiter im Westen zwischen dem Rio Jacuhy und Rio Ibi-cuby in Santa Maria da Boca del Monte, wo eine Anzahl Deutscher, grösstentheils Leopoldiner, sich niedergelassen haben, wurden nur Deutsche zu Friedensrichtern und blos zwei Brasilianer in die Municipalkammer gewählt. Dieses Beispiel sollten die Deutschen von São Leopoldo, Petropolis, Neufreiburg u. s. f. sehr wohl beherzigen.

Gegenwärtig ist der Kampf des Nativismus gegen den Alienigenismus in São Leopoldo noch ein sehr heftiger und auch die wohlwollendste Schönfärberei kann nicht in Abrede stellen, dass eine wenn auch nicht grosse, aber immerhin starke Partei die Deutschen auf alle mögliche Weise verfolgt und unterdrückt und sich gegen sie, besonders als untergeordnete Beamte (Frie-

densrichter und Subdelegados der Polizei), die abscheulichsten Ungerechtigkeiten, als Colonieunternehmer häufig die empörendsten Mishandlungen erlaubt. Es kann übrigens nur so lange geschehen, als es sich die Deutschen wirklich gefallen lassen. Von dem Moment an, dass diese, von gutem Geiste beseelt, als compacte Masse alle für einen und einer für alle eintreten, werden die kleinen Localtyrannen, welchen Namen sie auch immer führen, welchen Civilrang, welche Militärcharge in der Nationalgarde sie einnehmen, wie Spreu auseinanderstieben und dann eben so kriechend sein, wie sie heute noch gewaltthätig und übermüthig sind. Dieser Zeitpunkt ist gewiss nicht mehr fern; die richtige Erkenntniss der wichtigsten, eigenen Interessen bleibt bei den Deutschen in São Leopoldo nicht aus, wenn sie auch spät nachhinkt.

Ich habe schon oben erwähnt, dass den ersten Colonisten in São Leopoldo die Landlose nicht regelmässig zugemessen wurden; viele von ihnen erhielten zu grosse Parcellen, manche zu kleine. Bei der Unsicherheit der Grenzen entstanden häufige Reibungen, Handel und Processe, die um so schwerer zu schlichten waren, als die Colonisten keine gültigen Besitztitel über ihre Landlose in Händen hatten. Diese verworrenen Verhältnisse hätten ohne Zweifel zum Nachtheile der Colonisten noch sehr lange angedauert, wenn sich nicht 1860 eine Compagnie gebildet hätte, die vom Präsidenten der Provinz die Erlaubniss erhielt, die Landlose auf eigene Rechnung zu vermessen und alles Land was jeder Colonist, über 160000 Quadratbrazas besass (sobras), als sogenanntes devolutes oder Regierungsland von der Provinz zu einem Spottpreise zu kaufen. Eine solche Massregel musste natürlich, da sie mit einer grenzenlosen Willkürlichkeit, zum Theil (wie mir auf das bestimmteste versichert wurde) mit feilen, bestechlichen Ingenieuren ausgeführt wurde, eine grosse Aufregung hervorrufen und den Grund zu ebenso bitteren als gerechten Klagen abgeben. Glücklicherweise für die betheiligten, theilweise in ihrem Eigenthumsrechte hart bedrohten Ansiedler wurde dieses anomale Verhältniss in neuester Zeit vernünftig und befriedigend gelöst, indem tüchtige Regierungsingenieure

die Parcellen von neuem vermessen und auf Grund ihrer Vermessungen den Colonisten endlich die Besitztitel verabfolgt wurden.¹⁾

Lange Jahre lebten Protestanten und Katholiken in São Leopoldo in vollkommener Harmonie nebeneinander, bis der

¹⁾ Im Jahre 1863 besuchte der königl. preussische Gesandte Hr. F. v. Eichmann die Colonie São Leopoldo, um sich persönlich von den Beschwerden der Colonisten hinsichtlich jener durch den Präsidenten der Provinz gestatteten Privatvermessungen zu überzeugen, und reclamirte in einer von einem gründlichen Memoire über diesen Gegenstand begleiteten Note bei der kaiserlichen Regierung gegen jenen Schritt. Die kais. Regierung sandte infolge dessen den schon erwähnten José Candido Gomes als Commissar ab, um die Angelegenheit zu untersuchen und seine Meinung über Hrn. v. Eichmann's Reclamationen abzugeben. Das Resultat dieser Rückäusserung war, dass die Regierung zur endlichen Regulirung dieser Verhältnisse eine Commission, bestehend aus zwei kais. Genieoffizieren, einem Feldmesser und dem Inspector der Colonien der Provinz Espiritu Santo, Hrn. A. Jahn, als Curator der Interessen der Colonisten, nach São Leopoldo absandte. Wenn Candido Gomes in seinem Gutachten über die Reclamationen des königl. preuss. Gesandten äussert, dass die Regierung „spontan“ den ersten Schritt zur Annullirung der vom Präsidenten der Provinz, Hrn. Joaquim Antônio Fernandes Leão, ertheilten Erlaubniss der Privatvermessungen der sogenannten Sobra gethan habe, so bemerke ich ihm dagegen, dass ich während drei Monaten wiederholt, sowol mündlich als schriftlich, beim Minister des Aeussern und beim Agriculturminister gegen jene die Interessen der Colonisten so sehr beeinträchtigende Verfügung reclamirt habe und dass letzterer mir noch wenige Tage vor meiner Abreise aus Brasilien (October 1861) bei einer längern Unterredung über diesen Gegenstand die bündigste Versicherung gab, dass meine Reclamationen schon im Ministerrathe besprochen wurden und dass die nöthigen Schritte zur Abhülfe eingeleitet werden, sobald der Präsident der Provinz São Pedro die von ihm verlangten Rückäusserungen über die dahin bezügliche Frage abgegeben haben werde. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, noch eine Bemerkung beizufügen. Es ist ganz natürlich und den Verhältnissen angemessen, wenn das kaiserliche Ministerium die von fremden Gesandten erhobenen Reclamationen durch irgendeinen von ihm ernannten Commissar prüfen lässt, aber es ist zum wenigsten sonderbar, dass sie einem solchen untergeordneten Commissar gestattet, auch über die Sprachform u. s. f. solcher Noten der fremden Diplomaten sein Urtheil abzugeben, und noch auffallender und allem diplomatischen Gebrauche entgegen ist die Naivetät, mit der sie derartige Urtheile veröffentlicht. Ob der Ton einer Note benevolo, obsequioso, cortez und dergleichen oder das Gegentheil sei, zu beurtheilen, kommt dem Commissar nicht zu, und die europäische Diplomatie wird sich wol gelegentlich höflich, aber sehr bestimmt derartige Urtheile verbitten. Unter gewissen Ministerien (ich citire beispielsweise nur die erste Hälfte des Jahres 1865) wird nicht nur gegen die *eigenen* Diplomaten, sondern auch gegen die Vertreter befreundeter fremder Nationen mit einer geradezu

österreichische Jesuit P. Bonifacio Klüber zum Pfarrer der Villa São Leopoldo ernannt wurde. Von diesem Augenblicke an war es um den religiösen Frieden geschehen. Mit blindem Fanatismus eiferte P. Bonifacio gegen die Protestanten, streute Zwietracht unter die Colonisten aus, entzweite früher glückliche gemischte Ehen. Sein eifrigstes und nicht immer erfolgloses Bestreben war, Proselyten zu machen, sein ganzes Wirken aber ein unheilvolles, den Religionshass provocirendes. Der Präsident der Provinz sah sich daher genöthigt, ihn durch den Polizeichef bedeuten zu lassen, dass er ihn, falls er sich nicht mässige, aus der Provinz entfernen werde. Die Drohung wirkte einigermassen und eine Zeit lang betrug sich P. Bonifacio etwas klüger, verfiel jedoch bald wieder in seinen alten Zelotismus, und als er endlich einen gewissen Kerst 1864 mit einer W. L. getraut hatte, ohne dass ihre frühern Ehen gesetzlich gelöst waren, entfernte er sich, hoffentlich im Interesse der Ruhe und des Friedens der Gemeinde für immer, freiwillig. Die übrigen katholischen Geistlichen des Districts haben, soviel mir bekannt ist, nie Anstoss zu ähnlichen Klagen wie Bonifacio Klüber gegeben.

Die Villa São Leopoldo, deren Einwohnerzahl höchstens 3000 Seelen beträgt, zeichnet sich durch einen schwunghaften Handel und Industrie aus. Sie übertrifft darin wol jede brasilianische Stadt mit fünfmal grösserer Einwohner- und Häuserzahl. In jedem Hause ist entweder ein Kaufmann oder ein Handwerker etablirt. Die Industrie ist zwar einseitig, aber lucrativ und beschränkt sich hauptsächlich auf die Verarbeitung von Häuten und Leder. Eine Anzahl gut eingerichteter Lohgerbereien erzeugen aus rohen Häuten Felle, die entweder als solche exportirt oder in São Leopoldo selbst zu Schuhwerk oder den landesüblichen Sätteln, den sogenannten „Lombilhos“, verarbeitet werden. Die dazu gehörigen ledernen Satteldecken werden von Lavririern längs der Seiten und in den Ecken geschmackvoll mit Arabes-
beispiellosen Rücksichtslosigkeit verfahren und man wird kaum bei den mehr als halb barbarischen Regierungen von Damhohe und Mozambique einen geringern Grad von diplomatischer Courtoisie finden, als, wahrlich nicht zu Ehren der Nation und sicherlich gegen den Willen des erlauchten Monarchen, bei einzelnen brasilianischen Ministern des Aeussern.

ken verziert, wozu sie sich entweder eigener Matrizen und des Hammers oder der Pressen bedienen. Diese Sättel haben nicht nur durch ganz Brasilien eine sehr grosse Verbreitung, sondern werden auch in bedeutender Anzahl nach den benachbarten Republiken Uruguay und den La Platastaaten ausgeführt. Der Werth des von São Leopoldo jährlich exportirten rohen und verarbeiteten Leders wird auf eine Million Milreis veranschlagt. Aus den Abfällen der Gerbereien wird Leim gesotten und ausgeführt.

Alle übrigen Handwerke sind in São Leopoldo reichlich vertreten. Besonders erwähnenswerth sind die geschickten Silberschmiede, die mit grosser Kunstfertigkeit Sättel beschlagen und silberne Zügel, Kopfzeug, Schwanz- und Brustriemen flechten.

Der Export an Producten des Ackerbaues aus der Colonie repräsentirte im Jahre 1843 einen Geldwerth von circa 300000 Milreis, im Jahre 1861 von ungefähr 3 Millionen Milreis, hat sich also in dieser Zeit um ungefähr das Zehnfache gehoben. Die Hauptausfuhrerzeugnisse sind, wie schon oben bemerkt, schwarze Bohnen, Mais und Kartoffeln. Der Weizencultur wurde in neuester Zeit wieder etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Es gelangten 1860 400 Sack zur Ausfuhr. Im nämlichen Jahre wurden an Nebenproducten aus der Colonie 35000 Hühner, 55000 Dutzend Eier und 128000 Pfd. Speck nach Porto Alegre versandt. Bisjetzt haben die Colonisten den wichtigen Erwerbszweig des Einsammelns der Blätter der Paraguaytheestaude noch gar nicht in Angriff genommen. Die „Theeschnaize“ (Picada do Erval) im nordöstlichen Theile des Districts führt ihren Namen von dem häufigen Vorkommen dieses nützlichen Strauches.

Die Ausfuhrproducte zahlen an die Municipalkammer eine gewisse Steuer, z. B. ein Sack Mais 40 Reis, ein Sack Bohnen 80 Reis; da auch alle Gewerbe, Wagen, Lanchas besteuert sind, so hat die Municipalkammer eine bedeutende Einnahme, die in den letzten Jahren durchschnittlich auf 24—27000 Milreis veranschlagt wurde. Bei dieser beträchtlichen Revenue ist es geradezu unerklärlich, dass verhältnissmässig so wenig für den Strassenbau gethan wird. Es wird jedenfalls für São Leopoldo ein ausserordentlicher Gewinn sein, wenn einmal die Verwaltung

des Municipalvermögens den Händen der Brasilianer entrissen ist und unter strenge deutsche Controle zu stehen kommt.

Wie bedeutend der Besitzwechsel in São Leopoldo ist, geht daraus hervor, dass die sechsprocentige Abgabe vom Verkaufe eines Grundstückes an die Regierung im Jahre 1860 die Summe von 23000 Milreis einbrachte.

Es wurde mir in São Leopoldo versichert, dass alle wohlhabenden Colonisten Protestanten seien und es bisjetzt dort noch kein Katholik zu einem nennenswerthen Wohlstande gebracht habe. Da ich nicht in der Lage war, die Richtigkeit dieser Angabe zu prüfen, so theile ich sie nur mit aller Reserve mit.

Zu den Schattenseiten des Coloniebezirkes gehört das allzu starke Parcelliren der einzelnen Besitzungen, z. B. bei Vertheilung des Erbgutes unter die hinterlassenen Kinder. Die kleinen Grundstücke werden durch das brasilianische Agriculturverfahren rasch ausgesaugt und entwerthet. Es kann aber auch den Vortheil haben, die Bauern zur Besinnung zu bringen und sie zu bewegen, in Zukunft ein vernünftigeres, dem europäischen ähnlicheres landwirthschaftliches System zu befolgen.

Im Norden des Bezirkes São Leopoldo, an diesen angrenzend, liegt die Colonie *Nova Petropolis* der Provinzialregierung; sie misst nach officiellen Angaben 1114 Millionen Quadratbrazas und soll in 1140 Landlose zu 100000 Quadratbrazas eingetheilt werden. Im Jahre 1861 waren 143 Parcellen vertheilt und von 497 Personen, nämlich 339 Deutschen, 59 Holländern, 30 Franzosen und 15 Brasilianern bewohnt. Die Colonie wird von 12 Picadas durchschnitten und soll ausser dem Hauptorte Nova Petropolis noch die Dörfer *S^{ta} Isabel* im Süden und *S^{ta} Theresa* im Norden am Rio Cahy, der durch den nördlichen Theil der Colonie strömt, erhalten. Der Boden wird als fruchtbar bezeichnet. Das Terrain ist gebirgiger als in São Leopoldo. Häufiger Wechsel der Direction, die mehrmals wenig befähigten Männern anvertraut war, äusserst schlechte Verbindungswege, unzweckmässige Vertheilung von Lebensmitteln, verspätete Landesvermessungen und deshalb unverhältnissmässig lange Zögerung im Anweisen der Parcellen an die Colonisten waren die Haupt-

ursache, dass die Colonie sich 1861 noch in einem wenig erfreulichen Zustande befand. Wie sie sich später entwickelte, ist mir unbekannt. Zu verschiedenen malen haben die wilden Indianer Angriffe auf diese Ansiedelung gemacht, noch am 20. Oct. 1864 wurde in der Linha Leopoldina der deutsche Colonist Joh. Klink, während er beim Essen sass, durch das Fenster mit einem Pfeile erschossen.

Zwei Legoas von der Ostgrenze des nördlichen Theiles der Colonie São Leopoldo liegt die unbedeutende Privatcolonie *Mundo novo* auf den Ländereien des Brasilianers Tristão José Monteiro. Sie zählte 1860 182 Feuerstellen, 528 Einwohner, von denen 268 Deutsche, 260 Brasilianer waren. Weit wichtiger ist die westlich von Nova Petropolis gelegene Privatcolonie *Santa Maria da Soledade* (Maria Einsiedeln) der Gesellschaft Montravel Silveira und Compagnie. Sie wurde von einem gewissen Grafen Montravel gegründet und sollte, wie man erzählt, infolge eines Gelübdes des Gründers eine ausschliesslich katholische Colonie werden. Doch wurde sie es nicht. Nach einem mir vorliegenden Census von 1861 zählte sie von 1316 Bewohnern 692 Katholiken und 624 Protestanten; von diesen waren 953 Deutsche, 201 Holländer, 108 Brasilianer, 46 Schweizer, 1 Belgier, 1 Franzose. Der Boden der Colonie soll vortrefflich sein; da aber ihre Entfernung von Porto Alegre beträchtlich ist, die Strasse bis zum schiffbaren Cahy sich in einem sehr schlechten Zustande befindet, so kann der Productenexport, besonders bei niedrigen Marktpreisen, noch nicht sehr gewinnbringend für die Colonisten ausfallen. Im ganzen soll der Zustand der Ansiedler befriedigend sein, desto schlechter aber die pecuniäre Lage der Besitzer der Colonie, indem sich die Compagnie insolvent erklärte. Sie schuldete 1864 320000 Milreis und hatte an die Colonisten für Landverkauf, Vorschüsse u. s. f. ein Guthaben von 250000 Milreis. In ihrer Noth wandte sie sich an die Centralregierung mit der Bitte, die Colonie käuflich zu übernehmen. Trotz der lebhaften Befürwortung dieses Ansuchens durch den Agriculturminister verweigerte die Deputirtenkammer den Ankauf, besonders, wie einige Deputirte hervorhoben, aus dem Grunde, um keinen Prä-

cedenzfall für in Colonisation speculirende Gesellschaften aufzustellen. Durch den Ankauf der Colonien am Mucury und am Rio novo hat die kaiserliche Regierung freilich seit Jahren solche Präcedenzfälle geschaffen; wenn sie aber jede Privatcolonie, deren Gründer unglückliche Geschäfte damit machen, ankaufen wollte, so würde sie jedenfalls einem verderblichen Colonisationssysteme Thür und Riegel öffnen und leichtsinnige Speculanten zu ähnlichen Unternehmungen aufmuntern. Die Gründer von Privatcolonien haben wie andere Kaufleute die Absicht, durch ihre Speculation Geld zu gewinnen, müssen folglich auch wie diese alle Chancen tragen und haben ebenso wenig Anrecht darauf, dass sie die Regierung bei einem ungünstigen Ausgange ihrer Berechnungen aus der Klemme ziehe, als irgendein anderer Geschäftsmann. Allerdings handelt es sich bei Privatcolonien nicht allein um die pecuniäre Lage des Unternehmers, sondern um das Schicksal vieler Familien, das daran geknüpft ist. Ganz genau das Nämliche findet z. B. bei Banken statt. Der Sturz eines grossen Bankhauses reisst Hunderte, oft Tausende von Familien in das tiefste Elend; aber es ist doch noch niemand eingefallen, das Ansinnen an eine Regierung zu stellen, die Schulden eines Bankiers zu zahlen, um diese Familien vor Verarmung zu schützen.

Zweckmässige Gesetze, welche die Gründung von Privatcolonien auf die solideste Basis stellen, Warnungen an die Auswanderer, sich auf unsichern Colonien niederzulassen, und vor allem die bestimmteste Erklärung der Regierung, nie Privatcolonien anzukaufen, sind am besten im Stande, Speculanten von solchen Unternehmungen abzuschrecken.

Wenn die Gläubiger der Compagnie Montravel Silveira und Comp. zur Execution schreiten würden, so wären allerdings die Colonisten von Maria Einsiedeln in einer traurigen Lage, da die meisten von ihnen der Gesellschaft grössere und kleinere Beträge schulden; glücklicherweise für sie würde aber eine executive Feilbietung ihrer Ländereien schwerlich Käufer anziehen. Das Interesse der Creditoren gebietet ihnen daher, zuzuwarten, bis die Colonisten bezahlen können.

Auch diese Colonie wurde in den Jahren 1858 und 1859 von den Indianern beunruhigt und drei Colonisten von ihnen erschossen. Nachträgliche Erhebungen stellten zur Gewissheit heraus, dass diese Indianer zum halbcivilisirten, 120—130 Individuen zählenden Tribus des Häuptlings Doble der Aldea Santa Isabel gehörten, der ein von der kaiserlichen Regierung angestellter Director vorsteht. Wie es scheint, entfernten sich die Indianer ohne dessen Erlaubniss unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, und machten bei dieser Gelegenheit ihre Raubanfälle in Maria Einsiedeln.

Etwas südwestlich von Santa Maria da Soledade liegt am rechten Ufer des Rio Taquary die Privatcolonie *Conventos* auf der gleichnamigen Fazenda der Brasilianer Baptista, Fialho de Vargas & Comp. Sie wurde 1855 gegründet und bestand 1861 aus 148 Deutschen und 186 Brasilianern. Was ich bisjetzt über diese Colonie erfahren habe, lautet entschieden ungünstig. In neuester Zeit wurden sogar von dorthier Vorgänge von Brutalität, Gewaltthätigkeit und der abscheulichsten Ungerechtigkeit von seiten der Eigenthümer gegen Colonisten gemeldet, die, wenn sie sich bewahrheiten sollten, jedenfalls kaum ihresgleichen in der Geschichte der brasilianischen Colonisation finden und eine sehr ernste Warnung für alle Auswanderer abgeben würden, sich auf Ländereien von Brasilianern niederzulassen.

Unweit von Conventos am linken Ufer des Rio Taquary gründete 1856 Victorino José Ribeiro auf seiner Fazenda *Estrella* ebenfalls eine Colonie; sie zählte 1860 38 Feuerstellen und 96 Einwohner, darunter 83 Brasilianer, 4 Baiern und 9 Dänen. Etwas südlicher am rechten Ufer des Taquary befindet sich die Privatcolonie *Mariante* mit einem Flächeninhalte von 1,400000 Quadratbrazas. Sie war 1860 von 77 Ansiedlern, nämlich 48 Deutschen und 29 Brasilianern, bewohnt.

In neuester Zeit hat eine Gesellschaft deutscher Kaufleute aus Porto Alegre sich in einer ausgezeichnet günstigen Lage am Rio Taquary eine grössere Landstrecke erworben und dieselbe in Parzellen von 100000 Quadratbrazas vermessen lassen. Ein solches Landlos soll, wenn ich recht unterrichtet bin, bis 700 Mil-

reis kosten, und armen, ordentlichen Familien auf Credit verkauft werden. Da der Boden sehr fruchtbar, das Klima sehr gesund ist, der Rio Taquary für den Export eine bequeme und vortheilhafte Handelsstrasse bildet, so sind die Hauptbedingungen der neuen von ihren Besitzern *Teutonia* genannten Colonie gegeben. Die grösste Garantie für ihr rasches Emporblühen liegt aber in den höchst ehrenwerthen Namen, die an der Spitze des Unternehmens stehen. Es ist kaum ein zweites Colonieunternehmen in Brasilien unter günstigeren Auspicien ins Leben getreten, und ich glaube, man darf mit voller Sicherheit behaupten, dass die Colonie *Teutonia* binnen wenigen Jahren eine Hauptstätte des deutschen Elements in der Provinz Rio grande abgeben wird.

Am Tage nach meinem Besuche im Coloniedistricte machte ich vormittags einen Spaziergang nach dem Spiegelberg, einem sehr hübsch gelegenen Erholungsorte in einiger Entfernung von der Villa, und nachmittags einen Ritt nach der Estancia von Hrn. João Cuelho. Am folgenden Morgen kehrte ich auf dem kleinen Dampfer des A. Diehl nach Porto Alegre zurück. Die Schifffahrt auf dem Rio dos Sinos ist ziemlich monoton. Der Fluss ist schmal und macht zahllose, meist kurze Windungen; seine Ufer sind grösstentheils mit Gebüsch bewachsen. Ich ziehe den Landweg, trotzdem er etwas länger ist, weit vor. Wir fuhren um 11 Uhr von São Leopoldo ab und trafen um 4 Uhr in Porto Alegre ein, brauchten also fünf Stunden, um die in gerader Richtung 7 Leguas betragende Distanz flussabwärts zurückzulegen.

Es verkehren zwei concurrirende Dampfer auf dem Rio dos Sinos. Eine Zeit lang suchten sich deren Eigenthümer durch stetes Herabsetzen der Fahrpreise gegenseitig aus dem Felde zu schlagen, gelangten aber zur Einsicht, dass sie sich auf diese Weise nur selbst zu Grunde richten würden, und vereinigten sich schliesslich dahin, dass sie zum nämlichen Preise (2 Milreis) abwechselnd jeder wöchentlich ein Fahrt hin und zurück mache.

Während meiner Abwesenheit in São Leopoldo war in Porto Alegre die Nachricht eingetroffen, dass in Caxoeiras Unruhen

ausgebrochen seien, und der Präsident beorderte den General Cardwell mit Truppen dahin. Cardwell ist ein Engländer in brasilianischen Diensten. Ich war an ihn empfohlen und fand in ihm einen ebenso bescheidenen als feingebildeten, mit den Verhältnissen der Provinz innig vertrauten Mann. Ich bedauerte sehr, dass mir seine plötzliche Abreise nicht mehr gestattete, ihn noch einigemal zu sprechen.

Da ich den ersten nach Rio Pardo abgehenden Dampfer zu einem Besuche der Colonie Santa Cruz benutzen wollte, nahm ich ein Billet auf dem „Rio Pardense“. Die Abfahrt war für Samstag (3. März) nachmittags um 5 Uhr bestimmt. Zufälligerweise erfuhr ich im Laufe des Tags, dass sie 10 Uhr nachts, nach Schluss des Theaters (es war Charsamstag) stattfinden solle. Zur bestimmten Stunde begab ich mich an Bord, wo schon eine Anzahl Passagiere versammelt waren und es mich auch Mühe kostete, noch einen Schlafplatz zu belegen, aber Kessel und Schornstein waren noch kalt. Um 11 Uhr wurde endlich gemüthlich Feuer gemacht und um 2 Uhr dampften wir in stockfinsterer Regennacht den Rio Jacuhy hinauf. Mit dem ersten Morgengrauen war ich auf Deck, um mir die Gegend anzusehen. Der Strom ist breit und inselreich, seine Ufer, obgleich ziemlich bewohnt, doch monoton. Nachdem wir die grosse Insel „Paciencia“, die den Strom in zwei schmale Arme theilt, passirt hatten, langten wir um 9 Uhr bei der niedlichen „Villa do triumpho“ an. Sie liegt unweit des Vereinigungspunktes des von Norden strömenden Rio Taquary mit dem Rio Jacuhy am linken Ufer der beiden Flüsse. Nach zweistündigem zur Aufnahme von Holz bestimmten Aufenthalte fuhren wir weiter. Der Strom ist von hier an bedeutend schmaler, seine Ufer meist ziemlich flach und mit Gebüsch und den niedrigen Ingas mit runder Krone dicht bewachsen. Um 11 Uhr erreichten wir die sehr unbedeutende Villa de Santo Amaro am linken Stromufer. Hier wurde 1737 ein kleines Fort als Pulvermagazin und Waffendepot errichtet. Um dasselbe gruppirt sich allmählich ein paar Häuser und eine 1786 erbaute hübsche Kirche; 1811 wurde der Ort zur Villa erhoben, hat aber nie einen rechten Aufschwung ge-

nommen. Oberhalb Santo Amaro zwängt die ziemlich grosse Insel „Ilha do Curral alto“ den Strom wieder in zwei schmale Kanäle. Das Fahrwasser ist ziemlich seicht, das Flussbett bald weiter, bald enger, oft von bebuschten oder nackten Sandbänken unterbrochen. Auf einer der letztern sonnte sich ein riesenhafter Alligator, wol das grösste Exemplar von den vielen Hunderten, die ich in Südamerika gesehen habe. Der Kapitän hatte uns schon früher darauf aufmerksam gemacht, dass wir wahrscheinlich auf dieser Sandbank den „Urahn aller Jacarés des Jacuhy“ treffen würden, wenigstens habe er ihn noch auf fast jeder seiner Fahrten dort gesehen. Und richtig lag er im warmen Sande wie ein Stück von einem alten Baumstamme, träge, fast regungslos. Wir fuhren kaum 20 Schritte an ihm vorüber, ohne dass er sich im mindesten in seiner behäbigen Ruhe stören liess. Einer der Passagiere warf eine Apfelsine nach ihm, langsam hob er den Kopf und liess ihn ebenso langsam wieder sinken. Kleinere, scheuere Jacarés trafen wir häufig.

Die Unreinlichkeit an Bord war exemplarisch. Ich sah zu, wie ein Neger nach Tisch die Löffel, statt sie abzuwischen, ableckte und dann oberflächlich mit einem schmuzsteifen Tuch abwischte. Trotzdem wir uns mitten im Wasser befanden, gingen sie mit dem Gebrauche desselben bei ihrem Reinigungsgeschäfte mehr als sparsam um. Um 10 Uhr nachts langten wir endlich am Ziele unserer Dampfreise an. Mit Ausnahme der in Rio Pardo ansässigen Passagiere blieben die übrigen an Bord. Der sogenannte Hafen von Rio Pardo liegt dicht am Zusammenflusse des Rio Pardo mit dem Rio Jacuhy, an der nördlichen Uferwand dieses letztern.

Um 6 Uhr früh holte mich Hr. L. ab, um mich nach seiner Wohnung in der Stadt, die eine Viertelstunde vom Hafen entfernt auf einer Anhöhe liegt, zu begleiten. Meinem Wunsche gemäss sorgte er sogleich für die nöthigen Pferde zu einem Besuche der Colonie Santa Cruz. Um 10 Uhr ritt ich, von Hrn. L. begleitet, von Rio Pardo weg. Eine kleine Legoa hinter der Stadt führte uns der Weg durch das nicht weit vom Flusse gelegene „Aldeamento de São Nicolau“, wo eine geringe Anzahl

Indianer sich niedergelassen haben. Es sind ebenso viel Faulenzer, Säufer, Taugenichtse und Diebe. Ihre Ländereien sind sehr fruchtbar, werden von ihnen aber fast gar nicht bearbeitet; sie ziehen es vor zu stehlen, zu betteln und herumzulungern. Die Regierung würde weit klüger handeln, wenn sie diesen guten günstig gelegenen Landstrich, statt ihn in den Händen dieser wenigen erbärmlichen Indianer zu lassen und einen eigenen Director für sie zu bezahlen, parcelliren, den Indianern so viel anweisen würde, als sie für ihre Bedürfnisse benöthigen, den Rest aber an 20—25 deutsche Colonisten verkaufen würde. Die Gegend ist durchschnittlich offenes, weites Weideland (Campos), nur an einzelnen seichten, feuchten Thaleinschnitten mit Gebüsch bewachsen. Der Weg durchschneidet eine grosse bei 9 Quadratlegoas umfassende Besitzung, den sogenannten Rincão d'el Rey. Sie war früher königliches Eigenthum, ging aber durch einen etwas mysteriösen Process in Privateigenthum über. Ihre gegenwärtigen Besitzer haben angefangen, einen Theil davon parcellenweise zu verkaufen.

Es haben sich schon eine Anzahl alter Leopoldiner, die zweckmässig Viehzucht und Ackerbau miteinander verbinden, hier niedergelassen. Nach mehrstündigem Ritte gelangten wir zur Estancia de D^a Carlotta, an deren stattlichem Haus wir ohne Aufenthalt vorübertrabten, und erreichten um 5 Uhr abends das sogenannte Fachinal, den Eingang der Colonie Santa Cruz mit der im Entstehen begriffenen Ortschaft São João. Wir fanden in der Wohnung eines Engländers, Besitzers eines bedeutenden Verkaufsgewölbes und Bauunternehmers, ein gastliches Unterkommen. Es war Ostermontag und von dem einige hundert Schritte entfernten Wirthshause tönte eine lärmende Tanzmusik herüber. Nach dem Essen machten wir einen flüchtigen Besuch im Local und fanden dort eine drängende, stossende, walzende und johlende Tanzunterhaltung der deutschen Colonisten, wie ich sie in Petropolis und Joinville schon gesehen hatte. Der Staub, die erstickende Hitze und der ohrbetäubende Lärm trieben uns schleunigst wieder ins Freie.

Am folgenden Morgen machte ich in Begleitung des Direc-

tors Hrn. C. v. Schwerin, Hrn. Jansen, bei dem Provinzialland-
amte bedienstet, und einigen andern Herren einen Ritt durch einen
Theil der Niederlassung. Wir besuchten zuerst die Picada de
Santa Cruz und frühstückten bei einem der ältesten Colonisten,
wo sich sogleich eine Menge von Nachbarn einstellten und sich
bitter über den Mangel an Geistlichen und ordentlichen Lehrern
beschwerten, und bogen dann in den Traversão da Santa Cruz
ein, wo wir ebenfalls bei einigen Colonisten vorsprachen. Von
der Höhe des Gebirgszuges, zwischen dem Rio Pardinho und
dem Rio Taquary mirim, genießt man eine überraschend schöne



Karte der Colonie Santa Cruz.

Aussicht in den Thalkessel des Rio Pardinho, in den wir auf
nichts weniger als gutem Wege hinunter bis an die Furt des
Rio Pardinho ritten. Von hier kehrten wir abends durch das
Thal des Rio Pardinho auf dem namenlos schlechten Wege von
Viramachado nach dem Fachinal zurück. Ich besuchte also nur
die südöstliche Section der Ansiedlung.

Die bedeutende Colonie Santa Cruz wurde 1849 durch die Provinzialregierung im Flussgebiete des Rio Pardino gegründet. Ihre Entfernung von Porto Alegre beträgt 37 Leguas, die des Fachinal von der Villa Rio Pardo 7 Leguas. Sie nimmt einen Flächeninhalt von ungefähr 24 Quadratleguas ein. Die wichtigsten Schnaizen sind in der Hauptrichtung von S.N. eröffnet und durch Querschnaizen oder Travessões von Ost nach West untereinander verbunden. Das Terrain besteht grösstentheils aus bewaldetem Hügellande. Der Boden ist fruchtbar, das Klima gesund. Die Ackerbauproducte von Santa Cruz sind die nämlichen wie die von São Leopoldo: schwarze Bohnen, Reis, Mais, Kartoffeln, etwas Hülsenfrüchte, Taback u. s. f. Letzterer wird in grösserm Massstabe als in São Leopoldo erzeugt; 1865/66 producirte die Colonie 827072 Pfund Taback.

Die materielle Lage der Colonisten ist im ganzen genommen eine befriedigende; denn sie haben durchschnittlich ihren reichlichen Unterhalt und führen eine beträchtliche Menge Producte aus. Im Jahre 1865/66 producirte die Colonie für 62113 Milreis Mais, 33010 Milreis schwarze Bohnen, 16922 Milreis Kartoffeln, 2135 Milreis Reis, 3832 Milreis Weizen u. s. f., im ganzen für 234258 Milreis landwirthschaftliche Erzeugnisse und zahlte an die Staatskassen Steuern im Betrag von 36173 Milreis. Der Viehstand bezifferte sich im nämlichen Jahre auf 1397 Pferde, 2535 Stück Rindvieh, 100 Ziegen, 6200 Stück Borstenvieh und circa 1500 Stück Hausgeflügel im Gesamtwertb von 113000 Milreis.

Die Colonie würde weit blühender sein, wenn von Beginn an mehr Sorgfalt auf die Wege verwendet worden wäre. Ich fand sie in einem höchst erbärmlichen Zustande, zum grössten Theile elende Saumpfade und zwar wohlgemerkt im ältesten Theile der Niederlassung. Die Colonisten haben wie auf ihren Ländereien, so auch an der Herstellung von Wegen sehr tüchtig gearbeitet, aber der Strassen- und Brückenbau in grossem Massstabe übersteigt weit ihre Kräfte und die Provinzialregierung hat noch blutwenig in dieser Richtung gethan. Die Bedürfnisse der Provinz sind hinsichtlich der Strassen sehr gross, die von der Provinzialkammer zu diesem Zwecke votirten Summen verhält-

nissmässig klein und von diesen wird auch nur ein Bruchtheil seiner eigentlichen Bestimmung zweckmässig zugeführt. Unverantwortlich ist die Indifferenz, mit der mancher Präsident der Provinz diese ausserordentlich wichtige Beförderung der Communicationen auf den Colonien behandelt. Als der Director von Santa Cruz einen Präsidenten um Unterstützung für den Strassenbau bat, fragte ihn dieser hohe Functionär: Wer benutzt die Wege?—Natürlich die Colonisten, erwiderte der Director.—Also sollen auch die Colonisten die Wege bauen, war die weise Antwort des Hrn. Präsidenten. Wenn ich nicht irre, war es der nämliche Leiter der Provinzialangelegenheiten, der für die fast unmögliche Schiffbarmachung des Rio Pardo 14000 Milreis zahlte, die ganz weggeworfenes Geld waren, da für dieselben so gut wie nichts geschah und nur bei sehr hohem Wasserstande eine beschwerliche und gefährliche Canotbefahrung dieses Flusses möglich ist. Wäre diese Summe zweckmässig auf Strassenbau verwendet worden, so hätte der Präsident sich ein wahres Verdienst um die Colonie erworben, während er sich durch sein Navigationsproject nur lächerlich machte. Wenn die Provinzialregierung die Mittel nicht hergeben will, um die Colonien in den allerwichtigsten Erfordernissen zu unterstützen, so soll sie lieber nicht fortfahren zu colonisiren.

Die ersten Ansiedler von Santa Cruz erhielten Landlose von 160000 Quadratbrazas, die spätern nur solche von 100000. Bis zum Jahre 1861 waren 105 Millionen Quadratbrazas Land vermessen und 714 Parcellen vertheilt. Bei meiner Anwesenheit auf der Colonie befanden sich in 688 Feuerstellen 3197 Einwohner, darunter bei 700 Brasilianer (grösstentheils deutscher Abkunft), bei 2300 Deutsche, einige Belgier, Franzosen und Portugiesen. Im ganzen über 1600 Protestanten. Einem Theile der ältern Colonisten wird kein gutes Lob ertheilt; sie sollen streit- und gewaltsüchtig sein und sich Thaten der raffinirtesten Roheit zu Schulden kommen lassen, z. B. ihren Gegnern im Walde aufpassen, sie, immer mehrere gegen einen, jämmerlich mishandeln, deren Pferde und Rindvieh boshafterweise verstümmeln, Pferde von Nachbarn in ihre Wiesen locken und am Eingange derselben

Selbstschüsse legen, bei jeder Gelegenheit gleich zu den Gewehren greifen u. s. w. In neuerer Zeit kamen mehrere Fälle vor, dass Colonisten wegen unbedeutenden Wortwechsels aufeinander geschossen haben. An Wühlern und Hetzern fehlt es auch hier nicht. Die gefährlichsten sind immer die Halbbauern, die einen gewissen Anstrich von Bildung haben, überall das grosse Wort führen wollen, sich in eitler Selbstüberschätzung mehr als irgend andere befähigt glauben, den Gang der Angelegenheiten zu leiten, in der That aber nichts als hohle Schwätzer und unangenehme Stänker sind. Bei den handelsüchtigen Colonisten wäre sehr oft die Praxis des Capitão Oliveiro angezeigt. Der gute Mann wurde, wenn ich nicht irre, vor Jahren einmal in São Leopoldo zum Friedensrichter gewählt. Bald erschienen zwei streitende Parteien klagend bei ihm; er versuchte sie auszusöhnen, da es aber nicht gelang, ergriff er sein Lasso und geiselte beide so lange, bis sie sich schreiend und winselnd zu einem Vergleiche bereit erklärten. Oliveiro wurde nachträglich vom Präsidenten zur Verantwortung wegen seiner gewaltthätigen Handlung gezogen. Er erklärte, er habe immer gehört, es sei Pflicht des Friedensrichters, die streitenden Parteien durch alle möglichen Mittel zu versöhnen; erst nachdem er es mit Worten, aber vergeblich, versucht habe, habe er zum Lasso gegriffen, das sei ja auch ein „Mittel“ und zwar, wie es sich gezeigt habe, ein sehr wirksames. Der Präsident erklärte jedoch dem praktischen Friedensrichter, dass es im §. 2 der Instruction für Friedensrichter ausdrücklich heisse, dass er nur mit allen möglichen „friedlichen“ Mitteln (todos os meios pacíficos que estiverem a seu alcance) die Versöhnung bewerkstelligen dürfe, das Lasso aber zu diesen nicht gehöre.

In geistiger Beziehung waren die Colonisten von Santa Cruz bei meiner dortigen Anwesenheit fast ganz verlassen. Der katholische Geistliche von São João, Namens Manoel Vieira da Conceição Braga, der kein Wort Deutsch verstand, also auch mit den wenigsten seiner Pfarrkinder verkehren konnte, hatte durch die Nachlässigkeit seiner Pflichterfüllung und durch seinen skandalösen Lebenswandel die allgemeine Verachtung auf sich

gezogen. Nicht einmal in der Charwoche hat er Gottesdienst gehalten.

Kaum besser war für den protestantischen Theil der Bevölkerung gesorgt. In der ganzen Colonie war kein einziger protestantischer Geistlicher. Die Functionen von solchen versahen drei Individuen, von denen keins Theologie studirt hat, zwei davon in Europa vielleicht nur selten eine Kirche besucht haben. Gegen einen von ihnen, einen gewissen W., ein in jeder Beziehung verworfenes Subject, lagen sogar eine Menge schwerer Anklagen, wegen unbefugten Eröffnens und Unterschlagens von Briefen der Colonisten, Immoralität u. s. f. vor. Dieses traurige Verhältniss war vorzüglich in der Weigerung der Provinzialregierung, irgendeine Unterstützung für protestantische Geistliche zu verabfolgen, begründet. Da aber die Colonisten selbst auch nicht in der Lage waren, ihren Geistlichen ein hinlängliches Auskommen zu sichern und daher auch keine solchen aus Europa kommen lassen konnten, aber dennoch nicht ganz ohne Gottesdienst sein wollten, so begnügten sie sich mit dem ersten besten Individuum, das solche Functionen übernehmen wollte und die Erlaubniss zu deren Ausübung vom Präsidenten erhielt.¹⁾

Auch mit dem Schulunterrichte sah es sehr traurig aus. In der ganzen Colonie waren zwei öffentliche Schulen, die eine am Rio Pardino zählte gar keine Schüler, weil die Colonisten dem ernannten Lehrer, dem schon erwähnten Pseudogeistlichen W., ihre Kinder nicht anvertrauen wollten; die andere in São João wurde von 64 Schülern besucht, der Lehrer war aber wenig befähigt und dem Trunke ergeben.

Ein Provinzialgesetz, das seinerzeit aus Privatrache vor die Kammer gebracht und in unglaublicher Verblendung von derselben angenommen wurde, steht wol einzig in seiner Art da. Es bestimmt nämlich, dass während eines laufenden Exercitiums

¹⁾ Wenn ich recht unterrichtet bin, so dauert dieser anomale Zustand auch gegenwärtig (1865) noch fort, nur mit dem Unterschiede, dass ein Seelsorger von São Leopoldo hin und wieder nach Santa Cruz reist und dort seine geistlichen Functionen ausübt.

die vacant gewordenen öffentlichen Lehrerstellen nicht besetzt werden dürfen. In São João starb in neuerer Zeit, so ziemlich im Anfange des Exercitiums, der dortige Lehrer und es blieb nun während langer Zeit „gesetzlicherweise“ die dortige Schule geschlossen. Man weiss wirklich nicht, soll man mehr die Bornirtheit der solche Gesetze gebenden Deputirten oder die Gewissenlosigkeit der dieselben sanctionirenden Präsidenten anstaunen.

Privatschulen waren 1861 vier in der Colonie, eine in São João und drei am Rio Pardinho. Sie zählten zusammen 91 Schüler; am meisten besucht war die des Hrn. v. Brocke am Rio Pardinho mit 32 Schülern. Bei einer Bevölkerung von mehr als 3000 Einwohnern genossen damals nur 155 Kinder einen Schulunterricht; ein gewaltiger Abstand von dem Verhältniss in São Leopoldo.

Der Director der Colonie, Hr. v. Schwerin, ein gebildeter, ruhiger und ernster Mann, hat durch eine Reihe von Jahren bewiesen, wie sehr er zur Leitung dieser grossen Ansiedelung befähigt ist. Er versah bei meiner Anwesenheit in Santa Cruz auch die Stelle eines Subdelegato der Polizei. Manche waren der Ansicht, dass diese beiden Stellen nicht in einer Person vereint werden dürfen. Ich gebe zu, dass es im allgemeinen besser ist, wenn sie getrennt sind; aber es gibt Colonien, in denen es fast zur Nothwendigkeit wird, die Machtbefugnisse des Directors zu verstärken, besonders wenn es bei einer Persönlichkeit geschehen kann, von der man überzeugt ist, dass sie keinen Misbrauch ihrer Amtsgewalt ausüben wird. Dass Hr. v. Schwerin sich das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen wusste, geht daraus hervor, dass er bei den Municipalwahlen von 1864 die meisten Stimmen erhielt, trotzdem die brasilianische politische Gegenpartei durch mehr als hundert nicht stimmberechtigte Vagabunden den Wahlsieg an sich zu reissen suchte.

Vorläufig sind zwei Ortschaften für die Colonie bestimmt; beide liegen aber sonderbarerweise nicht weit voneinander am Eingang der Ansiedelung im Fachinal. Die eine, São João, hat schon einzelne gute Häuser um den Stadtplatz herum und soll

mit regelmässigen Strassen und Wohnungen nach einer bestimmten Norm gebaut werden. Die neue katholische Kirche ist hübsch und von solider Construction. Der Engländer, bei dem wir abgestiegen waren, hat sie contractlich um 29000 Milreis hergestellt; unter brasilianischer Leitung hätte sie sicher mehr als das Doppelte gekostet. Der zweite geschlossene Ort, etwas westlich von São João, führt den Namen S^{ta} Theresa und ist eben im Entstehen begriffen; er liegt am Ausgangspunkte der westlichen Schnaizen, von denen die Picada D^a Josefa die bedeutendste ist.

Seit einigen Jahren wurde mit der Colonie Santa Cruz die etwas östlich von ihr am Rio Castelhana gelegene Colonie de Monte Alverne vereint, beide sind durch die Picada Brasilia miteinander verbunden.

Auf dem Rückwege legten wir die 7 Leguas lange Entfernung von Fachinal nach Rio Pardo, trotz der drückenden Sonnenhitze, in 5½ Stunden zurück, da der Weg bei trockenem Wetter ziemlich gut ist; er wird sogar, wiewol mit einigen Schwierigkeiten, mit den einheimischen, plumpen zweiräderigen Karren (Carretas) befahren, vorzüglich um die grossen Truhen und das übrige zum Verladen meist sehr ungeschickte Gepäck der Auswanderer nach der Colonie zu transportiren.

An einigen Stellen der Campos, wenn ich nicht irre ist es noch im Rincão d'El Rei, beobachtet man mitten in der Ebene mehr oder weniger weite und tiefe trichterförmige Oeffnungen, indem hier die deckende Hülle in unterirdische Verklüftungen eingesunken ist. Einer dieser Trichter überrascht im ersten Augenblicke durch eine Palme, die mitten aus der Tiefe emporragt; bei genauerer Untersuchung des Trichters bemerkt man jedoch, dass der Baum bei der Versenkung mit dem Erdboden in die Tiefe geruscht ist und dort fortvegetirte.

Ich musste leider meine Absicht, die 17 Leguas westlich von Rio Pardo gelegene Colonie S^{to} Angelo zu besuchen, aufgeben, da durch die schon erwähnten Unruhen in Cachoeiras (die sich übrigens später als gänzlich unbedeutend herausstellten) die Communication dahin unterbrochen war. Diese Colonie wurde 1857 von dem damaligen Präsidenten der Provinz, Senator Angelo

Moniz da Silva Ferraz am linken Ufer des Rio Jacuhy gegründet und nach seinem Taufnamen benannt.

Da auch hier wie auf den meisten Colonien der Provinz Boden, Klima und Productenabsatz günstig war, so entwickelte sich die Niederlassung rasch, sodass sie nach nur dreijährigem Bestehen für 10500 Milreis Ackerbauproducente exportirte und nur für 8064 Milreis Waaren importirte. Die Ernte belief sich im Jahre 1860 auf 4095 Sack Mais, 1268 Sack Kartoffeln, 1175½ Sack Bohnen, 21 Sack Weizen, 15 Sack Roggen, 9 Sack Linsen und 93 Arrobas Taback. Der Viehstand betrug 100 Pferde, 20 Maulthiere, 66 Stück Rindvieh, 36 Ziegen, 790 Stück Borstenvieh. Bis Ende 1860 waren auf der Colonie 20 Millionen Quadratbrazas Land in 132 Landlosen vermessen. Von diesen waren 108 von 432 Einwohnern bewohnt, nämlich 350 Deutschen, 59 Brasilianern, 14 Belgiern, 5 Franzosen und 4 Schweizern. Unter ihnen waren 305 Protestanten und 127 Katholiken. Zieht man eine Parallele des Ernteresultats der verhältnissmässig geringen Bevölkerung dieser jungen Colonie mit denen z. B. von der dreimal ältern und sechsmal stärker bevölkerten Colonie D^a Francisca in Santa Catharina, so kann man nicht in Abrede stellen, dass die Provinz Rio grande do Sul den deutschen Colonisten sehr grosse Chancen eines schnellen und glücklichen Fortkommens bietet.

Für Kirche und Schulen war damals in São Angelo noch sehr wenig geschehen, auch wurde viel über den Director der Colonie Baron K., einen ehemaligen Preussen, jetzt naturalisirten Brasilianer, geklagt. Wie weit diese Anschuldigungen, besonders die höchst unerquicklichen Erzählungen über sein sonderbares Betragen gegen den Colonisten Peter Görres, auf Thatsachen beruhen, konnte ich nicht ermitteln.

Noch weiter nach Westen, ungefähr 60 Leguas von Porto Alegre entfernt, an der Grenze der beiden Municipien Santa Maria und São Martinho, jedoch zur grössern Hälfte in ersterm, liegt die Colonie *Santa Maria da Boca del Monte*. Sie wurde 1857 von ältern Colonisten von São Leopoldo gegründet. Die Landlose massen 100 Brazas in der Front und 1500 in der Tiefe

und wurden durchschnittlich zu 300 Milreis die 150000 Quadratbrazas verkauft. Die Colonie ist nur $\frac{1}{2}$ Meile von der Villa Santa Maria entfernt und wird von der Pinhalstrasse durchschnitten, deren sich die von Cima da Serra aus den Hervaes (Paraguaytheedistricten) kommenden Tropeiros bedienen. Auf dieser Strasse können diejenigen Erzeugnisse der Colonie, die nicht in der Villa Santa Maria selbst verkauft werden, durch die ganze Campanha bis nach Uruguayana einerseits und den Theewäldern andererseits verführt werden.

Auf sechzig 1861 vermessenen Landlosen befanden sich 60 Familien mit 54 Feuerstellen, im ganzen 286 Seelen, worunter 181 Katholiken. Von den Bewohnern waren 185 Landbauer, 27 Handwerker verschiedener Gewerbe. Mit Ausnahme von zwei steinernen Häusern sind die übrigen aus Fachwerk mit Schindeln gedeckt. Die Colonisten hatten unter andern 11 Potreiros (grosse eingefriedete Weiden), 39 Orangen- und 41 Pfirsichpflanzungen. Die Production betrug 1860 3470 Sack Mais, 760 Sack Bohnen, 75 Sack Reis, 1653 Sack Kartoffeln, 171 Sack Weizen, 35 Sack Roggen, 63 Arrobas Taback u. s. f. An Hausthieren besaßen die Colonisten 282 Pferde, 181 Ochsen, 314 Kühe, 1165 Schweine u. s. f. Die Ausfuhr des Jahres 1860 belief sich auf die Summe von 16890 Milreis, also durchschnittlich für die Familie auf 280 Milreis, gewiss ein glänzendes Resultat für eine erst drei Jahre alte Niederlassung. Die Colonisten besoldeten einen Privatlehrer, da von der Provinzialversammlung noch keine öffentliche Schule decretirt war. Ein Uebelstand der Colonie, der der Verwaltung stets einige Schwierigkeiten darbieten wird, ist es, dass sie in zwei Municipien liegt. In der Villa Santa Maria sind bereits eine Anzahl deutscher Familien niedergelassen und nur dem festen Zusammenhalten dieser mit den deutschen Colonisten gelang es, wie schon erwähnt, 1864 bei den Wahlen die Municipalkammer, mit Ausnahme von nur zwei Brasilianern, bloß aus Deutschen zusammenzusetzen.

Die Stadt Rio Pardo verdankt ihren Ursprung einem kleinen Fort, das die Portugiesen 1751 am linken Ufer des gleich-

namigen Flusses, unweit seiner Mündung in den Rio Jacuhy, auführten, als sie infolge der päpstlichen Demarcationslinie mit den Spaniern die gegenseitigen Niederlassungen bestimmten; 1752 wurde das Fort von den Indianern der Uruguay, unter Anführung des Häuptlings Tyarayu-Sepé, angegriffen. Nach der Invasion dieser Horden (die sich jedoch nicht wiederholte) versammelte sich eine Anzahl der zerstreut wohnenden Familien unter dem Schutze der kleinen Befestigung und es entwickelte sich allmählich die Ortschaft, die 1769 zum Kirchspiele, 1809 zur Villa erhoben wurde. Gegenwärtig zählt das Städtchen 5—6000 Einwohner und hat als Stapelplatz für den Verkehr mit dem Innern eine Bedeutung. Es liegt auf unebenem Terrain und hat holperige schlechtgeflasterte Strassen und ziemlich verwilderte öffentliche Plätze, aber einzelne solid gebaute hübsche Häuser. Das bemerkenswertheste Gebäude ist das schöne, aber nicht vollendete Spital. Die seit vielen Jahren hier bestehende Kriegsschule wurde bei meiner dortigen Anwesenheit zum grossen Verdruß der Bewohner nach Porto Alegre verlegt. Dicht an der Stadt führt eine grosse Brücke über den Rio Pardo, sie erhebt sich gegen 27 Fuss über das Flussbett und doch soll schon mehrmals bei anhaltend heftigen Regen das Wasser bis 13 Fuss (23 Palmos) über derselben gestanden haben, was also einem Steigen des Flusses um mehr als 40 Fuss entsprechen würde.

Am 5. April kehrte ich an Bord des kleinen Dampfers „Caxoeira“ nach der Provinzialhauptstadt zurück. Wir verliessen um 6 Uhr früh Rio Pardo; nachdem wir schon eine Strecke vom Ufer entfernt waren, kehrte der Kapitän auf einmal zurück, um noch einen verspäteten Passagier aufzunehmen! Auf dem Schiffe herrschte eine unglaubliche Unordnung. Die halbe Kriegsschule, meist alte, zum Theil verheirathete Knaben, mit all ihrem Hausgeräth, befand sich an Bord. Es war nicht möglich, nur einen Schritt auf Deck zu gehen, so war alles mit Betten, Tischen, Stühlen und Schulbänken, die keine 3 Groschen werth waren, u. s. f. verlegt. Frühstück und Mittagessen waren erbärmlich und in ungenügender Menge; kurz, es wurde für den

Passagierpreis von 12 Milreis so wenig als möglich geboten. Nach einer vierzehnstündigen höchst unangenehmen Fahrt trafen wir nachts um 8 Uhr in Porto Alegre ein.

Da in den nächsten Tagen kein Dampfer nach Rio grande abging, so hatte ich Gelegenheit, mich noch einigermaßen mit der Stadt und ihrer nächsten Umgebung bekannt zu machen. Obgleich im ganzen etwas monoton, hat doch letztere einzelne sehr hübsche Punkte, von denen manche zur Anlage von reizenden Villen benutzt wurden. Auf einer derselben sah ich eine künstliche Bambusanlage von wahrhaft überraschender Schönheit. Die freundliche Kirche vom Kind Gottes (Igr. do Menino de Deos) in einiger Entfernung von der Stadt ist ein bekannter vielbesuchter Wallfahrtsort; in neuester Zeit wurde von der Stadt aus eine Miniatureisenbahn dahin gebaut.

Sehr auffallend war es mir, dass in einer so bedeutenden Provinzialhauptstadt wie Porto Alegre, die mit ihrem Municipium 32—34000 Einwohner zählt, der höhere Schulunterricht so arg vernachlässigt ist, um so mehr, da, wie es scheint, die Schuld nicht an der Regierung, sondern an der Bevölkerung selbst liegt. Es befindet sich nämlich in der Stadt eine höhere Lehranstalt, das Lyceo Dom Affonso, das, früher in einem erbärmlichen Zustande, durch den Präsidenten Ferraz neu organisirt wurde, ohne dass jedoch weder von ihm noch von einem seiner Nachfolger die Reformen gründlich durchgeführt worden wären. Von dreizehn Lehrstühlen waren bei meiner Anwesenheit nur acht besetzt und von diesen die Hälfte provisorisch; der Professor der Philosophie hatte nicht einmal einen einzigen Zuhörer. Die Gesamtzahl der Schüler belief sich auf 27! Man kann sich von seiten der Bevölkerung wahrlich keinen grössern Indifferentismus denken. Das Lyceum von Porto Alegre ist eigentlich bestimmt, die bedeutendste höhere Lehranstalt der ganzen Provinz mit 400000 Einwohnern zu sein und befindet sich auf einer so tiefen Stufe! Das Priesterseminar São Feliciano mit acht Lehrstühlen zählte damals 45 Alumnen. Man möchte fast glauben, dass in Porto Alegre die Ansicht besteht, dass, wer nicht Geistlicher werden will, auch keine höhere Bildung zu besitzen brauche. Die Theil-

nahmlosigkeit für jede wissenschaftliche Richtung zeigt sich auch in anderer Beziehung. Die Stadt besitzt keine öffentliche Bibliothek; wie mir versichert wurde, existirte dort auch keine einzige nennenswerthe Privatbibliothek, ja nicht einmal eine Buchhandlung. Es scheint, die Bevölkerung schöpft all ihr Wissen nur aus den drei oder vier politischen Journalen der Stadt. Man könnte diesen unbegreiflichen Materialismus oder Indifferentismus gegen alle Wissenschaften einigermaßen durch einen mächtigen materiellen Aufschwung der Provinz entschuldigen, aber dieser ist eben nicht sehr bedeutend und leidet noch fortwährend gewaltig unter der Herrschaft der politischen Parteilidenschaft und des ausgesprochensten Egoismus. Ihre materiellen Fortschritte seit 15 Jahren verdankt die Provinz nicht etwa einer vermehrten Thätigkeit oder höhern Intelligenz ihrer eingeborenen Bevölkerung, sondern, wenn auch nicht gerade ausschliesslich, doch hauptsächlich der fremden, der deutschen Einwanderung.

In den Archiven des Präsidenten befindet sich eine schöne und werthvolle Sammlung neuerer Manuscriptkarten der Provinz. Die geodätischen und topographischen Aufnahmen sind grösstentheils vom Civilingenieur Ph. v. Normann bearbeitet; eine grosse Uebersichtskarte der Provinz wurde von den Ingenieuren José Maria Perreira de Campos und Antonio Dias da Costa im Massstabe von 1:750000 mit Benutzung von 91 astronomisch richtig bestimmten Punkten ausgeführt.

Auch von anderer Seite ist in neuerer Zeit einiges für die Kartographie der Provinz geleistet worden. So haben die beiden königlich sächsischen Lieutenants Baron A. v. O'Byrn und Wolde-
mar Schulz die Provinzen Santa Catharina und Rio grande bereist und eine Karte componirt, die von letzterm vor ein paar Jahren in mehrern Blättern herausgegeben wurde.¹⁾ Ein flüch-

¹⁾ Die kaiserlich brasilianische Provinz Santa Catharina mit den angrenzenden Theilen der Provinzen Parana und Rio grande do Sul. Nach den neuesten Materialien entworfen und gezeichnet von Woldemar Schulz, sowie ergänzt

tiger Blick auf diese Karte, ohne in irgendein Detail einzugehen, zeigt jedem auch nur einigermaßen geübten Kenner, dass dieselbe nicht richtig sein kann, denn eine solche Regelmässigkeit wie die, mit der z. B. die Zuflüsse des Rio Uruguay oder die Gebirge im Quellgebiet des Jacuhy gezeichnet sind, existirt in der Natur nicht. Wir müssen sie indessen bisjetzt doch als die beste Karte der Provinzen erklären und die Mühe, die sich der Verfasser mit der Ausarbeitung derselben gegeben hat, lobend anerkennen. Hr. Schulz gab ferner eine Karte der deutschen Colonien der Provinz Santa Catharina,¹⁾ bei der die Bai von Santa Catharina sonderbar blutwurstartig gezeichnet ist, und eine der deutschen Colonien der Provinz Rio grande do Sul heraus.²⁾ Letztere beiden haben nur einen sehr geringen geographischen Werth. Von den vorzüglichsten deutschen Colonien hat der Ingenieur Wilhelm Grote Tex eine brauchbare Karte im Massstabe 1:250000 (lithographirt bei E. Wiedemann in Porto Alegre, 1859) publicirt und neuerdings hat Hr. Kühn aus Santa Catharina eine Karte der Provinzen Paranà, Santa Catharina und Rio grande do Sul veröffentlicht, über die ich kein Urtheil fällen kann, da ich sie noch nicht gesehen habe. Soviel mir bekannt ist, soll sie weder Anspruch auf Originalität noch auf grosse Genauigkeit machen.³⁾

In neuester Zeit tritt das Bedürfniss zum Baue von Eisenbahnen in der Provinz in den Vordergrund und es sind besonders

durch Aufnahmen, ausgeführt unter Mitwirkung des Barons O'Byrn während der Reise durch Südbrasilien in den Jahren 1859 und 1860. Massstab 1:1,000000. Dresden 1865.

¹⁾ Planta das Colonias Alemães e Terrenos medidos na Provincia de Santa Catharina por Woldemar Schulz. 1860.

²⁾ Planta das Colonias Alemães e Terrenos medidos na Provincia do Rio grande do Sul por Woldemar Schulz. Diese Karten kommen auch unter dem Titel: „Die gemässigten Brasilländer der kaiserlichen Provinzen São Pedro do Rio grande do Sul, Santa Catharina und Paranà am Atlantischen Ocean und im Stromgebiete der Plata, vom 25°—30° 30' der Südbreite, mit den deutschen Colonien von Woldemar Schulz, Leipzig, Ernst Julius Günther, 1868“, vor.

³⁾ Im Jahre 1865 erschien eine Karte der südlichen Theile Brasiliens mit den angrenzenden Ländern (Mappa do Sul do Imperio e paizes limitrophes), aufgenommen und ausgeführt von dem brasilianischen Ingenieur *H. L. dos Santos Werneck* und dem ebenso gewissenhaften als geschickten österreichischen

zwei Linien, eine nördliche und eine westliche, die täglich mehr zur Nothwendigkeit werden. Die erstere soll die Provinzialhauptstadt mit der Provinz Santa Catharina oder besser, sie soll die Provinzialhauptstadt mit einem sichern, leicht zugänglichen Hafen der Provinz Santa Catharina oder Rio grande in Verbindung setzen. Der schon erwähnte eigenthümliche, schlechte Zustand der Barre von Rio grande do Sul, der trotz aller darauf verwendeten Mühe und Kapitalien der Schifffahrt stets sehr grosse Hindernisse in den Weg legen wird, verlangt gebieterisch den Bau eines solchen Schienenwegs. Es ist nicht zu leugnen, dass die blühende Hafenstadt Rio grande durch ein derartiges Unternehmen den grössten Theil ihrer gegenwärtigen Bedeutung verlieren würde, denn sie basirt ja ausschliesslich auf dem Handel. Der Verlust auf dieser Seite kann aber bei dem ungemein grossen Vortheile, den der ganze nördliche Theil der Provinz daraus ziehen würde, kaum in Betracht kommen, um so weniger, da die projectirte westliche Linie jener Hafenstadt immerhin eine Compensation für die Verluste durch die nördliche bieten würde. Die westliche Bahnlinie soll nämlich im Süden der Provinz von Pelotas an den Rio Candiota (resp. der Villa Bage) führen. Nach dem Berichte des mit den Vorarbeiten betrauten englischen Ingenieurs W. St. Smyth soll dieser Schienenweg eine Länge von 155 geographischen Meilen haben. Die erste 97 Meilen lange Section, bis zum Flüsschen Telha, führt fast ganz durch ebenes Terrain; die zweite Section, in einer Ausdehnung von 36 englischen Meilen, von Ribeirão da Telha bis zum Ribeirão Jaguarão chico übersteigt die niedere syenitische Serra do Erval. Sie hat in der Serra einige Schwierigkeiten zu überwinden, erfordert aber nicht einmal Tunnels, sondern blos Durchstiche. Die dritte Sec-

Ingenieur Hr. K. Kraus. Sie bildet die erste Abtheilung einer grossen, auf Befehl der Regierung herauszugebenden Karte des Kaiserreichs. Die Karte der Herren Werneck und Kraus soll gegen tausend Namen enthalten, darunter eine grosse Anzahl von Flüssen und Dörfern, die bisher noch auf keiner Karte dieser Gegenden verzeichnet sind. Sie wurde in dem Instituto artistico der Herren Fleiuss und Linde in Rio de Janeiro lithographirt und soll, nach Angabe der öffentlichen Blätter, technisch vorzüglich ausgeführt sein.

tion bis zum Rio Candiota führt wieder durch ein für den Bau günstiges Flachland. Nach Smyth verlaufen $\frac{9}{10}$ der Bahn in gerader Linie und nur $\frac{1}{10}$ bietet Schwierigkeiten dar. Die Unkosten des Baues sind auf 10 Millionen Milreis veranschlagt. Die Beziehungen zwischen Bage und Pelotas sind gegenwärtig schon sehr bedeutend. Es verkehrten nämlich im Jahre 1863 zwischen diesen beiden Punkten 7879 Wagen (Carretas), jeder durchschnittlich mit 100 Arrobas Producten oder Waaren beladen, und zwischen 20—30000 Reisende. Ausserdem werden alljährlich von Bage bei 300000 Stück Rindvieh nach den Xarqueadas von Pelotas und 100000 nach denen von Canudos geliefert und man gibt sich der Hoffnung hin, dass die Eisenbahn diese bedeutenden Transporte am wohlfeilsten vermitteln werde. Gesetzt auch, der Waaren- und Personenverkehr zwischen den beiden Endpunkten dieser Eisenbahn würde sich rasch verdoppeln und verdreifachen, so würde dies immer noch lange nicht hinreichen, um das Unternehmen zu einem gewinnbringenden zu gestalten, wenn nicht am Flusse Candiota andere Garantien für eine sichere und lucrative Zukunft der projectirten Bahn liegen würden, nämlich mächtige und ausgedehnte Steinkohlenlager. Die zu Tage liegende Schicht soll eine Mächtigkeit von 65 englischen Fuss haben und so günstig situirt sein, dass sie durch Tagbau abgeteuft werden kann. Proben von dieser Kohle (einer Pechkohle) wurden in England sehr günstig beurtheilt. Nach den bisherigen Untersuchungen erstreckt sich das Lager über einen Flächenraum von 1800 Quadratmeilen. Dieses mächtige Steinkohlenflötz in einem Staate, der bislang die Steinkohlen für seine Kriegs- und Handelsdampfmarine und für die technischen Etablissements aus fremden Ländern aus einer Entfernung von 5000 englischen Meilen beziehen musste, begründet jedenfalls eine neue Quelle des Nationalreichthums. Für den Bedarf des Inlandes werden in Zukunft die Kohlen um die Hälfte des bisherigen Preises (20 Milreis per Tonne oder 1 Milreis per Centner) hergestellt werden. Die transatlantischen Dampfer werden in Brasilien stets Kohlendepots finden, ohne dieselben von Cardiff aus zu ergänzen, und Brasilien wird auch nach den südlichen Nachbarstaaten

dieses fast unentbehrliche Brennmaterial exportiren. Soviel mir bekannt, ist bisjetzt noch der Bau dieser wichtigen Bahnlinie nicht definitiv bestimmt, da die Unternehmer noch immer auf die Concession der zweiprocentigen Zinsengarantie von der Provinzial- und der fünfprocentigen von der Centralregierung harrten. Sobald diese einmal erreicht ist, wird es nicht an einheimischen und fremden Kapitalien zum Bau einer Eisenbahn und zur Bearbeitung der Kohlenflötze fehlen. Für die nördliche Linie haben mehrere Bewerber ihre Projecte beim Staatsrathe eingereicht, ohne dass bisher in dieser Richtung etwas Wesentliches geschehen wäre. Die Natur scheint übrigens weit mehr als die Regierung den Bau der Eisenbahnen in der Provinz zu begünstigen, indem sie zwei Cardinalbedingungen für ein günstiges Resultat derartiger Unternehmen: möglichst flaches Land mit geringen Terrainschwierigkeiten und treffliches Brennmaterial, im Ueberflusse bietet.

Auch im Becken des Rio Jacuhy, zwischen diesem Strome und dem Arroyo dos Ratos, unweit Triumpho, sind Steinkohlenlager entdeckt und versuchsweise aufgeschlossen worden. Die Proben, die ich von jenen Localitäten gesehen habe, waren Lettenkohlen und also von untergeordnetem Werthe. Nach der dortigen Kalkformation (Muschelkalk) zu urtheilen, dürfte auch die Hoffnung, in grösserer Tiefe auf mächtigere und reinere Schichten zu stossen, sich als illusorisch erweisen.

Eisenbahnen und grössere Entwicklung des deutschen Elements durch vermehrte Einwanderung, das sind die beiden Factoren, durch welche die künftige Grösse der Provinz São Pedro do Rio grande do Sul begründet und dieselbe in nicht gar ferner Zukunft berechtigen wird, eine der hervorragendsten Stellen in Sternenkranze des Kaiserreichs einzunehmen.

Nachdem ich die meisten und wichtigsten Colonien Brasiliens, auf eigene Anschauung gestützt, meinen Lesern vorgeführt habe, so erlaube ich mir noch einige Bemerkungen über das brasilianische Colonialsystem im allgemeinen. Der Zweck des vorliegenden Werkes gestattet es mir nicht, auf diesen Gegenstand, dem ich jahrelanges Studium gewidmet habe, eingehend einzu-

treten; ich muss mich hier nur auf einen flüchtigen Ueberblick der bisherigen Leistungen der Regierung in dieser Richtung und deren Resultate beschränken.

Vor allem steht die Frage im Vordergrund, welches System hat die kaiserliche Regierung bisher bei ihren Colonisationsversuchen befolgt? Ich glaube diese Frage am besten zu beantworten, wenn ich in kurzem Auszuge mittheile, was im Laufe eines Jahres (1864) zwei brasilianische Agriculturminister dem Gesetzgebenden Körper eröffneten. Der eine, Hr. Domiciano Leite Ribeiro, sagt: „Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf den Zustand, in dem sich unsere Agricultur, die Hauptquelle des Reichthums und der öffentlichen Wohlfahrt, befindet. Ihre Lage, obgleich nicht trostlos, ist doch sehr unsicher und verlangt mit aller Macht die möglichsten Anstrengungen, um sie aus der schwierigen Lage, in der sie sich befindet, zu ziehen. Abgesehen von den vorübergehenden Ursachen, die in den letzten Jahren die Verminderung der Production bewirkten, glücklicherweise aber nun allmählich verschwinden, ist es doch unleugbar, dass die Ernten sich allmählich verringern, während die Schuld, welche auf der Agricultur lastet, sich vermehrt und liquidirt, dadurch eine grosse Anzahl kleiner Ackerbauer, selbst grosse Fazendeiros, welche für reich gehalten wurden, verschwinden.

„Man glaubte, dass die Colonisation und die vervollkommenen Transportmittel hinreichen würden, diesen Zustand der Dinge zu verbessern. Sie kennen die Geschichte der Colonisation und die durch sie für die Agricultur gewonnenen Resultate. Nach langem kostspieligen Hin- und Herprobiren steht es fest, dass wenigstens bisher die gegenwärtige Agricultur von dieser (der Colonisation) keine gleichwerthige Ergänzung der Negerkräfte, welche ihr zu mangeln anfangen, ziehen kann (!).

„Die Bodenbearbeitung im kleinen Massstabe (*a pequena lavoura*), welche die Colonisation bei uns begründet, gedeiht zweifelsohne, aber nur langsam, und berechtigt nicht zur Hoffnung, bald den Abgang der Agricultur im grossen aufzuwiegen.

„Das Nächste für uns ist, dass wir die alte Routine verlassen und ein neues rationelles Agricultursystem befolgen.

„Der Ackerbau ist bei uns ein Nomade, der heute hier pflanzt und zerstört, um morgen dort zu pflanzen und zu zerstören. Der Werth eines Grundbesitzes wächst bis zu einem gewissen Punkte, an dem angekommen er nothwendigerweise abnimmt, bis er auf nichts reducirt ist. In Betreff der blühendsten Municipien kann man sagen, dass der Tag ihres grössten Wohlstandes auch der Vorabend ihres Verfalls ist.

„Der Boden ist ein Wesen, welches entsteht, lebt und stirbt wie ein jeder Sterbliche, und welcher oft nicht einmal die Dauer eines Menschen hat (!).¹⁾

„Solange wir nun den Boden, selbst den erschöpften, nicht zu benutzen wissen, wird weder das Eigenthum einen festen Bestand, noch das Land eine wahre Civilisation besitzen.

„Aber wie dieses Desideratum erlangen? Der Arm der Regierung ist leider viel zu schwach, um ein grosses Resultat zu erreichen, welches blos durch persönliche Initiative und Anstrengung erreicht werden kann. Wenn unsere reichen Fazendeiros, statt ihre Söhne auf die juridischen und medicinischen Facultäten oder zum Vergnügen nach dem alten Europa zu schicken, nach Nordamerika²⁾ oder andern Ländern, wo man den unserigen ähnliche Früchte baut, sendeten, um das beste Agricultursystem zu studiren, so wäre es möglich, dass binnen wenigen Jahren ein sehr glücklicher ökonomischer Umschwung eintreten würde. Für so etwas genügt oft ein wenig Initiative, eine neue Richtung der Ideen.“

So sprach der Agriculturminister Domiciano de Leite Ribeiro vor den Reichsräthen. Die Quintessenz seiner Rede ist einfach: Keine fremde Colonisation, denn sie hat uns bisjetzt die Neger nicht ersetzt; Aenderung des Agriculturverfahrens, zweckmässige Be-

¹⁾ O Solo é um ente que nasce, vive e morre como qualquer Mortal e que muitas vezes nem mesmo tem a duração de um homem. Dieser überkühne ministerielle Ausspruch hat nur dann einen Sinn, wenn er als Vergleich ausgedrückt wird.

²⁾ Ich will hier nur beiläufig bemerken, dass die Söhne der Fazendeiros sehr weisser Hautfarbe sein müssen, wenn sie von ihren Reisen in Nordamerika Nutzen ziehen sollen.

nutzung des Bodens, selbst des erschöpften, Absendung der Söhne reicher Aeltern nach Nordamerika u. s. f., um sich mit den dortigen Agricultursystemen vertraut zu machen. Den wichtigsten Punkt aber lässt der Herr Minister unerörtert, wie nämlich die fehlenden Arbeitskräfte beschafft werden sollen; oder glaubt er vielleicht, dass die Weisheit, die die Söhne der Fazendeiros aus Nordamerika (ja nicht aus der Velha Europa) nach Hause bringen werden, hinreichen wird, um die fehlenden Neger zu ersetzen, oder ob sie im Stande sein werden, im allgemeinen eine intensivere Bodenbearbeitung ins Leben zu rufen, als jetzt schon von vielen deutschen Colonisten in Anwendung gebracht ist? Ich enthalte mich, weiter auf das Meritorische dieser Rede einzutreten, da aus derselben deutlich hervorgeht, dass Hr. Domício von der Bedeutung der brasilianischen Colonisation auch nicht den geringsten Begriff hat.

Wenige Monate später sagte sein Nachfolger, der Agriculturminister Hr. Jesuino Marcondes d'Oliveira, im Senate Folgendes: „Der edle Senator von Bahia verlangt meine Meinung hinsichtlich der Colonisation zu kennen. Ich glaube, dass die Beschaffung von Arbeitskräften eine grosse Nothwendigkeit für den Ackerbau ist, dass die Grösse der Nationen nicht nach der Ausdehnung ihrer Länder, sondern nach der Wichtigkeit ihrer Industrie, ihres Reichthums und ihrer Civilisation zu bemessen ist.

„Es ist daher nicht bloß unumgänglich nothwendig, dass die Industrien, die wir besitzen, mit Arbeitskräften versehen werden, sondern auch, dass die Regierung sich bestrebe, das Land auf eine Weise zu heben, dass es sich nicht bloß durch die einfache natürliche Entwicklung seiner Bevölkerung hebt. Die Regierung darf daher in einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit (magnitude) sich nicht ihrem eigenen Impulse überlassen; ebenso wenig steht es zu erwarten, dass die freiwillige Einwanderung sich ohne grosse Anstrengung von seiten der Regierung, welche viele Festigkeit und Beharrlichkeit verlangt, nach unserm Lande richten werde. Ich bin der Ansicht, dass wir durch Benutzung der frühern Erfahrung einen Erfolg erreichen werden. Die Regierung darf

sich durch das Mislingen einiger Versuche nicht entmuthigen lassen; im Gegentheile soll sie Vertrauen gewinnen durch das von Frankreich auf seinen Colonien in Algier gegebene Beispiel, und von den Vereinigten Staaten selbst, welche, nachdem sie wiederholt schlechte Resultate von ihren Colonieunternehmungen gesehen hatten, endlich einen constanten Einwandererstrom erzielten, der selbst durch den schrecklichen Bürgerkrieg, der jene Nation aufreißt, nicht unterbrochen wurde.“

Hr. Jesuino Marcondes d'Oliveira ¹⁾ erklärt also gerade im Gegensatz zu den schwülstigen hohlen Phrasen seines Vorgängers mit einfachen wahren Worten: wir müssen Arbeitskräfte von aussen herbeiziehen und es ist die Aufgabe der Regierung, trotz der fehlgeschlagenen Versuche die Colonisation zu befördern.

Diese beiden Reden charakterisiren aber ganz genau das bisher in Brasilien befolgte Verfahren hinsichtlich der Colonisation, nämlich eine vollständige Plan- und Systemlosigkeit, eine unglückliche Zerfahrenheit der Ansichten über diese hochwichtige Angelegenheit in den Regierungskreisen. Mit einer seltenen Einmüthigkeit haben sowol die Vertreter der Nation in den Kammern, als die politischen Blätter aller Parteien schon Hunderte von malen mit den schärfsten Worten verdammt und nachgewiesen, dass die ungeheuern pecuniären Opfer des Landes durch Mangel an Verständniss der executiven Organe so gut wie nutzlos verschwendet werden, indem die erzielten Resultate in der ungünstigsten Proportion zu den darauf verwendeten Mitteln stehen.

Brasilien macht seit mehr als 40 Jahren Colonisationsversuche. Wer mit einiger Aufmerksamkeit das, was ich über die Gründung von Neu-Freiburg gesagt, gelesen und die Fehler, die dort begangen wurden, bemerkt hat, der wird finden, dass genau die nämlichen Fehler sich durch mehr als vier Jahrzehnte bei jeder neugegründeten Colonie wiederholt haben, ein Beweis, dass die massgebenden Organe sich nie die Mühe nahmen, die Geschichte

¹⁾ Dieser Minister hat auch während seiner Amtsdauer sein Möglichstes gethan, um die fremde Colonisation nach seiner Provinz Parana zu lenken.

der brasilianischen Colonisation, aus der sie die wichtigsten Lehren hätten ziehen können, zu studiren, sondern in unbegreiflicher Blindheit zum grössten Nachtheile des Landes an einer verderblichen, durch und durch fehlerhaften Routine festhielten. Auf sie kann mit vollstem Rechte der Satz von Xavier Aubiyat („Jugemens nouveaux“) angewendet werden: „La cécité spirituelle fait plus de ravages que la cécité physique et la cataracte mentale brave les oculistes.“

Da die kaiserliche Regierung jahrelang den besten Willen hatte, die Colonisation zu fördern, und die Vertreter der Nation ihr zu diesem Zwecke mit seltener Liberalität die reichlichsten Geldmittel bewilligten, so wird man natürlich mit vollem Rechte fragen, wie es denn möglich ist, dass aus diesen vereinten Anstrengungen so wenige und fehlerhafte Ergebnisse resultirten? Die eingehende Beantwortung dieser Frage würde weit die diesem Werke vorgesteckten Grenzen überschreiten; ich kann sie daher nur flüchtig andeuten. Solange noch kein eigenes Ministerium für Handel, öffentliche Arbeiten und Agricultur errichtet war, nämlich bis 1861, stand die Colonisation unter der Leitung des ohnehin mit Arbeiten mehr als überhäuften Ministeriums des Innern. Der Leiter des Ministeriums konnte sich daher kaum mit den Details der Colonisation befassen und musste dieselben fast ausschliesslich untergeordneten Organen überlassen. Je nach dem Interesse, dass der Minister an dieser speciellen Branche seines Departements nahm, war auch der directe Einfluss, den er darauf ausübte, ein grösserer oder geringerer. Manche Minister glaubten genug gethan zu haben, wenn sie Geld für Colonisationszwecke von der Nationalversammlung verlangten und die ihnen von Generallandamte unterbreiteten Vorlagen signirten; andere hatten für die eine oder andere Colonie eine besondere Zu- oder Abneigung, wobei sehr häufig politische Parteimotive bestimmend einwirkten, wieder andere vergeudeteten einen Theil der für Colonisationszwecke bestimmten Gelder auf gewissenlose Weise, indem sie dieselben ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen und damit andere nicht im entferntesten mit der Colonisation in Verbindung stehende Ausgaben ihres Ministeriums deck-

ten. Nur sehr wenige erkannten die hohe Wichtigkeit der Colonisation für das Reich und suchten sie redlich und nach besten Kräften zu fördern; ihr Wirken war aber, wie die Dauer ihrer ministeriellen Amtsverwaltung, gewöhnlich nur ein sehr vorübergehendes. Die praktische Durchführung der Colonisation lag daher im Generallandamte, und wie wenig richtiges Verständniss trotz vielem guten Willen hier herrschte, brauche ich nicht auseinanderzusetzen, die Geschichte der Colonisation lehrt es hinreichend. Mit schlecht überlegten Versuchen, Protection von Schwindlern und Industrierittern (sehr häufig auf höhern Befehl) und dergleichen wurden unglaubliche Summen verschwendet und die kläglichsten Resultate erzielt.

Die zahlreichen, zum Theil zweckmässigen Gesetze neuerer Zeit, in Bezug auf Colonisation, haben nicht den gewünschten Erfolg gehabt, so wenig als die von den Kammern zur Beförderung der Einwanderung bewilligten Summen. Vor einer Reihe von Jahren votirte der Gesetzgebende Körper 6 Millionen Milreis zu diesem Zwecke und mit diesem enormen Kapitale ist weit weniger geleistet worden, als ein intelligenter Privatmann mit dem hundertsten Theile desselben ausgeführt hätte. Im Jahre 1855 bildete sich in Rio de Janeiro eine Actiengesellschaft unter dem Titel Associação central da Colonisação, mit einem nominellen Kapitale von einer Million Milreis, um die Einwanderung nach dem Kaiserreiche zu befördern. Durch eine total unvernünftige Gebarung und Benutzung von schlechtgewählten, zum Theile gewissenlosen, elenden Agenten hat sie zahllose Colonisten ins Unglück gestürzt und sich selbst dem wohlverdienten Schicksale entgegengeführt. Hätte sie nicht schon ihre traurige Existenz abgeschlossen, so würde ich hier ihr Wirken, trotz des beschränkten Raumes, einer auf Documente und Thatsachen gestützten Würdigung unterzogen haben.

Die bisher in Brasilien vorgenommene Colonisation fand statt: 1) Durch Gründung von Colonien durch die Centralregierung, 2) durch Gründung von Colonien durch die Provinzialregierung (einzig in der Provinz Rio grande do Sul), 3) durch Gründung von Colonien durch Privatgesellschaften und einzelne

Unternehmer bald mit, bald ohne Unterstützung von seiten der Regierung, 4) durch Erntetheilungscontracte (*Parceria*). Gegenwärtig bestehen im ganzen neun Regierungscolonien, nämlich: In der Provinz *Minas geraes* die Colonien am „Mucury“ (durch Kauf von einer Privatcompagnie an die Regierung gekommen); in der Provinz *Espiritu Santo* „Santa Isabel“, „Santa Leopoldina“ und „Rio novo“ (letztere ebenfalls durch Kauf an die Regierung übergegangen); in der Provinz *São Paulo* „Cananea“; in der Provinz *Paraná* „Assunguy“; in der Provinz *Santa Catharina* „Blumenau“ (durch Kauf erworben), „Itajahy mirim“, „Santa Isabel“, „Theresopolis“. Aus der Reihe der Colonien ausgeschieden und selbstständige Municipien bildend, sind: Neu-Freiburg und Petropolis in der Provinz Rio de Janeiro, Santa Amaro in der Provinz São Paulo, die alten Colonien Santa Isabel und São Pedro d'Alcantará in der Provinz Santa Catharina und São Leopoldo in der Provinz Rio grande do Sul.

Die Gesamtzahl der auf den Regierungscolonien niedergelassenen fremden Einwanderer beträgt heute nicht über 6000 Individuen, von denen sehr viele kaum mehr als die nothdürftigsten Lebensmittel gewinnen. Dies sind also die kläglichen Früchte von zwanzigjährigen Anstrengungen ¹⁾ und fabelhaften verausgabten Summen, um „einen Auswanderungsstrom nach Brasilien zu lenken“. Ist man solchen Thatsachen gegenüber nicht vollkommen berechtigt, den leitenden Organen die Fähigkeit zu colonisiren abzusprechen?

Der Hauptgrund, warum die Colonisation in Brasilien bisher noch keinen ordentlichen Aufschwung nehmen konnte, liegt in der unbegreiflichen, fast sträflichen Unüberlegtheit, mit der man bei Gründung der Colonien vorging. Die Einwanderer wurden in den fernen Urwald gesetzt, höchst selten waren dort die dringendsten Vorbereitungen für ihre Aufnahme getroffen, keine provisorischen Hütten gebaut, keine Landlose vermessen, keine Verbindungswege eröffnet; häufig war nicht einmal für die

¹⁾ Ich rechne hier von der Gründung der Colonie S^a Isabel in der Provinz *Espiritu Santo* (1846) an, mit der die neue Epoche der Colonisation begann.

nöthigsten Lebensmittel gesorgt, zuweilen ein gänzlich unfähiger oder ein gewaltthätiger, roher Mensch mit der Direction der Niederlassung betraut. Die Einwanderer, in der Regel von gewissenlosen Agenten durch lügenhafte Versprechungen verlockt, waren enttäuscht und entmuthigt und ohne Lust, mit Eifer an die schwere Arbeit zu gehen. Hatten sie aber doch die erste, härteste Zeit überwunden, so fehlten ihnen Schulen, Kirchen, ärztliche Pflege, ordentliche Wege für einen gesicherten, leichten Absatz ihrer Producte, kurz, sie hatten jahrelang mit endlosen Schwierigkeiten und Entbehrungen der verschiedensten Art zu kämpfen. Die Regierungscolonien vegetiren, aber sie blühen nicht und haben auch deshalb keine Anziehungskraft. Warum ist der Hauptzug der fremden Einwanderung nach der Provinz Rio grande gerichtet? Weil die dortigen Colonien eines guten Rufes geniessen, weil die Emigranten wissen, dass Tausende ihrer Landsleute dort wohlhabend geworden sind, und dass sie selbst mit Fleiss binnen wenigen Jahren ein schuldenfreies Besitzthum erwerben können. Sie scheuen die meisten Regierungscolonien, weil sie wenig Aufmunterndes über sie erfahren, und diese bisher in der That so wenig Erfolge aufgewiesen haben, dass sie auch nicht die geringste Anziehungskraft ausüben können.

Die Nähe der Provinzialhauptstadt Porto Alegre und die bequeme und leichte Verbindung dahin hat am meisten zum raschen Aufschwunge von São Leopoldo beigetragen. Hätte die kaiserliche Regierung diesen wichtigen Fingerzeig gehörig gewürdigt und die Einwanderer in möglichster Nähe von grossen Städten angesiedelt, sodass sie auch das geringste ihrer Producte vortheilhaft und schnell hätten verwerthen können, so hätte sie mit verhältnissmässig geringen Mitteln grosse Resultate erzielt und einer freiwilligen bedeutenden Einwanderung leicht Bahn gebrochen; statt dessen aber setzte sie die Colonisten in den Urwald fern von jedem grössern bewohnten Orte, ohne ihnen durch lange Jahre fahrbare Strassen herzustellen, oder überhaupt zweckmässige Verbindungsmittel zu verschaffen und ihnen den Absatz ihrer Producte zu erleichtern. Was frommt es dem Colonisten, viel über seinen Bedarf zu pflan-

zen, wenn er das Mehr nicht verwerthen kann oder ein kostspieliger Transport jeden Gewinn verschlingt? Ich habe gesehen, wie Colonisten ihren Schweinen die herrlichsten Ananas und Bananen vorwarfen, nur um den Ueberfluss nicht verfaulen zu lassen. Ist es etwa ein Zeichen einer blühenden Ansiedelung, wenn Schweine mit köstlichen Früchten gemästet werden, die den Colonisten bei einer günstigen Lage ihrer Besitzungen ein schönes Stück Geld eintragen würden? Der deutsche Auswanderer zieht nicht nach Brasilien, um dort bloß hinreichend zu essen zu haben, er will sich ausser seinem täglichen Brot noch eine Summe Geldes für seine und seiner Kinder Zukunft ersparen.

Günstiger als die Colonien der Centralregierung entwickelten sich die der Provinzialregierung, aber nicht weil bei diesen principiell ein vernünftigeres System befolgt worden wäre, sondern nur darum, weil sie in der Provinz Rio grande liegen. Von sämtlichen Colonien, die entweder durch Actiengesellschaften und Privatunternehmer gegründet wurden, hat sich in ganz Brasilien nur eine einzige unabhängig und günstig für den Unternehmer und die Colonisten entwickelt, es ist die Colonie São Lourenço des Hrn. J. Rheingantz an der südwestlichen Küste der Lagoa dos Patos. Sie wurde 1856 gegründet und zählte 1860 213, 1864 aber schon bei 1300 durchschnittlich sehr zufriedener Bewohner. Von den übrigen Privatcolonien sind zwar einzelne in einem mehr oder weniger befriedigenden Zustande, die Unternehmer aber entweder ganz oder beinahe ruinirt, und können nur durch die Uebernahme ihrer Colonien durch die Regierung einen Theil ihrer verausgabten Kapitalien retten.

In neuester Zeit hat eine ziemlich starke politische Partei in der brasilianischen Reichsvertretung sich entschieden gegen fremde Einwanderung erklärt und viel von einer „einheimischen Colonisation“ geschwärmt. Sie will nämlich der armen einheimischen Bevölkerung alle diejenigen Vortheile zuwenden, welche die Regierung der fremden Einwanderung bewilligte, als wohlfeile Ländereien, Geld- oder Arbeitssubsidien im Anfange u. s. f. und glaubt dadurch den Ackerbau zu heben und den National-

wohlstand zu begründen. Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, viele Worte über dieses Project, dessen hypernativistische Tendenz klar genug zu Tage liegt, zu verlieren. Ein Reich, das auf ungefähr 148000 Quadratmeilen nicht einmal 8 Millionen, also kaum 54 Menschen auf die Quadratmeile zählt, braucht einen Bevölkerungszufluss von aussen, wenn es eine seiner Territorialausdehnung entsprechende Machtstellung sich erringen, seinen Ackerbau, seine Industrie, seinen Handel heben will. Glauben die Vertheidiger der einheimischen Colonisation denn alles Ernstes, dass es der einheimischen Bevölkerung wirklich so sehr am Arbeiten gelegen ist, dass sie etwa keine Arbeit finden würde? Die arme europäische Landbevölkerung geht in die Städte, Märkte und Dörfer und auf grosse Güter und arbeitet dort als Dienstboten oder Tagelöhner. Das Nämliche könnte der arme Brasilianer thun, wenn er nur arbeiten wollte. Die brasilianischen Gutsbesitzer klagen bitter über Mangel an Arbeitskräften; aber sind es etwa ihre armen Landsleute, die ihnen dieselben selbst gegen gute Bezahlung ersetzen? Nein, gewiss nicht, wohl aber treiben sie sich als faulenzende Camaradas, als Schmarozer oder unabhängige Insassen auf den Gütern herum. Sie sind genügsam, brauchen wenig zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, scheuen im allgemeinen die anstrengende Arbeit und bringen lieber ihre Zeit unter Gesang, Tanz und Musik in den Vendas zu. Werden die Vertheidiger der nationalen Colonisation mit diesen Elementen die künftige Grösse des Reiches begründen? Das Land ist durchschnittlich so fruchtbar, der Boden so wohlfeil, dass jede wirklich fleissige Familie (und es gibt deren viele) ohne Hülfe und Unterstützung der Regierung sich sehr leicht eine gesicherte Existenz verschaffen und zu einigem Wohlstande gelangen kann, diejenigen aber, die nicht arbeiten wollen, werden auch als Regierungscolonisten nichts taugen.

Brasilien soll und muss in seinem eigensten Interesse die fremde Colonisation befördern. Um dies aber mit Vorthail zu thun, muss die kaiserliche Regierung den Colonisten den vollsten Schutz der Gesetze garantiren, muss die Bande der Ehe der akatholischen Einwanderer so heilig achten als die der katho-

lischen und durch strenge Gesetzesbestimmungen den freventlichen Uebergriffen eines zelotischen Klerus Einhalt gebieten, muss, soviel in ihren Kräften steht, die Einwanderer in socialer und politischer Beziehung gegen die Gewaltthätigkeiten und Willkür untergeordneter Organe schützen und die Gleichberechtigung der Einheimischen und Fremden vor dem Gesetze zur vollsten Wahrheit machen.

Die kaiserliche Regierung soll keine neuen Colonien mehr anlegen, am allerwenigsten nach dem bisher befolgten widersinnigen Verfahren. Sie soll, wenn sie noch einen unmittelbaren Einfluss auf die Colonisation nehmen zu müssen glaubt, die schon bestehenden Colonien vergrössern und entwickeln, in allen Fällen aber auf denselben materielle Verbesserungen durch Herstellung von möglichst guten Communicationsmitteln vornehmen. Sind diese Colonien einmal so weit erstarkt, dass sich auf ihnen, ähnlich wie in São Leopoldo, ein schwunghaftes Productenexport und lucrative Industrie herangebildet hat, dann werden sie von selbst, wie jene ehemalige Colonie, genügende Anziehungskraft haben, um eine freiwillige und ausgiebige Einwanderung hervorzurufen. Die kaiserliche Regierung soll ferner keine Colonisation durch Private oder Gesellschaften gestatten, die nicht auf der allersolidesten Basis fusst und volle Garantie gewährt, dass nicht über kurz oder lang die ruinirten Unternehmer die Hülfe der Regierung zum Fortbestande der Colonie anzurufen genöthigt sind.¹⁾

¹⁾ In neuester Zeit (1865) hat die Regierung wiederum die Concession zur Gründung einer Privatcolonie ohne die geringste Garantie ertheilt und zwar einer Belgierin, einer gewissen Madame Langendonk, die im Zeitraume von 5 Jahren 100 belgische Familien oder 500 Individuen jedes Alters und Geschlechtes auf den ihr zu diesem Zwecke cedirten Ländereien am Rio Negro in Assunguy in der Provinz Paraná etabliren will. In einigen Jahren wird diese Colonie auch wieder Regierungsunterstützung anrufen und das Ministerium sich gegen die „weibliche Unternehmung“ nachsichtig zeigen. Ueber das grossartige Project des nordamerikanischen Generals Wood, der in einigen Jahren eine halbe Million Yankeefamilien mit Geld, Maschinen und Dienstboten u. s. f. nach Brasilien importiren will und deshalb mit der kaiserlichen Regierung in Unterhandlung trat, will ich kein Wort verlieren, obgleich dieser Humbug in einem grossen Theil Brasiliens einen wahrhaft phrenetischen Enthusiasmus her-

Der Beschluss der Regierung, den Einwanderern nach Brasilien die Differenz des Preises, den die Passage nach diesem Reiche

vorrief. Desto grössere Beachtung verdient dagegen die Gründung einer internationalen Einwanderungsgesellschaft. Sie fand im Februar 1866 statt. Das Programm dieses Vereins ist folgendes:

- In Erwägung, dass das Gedeihen Brasiliens von der Entwicklung der freien Arbeit und von dem Hereinströmen fremder Arbeiter und Kapitalien abhängt, sowie dass die Abschaffung der Sklaverei eine grosse Menge freier Arbeiter oder einen Strom freiwilliger Einwanderung erheischt;
- in Erwägung, dass der Einwanderer sehr der Belehrung und der Nachweise bei seiner Ankunft in den Häfen dieses Landes bedarf, und dass dies eine dringende Nothwendigkeit ist, um ihn bei seiner Niederlassung zu unterstützen und ihm beizustehen, oder auch während seines Aufenthalts;
- in Erwägung, dass neben diesem persönlichen Beistande noch moralische Interessen der Gesammteinwanderung zu befriedigen kommen, welche dem Einwanderer eine Aussicht in die Zukunft öffnen, ihm die Familienbande sichern, sowie Glaubens- und persönliche Freiheit garantiren;
- in Erwägung, dass unter den Gesetzen, die einigermassen diesem entgegenstehen, jene sind, welche die Regulirung der Staatsländereien, die Bedingungen der Naturalisation und den politischen Unterschied zwischen Eingeborenen und Naturalisirten feststellen; jene, welche die volle Gültigkeit der Civilehe ohne geistlichen Beistand nicht anerkennen; jene, welche die volle Glaubensfreiheit und Gleichheit, ob schon sie geduldet ist, beschränken, und jene, die durch ihre Härte Dienst- und Lohncontracte fast unausführbar machen;
- in Erwägung, dass solche Gesetze, so vorgeschritten und liberal die politischen und bürgerlichen Einrichtungen Brasiliens sein mögen, zum Wohle der Gegenwart und zur Klärung der Zukunft der Revision bedürfen;
- in Erwägung, dass, um diese Reform zu erreichen, es der Discussion und der dadurch erlangten Ueberzeugung des Landes von ihrer Nothwendigkeit bedarf, auf dass die öffentliche Meinung die Schaffung neuer Gesetze veranlasse;
- in Erwägung, dass ein so umfangreiches und schwieriges Programm die Kräfte eines Einzelnen überschreitet und den mächtigen Beistand gesellschaftlichen Zusammenwirkens verlangt;
- in Erwägung ausserdem, dass Brasilien grosse Erfolge von der Privatinitiative, vom Associationsgeiste und von der populären Discussion ernten wird, da hierauf seine theuersten Hoffnungen beruhen;
- in Erwägung endlich, dass sie einen wirklichen Dienst leisten werden, wenn sie praktische Interessen von der eben erklärten Natur besprechen und befördern:

haben einige Brasilianer und hier wohnende Fremde, dem patriotischen

mehr kostet, als nach Nordamerika, zu bezahlen, kann nur gebilligt werden und wird jedenfalls mit der Zeit zur Hebung der Einwanderung beitragen.

und humanitären Aufrufe der Börsenkammer folgend, in feierlicher Versammlung beschlossen, die Internationale Einwanderungs-Gesellschaft zu gründen.

1) Diese Gesellschaft schlägt vor:

Den in Brasilien Einwandernden die Niederlassung zu erleichtern, ihnen zu rathen, sie zu schützen und alle Hindernisse zu beseitigen, mit welchen sie zu kämpfen haben, ihnen in ihren Beziehungen mit den Behörden zu helfen und vor den Gerichten beizustehen.

2. Die Gesellschaft will hierzu folgende Wege einschlagen:

- a) Die Errichtung eines Bureau, wo die Einwanderer Auskünfte erhalten und Beistand erhalten können, den sie bedürfen und die Gesellschaft leisten kann.
- b) Die Errichtung eines Auswandererhauses, in der Nähe des Hafens, sobald es die Gesellschaftsmittel erlauben, wo sie gegen Entrichtung der gemässigten Kosten bis zu ihrer definitiven Aufenthaltswahl verbleiben können.
- c) Bitten und Vorstellungen bei den Staatsgewalten und andern Behörden.
- d) *Die Besprechung der Auswanderungsinteressen mittels der Journale und Vertheilung von Flugschriften.*
- e) Die Abhaltung von Volksversammlungen hier und an andern Punkten des Reiches, welche die Gegenwart von Personen zulassen und ermuthigen, welche ausserhalb der Gesellschaft stehen, welche letztere bei den ausserhalb Rio stattfindenden Meetings durch einen Redner vertreten wird.
- f) Durch Comités, welche die Gesellschaftsverwaltung mit Beleuchtungen und Betrachtungen über jeden speciellen Gegenstand unterstützen und auf den Volksversammlungen Thatsachen, welche der Einwanderung ungünstig sind, untersuchen und die zu deren Beseitigung wirksamsten Mittel vorschlagen mögen.

3. Die internationale Gesellschaft wird geleitet von:

- a) Einer Direction von 7 Mitgliedern, wovon 3 Brasilianer sein müssen und von der Generalversammlung aus den Mitgliedern alle 2 Jahre gewählt werden.
- b) Von einem Präsidenten, der unter den Directoren und von diesen gewählt wird.
- c) In Abwesenheit oder Verhinderung des Präsidenten fungirt ein ebenso gewählter Vicepräsident.
- d) In Abgang eines Directors Todes oder Rücktritts wegen bezeichnen die Bleibenden ein Mitglied, um den Platz bis zur nächsten Generalversammlung auszufüllen, an der die wirklichen Directoren gewählt werden.

Die Bemühungen der brasilianischen Regierung, die Colonisation nach jenem Reiche zu lenken, haben in Europa von verschiedenen Seiten die masslosesten Angriffe erfahren und nur zu

4. Die Direction entscheidet und der Präsident führt die Beschlüsse der Majorität aus.

Es liegt in der Befugniss der Direction, frei zu beschliessen das, was die Umstände erheischen und was am besten den Zwecken der Gesellschaft entspricht.

Sie hat die Ausgaben der Gesellschaft zu votiren und zu regeln und geeignete Personen für die in Art. 2 erwähnten Comités zu ernennen.

Der Präsident hat Befugniss, die Geschäftsnegotiationen und Details selbständig zu bestimmen.

Jeder Director hat abwechselnd die Arbeiten des sub 2 bestimmten Bureau zu inspiciren.

Die Direction wird nur zur Mittheilung wichtiger Geschäfte versammelt. Direction und Präsident dienen unentgeltlich.

5. Die Generalversammlung wird jährlich einmal gehalten, um die Rechnungen zu prüfen und Wahlen vorzunehmen.

Der Bericht der Direction wird hierbei vom Präsidenten verlesen.

Die Generalversammlung ist beschlussfähig mit wenigstens 20 anwesenden Gliedern.

Sie kann auch ausserordentlich wegen dringender Geschäfte nach Ansicht der Direction oder auf Verlangen von 5 Mitgliedern berufen werden.

Mitglieder können Einheimische und Fremde in und ausserhalb Brasiliens sein.

Jedes Mitglied trägt wenigstens 24 \$ jährlich bei.

Der Directionssecretär und der Präsident besorgen die Einläufe, Correspondenz und Schreibgeschäfte.

Das sub 2 gegründete Bureau wird von dem Secretär, dem Organ der Direction geleitet, und wird einen von mehrern Dolmetschern in wenigstens portugiesischer, englischer und deutscher Sprache unterstützten Agenten haben.

Es wird Pflicht des Agenten und der Dolmetscher sein, im Bureau aufmerksam, den Einwanderern behüflich zu sein, ihnen Auskunft zu geben, sie zu begleiten und ihnen bei allem Nöthigen beizustehen.

Einer dieser Beamten wird die Bücher der Gesellschaft führen, deren Schatzmeister der Secretär ist.

Das Bureau wird von einem Portier besorgt.

Die in diesem Artikel erwähnten Beamten werden von der Direction ernannt und entlassen, die auch ihre Entlohnung feststellt.

häufig haben sie die Grenzen des Anstandes weit überschritten und den Gegenstand in einem Tone behandelt, der höchstens noch in den gemeinsten Kneipen am Platze wäre. Dass einer solchen Behandlung einer ernsten und wichtigen Frage immer nur die schmutzigsten persönlichen Motive zu Grunde liegen können, erkennt leicht jeder unbefangene Leser derartiger Invectiven; sie verlieren daher jeden Werth und werden vom unbefangenen Publikum in der Regel mit Verachtung oder Unwillen beiseitegelegt.¹⁾ Neben diesen Ausbrüchen der zügellosesten Leidenschaftlichkeit haben sich jedoch auch gewichtige Stimmen von ruhigen und ernsten Männern gegen die deutsche Auswanderung nach Brasilien erhoben und sich bei ihren Warnungen hauptsächlich auf den traurigen Ausgang der Parcerieversuche und auf eine Menge im Verlaufe dieses Werkes schon erwähneter Fehler, Uebelstände und Misbräuche des brasilianischen Coloni-

Specielle Acte, welche die Direction votiren wird, werden den Vorgang der Gesellschaft in Uebereinstimmung mit den gegenwärtigen Grundlagen regeln; doch bedürfen diese Bestimmungen der Zustimmung der Generalversammlung, welcher sie regelmässig mitgetheilt werden müssen.

Gezeichnet: E. Furquim de Almeida. — A. C. Tavares Bastos. — R. P. Feticis. — Ch. I. Harrah. — H. Haupt. — W. Scully.

Am 16. Febr. wurden diese Bestimmungen einstimmig angenommen und die erste Directionswahl für den 21. Febr. bestimmt und auch vorgenommen.

Directoren sind: Dr. Aureliano E. Tavares Bastos, }
 Dr. Caetano Furquim de Almeida } Brasilianer.
 Quintino Bocayuva,
 Fernando Castiço, Portugiese.
 Ch. I. Harrah, Amerikaner.
 Hermann Haupt, Deutscher.
 W. Scully, Engländer.

Möge der Verein zum Besten Brasiliens ein segensreiches Wirken entfalten!

¹⁾ In den Actenstücken von brasilianischer Seite, betreffend die Colonisation des Kaiserreiches, übersetzt, commentirt und herausgegeben von Kapitän I. Hörmeyer, hat sich der Verfasser bemüht, mit ausgedehnter Sachkenntniss und wo es angezeigt ist mit der nöthigen Schärfe die Angriffe auf die brasilianische Colonisation zu widerlegen oder doch wenigstens auf ihr richtiges Mass zurückzuführen.

sationsverfahrens, auf die lückenhafte Gesetzgebung, auf den Mangel an Rechtsschutz in religiöser Beziehung u. s. f. gestützt.

Nachdem ich nun Tausende von deutschen Colonisten in Brasilien gesehen habe, die mit ihrem Lose zufrieden sind und sich in ihren dortigen Verhältnissen wirklich glücklich fühlen, so finde ich, dass ein so entschiedenes Abrathen gegen die Auswanderung nach Brasilien, selbst wenn es in den reinsten Absichten geschieht, durchaus nicht gerechtfertigt ist. Welches bessere Ziel können die Feinde der brasilianischen Colonisation den auswanderungsbedürftigen Deutschen anrathen? Etwa die Vereinsstaaten oder die von steten Bürgerkriegen zerrissenen Republiken im Süden Brasiliens? Sind etwa dort die Aussichten für sie um so vieles besser? können sie leichter zu Grundbesitz gelangen, sich viel schneller zu unabhängigen Leuten emporarbeiten und haben sie weniger Schwierigkeiten zu überwinden? Wahrlich nicht, die wenigen Vorthelle, welche die Deutschen in Nordamerika finden, werden wieder reichlich durch grosse Nachtheile paralysirt. Wer mit der Geschichte der Einwanderung nach den Vereinsstaaten vertraut ist und die Mühen und namenlosen Hindernisse kennt, mit denen die Emigranten zu kämpfen haben, bis es ihnen gelingt, einen eigenen Herd zu gründen; wer es weiss, welche Menge ausgewanderter Deutschen dem betrügerischen Schwindel und der kalten Herzlosigkeit des Yankee zum Opfer fällt und ihre Leichtgläubigkeit durch unaussprechliche Leiden büssen muss, der wird mir gewiss beistimmen, dass dort den Colonisten nicht mehr Rosen blühen als in Brasilien. Was aber die Auswanderung nach den La Platastaaten betrifft, so will ich an dieser Stelle nur bemerken, dass im Jahre 1863 gegen 60 deutsche Colonisten aus Rio grande do Sul nach der für die deutsche Auswanderung so vielfach gepriesenen Republik Uruguay übergesiedelt sind, binnen Jahresfrist aber die meisten, bitter getäuscht, wieder nach Rio grande zurückkehrten.

In den jüngstverflossenen 5—6 Jahren haben sich die brasilianischen Colonisationsverhältnisse wesentlich gebessert, viele der früher gerügten Uebelstände sind von seiten der kaiserlichen

Regierung beseitigt worden, manche andere werden binnen kurzem einer bessern Einsicht weichen müssen und man darf mit grosser Bestimmtheit annehmen, dass sich auf legislatorischem Wege in nicht ferner Zukunft die Verhältnisse für Colonisten derart gestalten werden, dass die deutschen Einwanderer im südamerikanischen Kaiserreiche wenn auch nicht gerade ein Dorado, doch immerhin ein Land finden werden, in dem sie gern ihre Hütten bauen, um für sich und ihre Kinder eine zweite Heimat zu gründen.¹⁾

Da während meiner Anwesenheit in Porto Alegre einige Unregelmässigkeit in der gewöhnlichen Dampfverbindung mit Rio grande eingetreten war, stellte mir der Präsident der Provinz das Kriegsdampfboot „Fluminense“ zur Verfügung, um nach der Hafenstadt zurückzukehren. Wir verliessen am 9. April abends 5 Uhr Porto Alegre. Der nördliche Theil der Lagoa von der Hauptstadt bis nach Itapau, 25 Seemeilen lang, ist eigentlich nur eine Fortsetzung der sich in die sogenannte Lagoa de Viamão ergiessenden vier Flüsse Rio Jacuhy, Rio Cahy, Rio dos Sinos und Rio Gravatahy und führt auch den Namen Rio Guahyba. Sein Wasser ist geniessbar. Punkt 10 Uhr erreichten wir den Leuchthurm von Itapoa am Eingange in die eigentliche Lagoa, in der sich ein ziemlich starker Wellenschlag bemerklich machte. Sie führt ungeniessbares Brackwasser, dessen Salzgehalt in trockenen Jahren bedeutend grösser ist als in regenreichen. Das wissen die Fischer von Rio grande sehr gut, denn die Tainha,

²⁾ Unbegreiflich und im höchsten Grade gegen die Interessen der Colonisation handelte die brasilianische Regierung in neuester Zeit, indem sie ihre tüchtigen deutschen Coloniedirectoren durch besonders protegirte Brasilianer ersetzte und zwar aus keinem andern Grunde, als diese Stellen ja nicht in Händen von Ausländern zu lassen. So wurde der treffliche Director der Colonie *Assunguy*, *G. Wieland*, im December 1864 plötzlich durch einen gewissen João Perreira, ein gänzlich verkommenes, brutales, dem Trunke ergebenes Individuum ersetzt. Er hatte aber das grosse Verdienst, ein Vetter eines frühern Agriculturministers zu sein! Ebenso wurde der tüchtige Director der Mucurycolonien, Baron O'Byrn, entlassen und seine Stelle einem gewissen Dr. Diogo Rodrigues Vasconcellos übergeben.

ein delicateser Fisch der Lagune, der wie es scheint seine Nahrung besonders reichlich im milden Brackwasser findet, ist in trockenen Jahren im April und Mai noch sehr mager, während sie bei geringem Salzgehalte des Wassers schon im Februar fein und fett ist. Nach Mitternacht passirten wir den „Pharol da barba negra“. Ausser diesen beiden Leuchtthürmen sind an der Ostküste der Lagune noch vier, nämlich: der „Pharol de Christovão Pereira“, der „Pharol do Capão da Marca“, der „Pharol do Bujurú“, und der „Pharol do Estreito“. Wir rückten sehr langsam vorwärts, fünf Seemeilen pr. Stunde. Genau 24 Stunden nach unserer Abfahrt befanden wir uns dem hübschen Pharol do Estreito gegenüber. Drei Stunden später, nachts um 8 Uhr, rannte der Dampfer auf eine Sandbank. Da einige Versuche, uns flott zu machen, erfolglos blieben, so beschloss der Commandant, von weitem Versuchen abzustehen, um sie am künftigen Morgen fortzusetzen. Dieser Zwischenfall war ihm doppelt unangenehm, da wir in Sicht von Rio grande lagen; er liess daher schon vor Tagesanbruch die Maschinen wieder arbeiten, aber ebenso erfolglos wie am Abend vorher. Das Schiff musste erleichtert werden; es wurden daher alle Boote ausgesetzt, die Anker niedergelassen, die Kessel entleert und ein Theil der Kohlen über Bord geworfen. Nach 9 Uhr vormittags endlich, nach fünfstündiger, angestrenzter Arbeit gelang es, das Schiff ins freie Fahrwasser zu bringen. Nun wurde wieder Feuer gemacht, alles an Bord genommen und endlich die Fahrt fortgesetzt. Um 1 Uhr nachmittags landeten wir in Rio grande.

Heftige Stürme verzögerten die Rückkehr des nach Montevideo abgegangenen Riodampfers um sechs Tage über die bestimmte Zeit, die ich nun in Rio grande zuzubringen genöthigt war und, ich gestehe es, auch gern zubachte. Mehrere Reisende haben ein hartes Verdammungsurtheil über Rio grande ausgesprochen, das um so weniger gerechtfertigt erscheint, als sie gar nicht einmal in der Lage waren, die Stadt so kennen zu lernen, um dasselbe anders als durch nichtssagende Phrasen zu begründen. Wer Genuss findet am Umgange mit gebildeten Männern und liebenswürdigen Familien, am Besuche eines mit belletristi-

schen und politischen Journalen reich versehenen Lesevereines, an kleinen und grossen Excursionen in einer wenn auch scheinbar monotonen, für den Naturforscher aber doch ungemein interessanten Gegend, an ebenso interessanten als lohnenden Jagden auf Sumpf- und Wasserwild, der wird gewiss nicht nur wenige Tage, sondern selbst Wochen und Monate gern in Rio grande do Sul weilen. Dem blasirten Touristen mag nach mislungenem Sport auf anderes Wild allerdings der Aufenthalt in dieser Stadt nicht angenehm sein, und es mag ihm der Geruch von den zu verschiffenden Häuten und noch gar manches andere nicht recht passen.

Die Stadt zeichnet sich weder durch ihre öffentlichen Gebäude, noch durch besonders bemerkenswerthe öffentliche Anlagen und Plätze aus. Ihre Strassen sind breit, aber, wie begreiflich, sehr staubig; unter den Häusern sind viele von stattlichem Ansehen. Ein in grossartigem Stile angelegtes Spital, das jedenfalls eine Zierde der Stadt würde, sieht seit vielen Jahren seiner Vollendung entgegen. Mangel an Geld und eine nicht ganz correcte Gebarung mit den früher zum Baue bestimmten Summen scheinen das Gebäude kaum je den völligen Ausbau erreichen zu lassen. Die Stadt besitzt übrigens ein Krankenhaus (casa de Misericordia), in dem jährlich 350—400 Kranke behandelt werden.

Rio grande zählt 18—19000 Einwohner (das ganze Municipium 22000), worunter gegen 5000 Sklaven. Der Verkehr ist lebhaft und besonders bieten die Hafenquais das bunte Bild einer belebten Handelsstadt. Im Jahre 1859—60 liefen 505 Schiffe mit einem Gehalte von 106499 Tonnen über die Barre ein, der grösste Theil mit der Bestimmung nach Rio grande. Die Einfuhrgegenstände bestehen hauptsächlich in europäischen Manufacturen, Spirituosen, Salz, Eisen, Oel, Weizenmehl, Stockfisch und von den Provinzen des Nordens in Kaffee, Zucker und einigen Früchten; die Ausfuhr aber in den Producten der einheimischen Landwirthschaft, besonders der Coloniedistricte, als Bohnen, Mais, Gerste, Linsen, Erbsen, Kartoffeln, Lein, Farinha de Man-

dioca und Zuckerrohrbranntwein, in denen der Viehzucht, als lufttrockenem Fleisch (Xarque), getrockneten und gesalzenen Häuten; Unschlitt, Hörnern, Klauen und Klauenöl, Knochen, Knochenasche, Speck, Wolle u. s. w.; ferner aus geschnittenen Holzwaaren aller Art, Sattelzeug, Wachs, Erva Mate (Paraguaythee), Ziegeln, Halbedelsteinen (besonders Jaspis und Achaten). Der Importhandel liegt hauptsächlich in den Händen fremder Kaufleute, worunter bedeutende deutsche Firmen; am Exporthandel sind auch einheimische Häuser betheiligt.

Der Importhandel von Rio grande ist gegen den der übrigen Hafenstädte des Reiches in sehr grossem Nachtheile, denn längs der ausgedehnten, schwer zu überwachenden Grenzen der Nachbarrepublik Uruguay, die einen ungleich niedrigeren Zolltarif hat als Brasilien, wird ein lebhafter Schleichhandel mit europäischen Waaren betrieben, dem die Kaufleute von Rio grande bei den bekanntlich enorm hohen Einfuhrzöllen die Stirn nicht bieten können. Dem gewiss ganz gerechtfertigten Verlangen des dortigen Handelstandes, dass exceptionell für diese Provinz ein niedriger Einfuhrzolltarif bewilligt werden möge, wurde bisher noch keine Folge gegeben, trotzdem durch Zahlen der positive Beweis geliefert werden kann, dass das Aerar aus einer solchen Massregel weit mehr Nutzen als Schaden ziehen würde.

Die Stadt Rio grande verdankt ihren Ursprung einem befestigten Lager, das portugiesische Soldaten ums Jahr 1737 am Ausflusse der Lagoa dos Patos aufschlugen, um sich gegen die Angriffe der wilden Indianer zu schützen. Sie wurde durch den Gouverneur Gomez Freire d'Andrada 1745 an ihrer jetzigen Stelle gegründet und zugleich der Bau einer dem heil. Petrus geweihten Kirche in Angriff genommen. Erst 1812 wurde das bedeutende Kirchspiel zur Villa erhoben, die 1835 Titel und Prärogative einer Stadt erhielt. Die Festungswerke wurden zu verschiedenen Zeiten, besonders nach der spanischen Invasion von 1763, vergrössert und vermehrt, entsprechen aber heute nicht mehr ihrem Zweck und sind zum grössten Theile desarmirt. Ein Pulverdepot ist durch eine lange hölzerne Brücke mit dem Festlande verbunden.

Die Stadt leidet grossen Mangel an gutem Trinkwasser; um diesem womöglich abzuhelpfen, wurde von einem Privatunternehmer mit bedeutender pecuniärer Hülfe der Provinzialregierung die Bohrung eines artesischen Brunnens versucht. Bei meiner Anwesenheit ruhte die Arbeit aus Mangel an Geld. Nach den Terrainverhältnissen der Küste zu urtheilen, scheint mir diese Bohrung mehr ein Schwindelunternehmen, als eine auf wissenschaftliche und technische Kenntnisse gestützte Arbeit zu sein.

In neuerer Zeit sind bedeutende Veränderungen in den Terrainverhältnissen der Stadt vorgegangen. Früher reichte das Ufer des Rio grande bis an die Rua das Prayas, wie ihr Name andeutet, heute erhebt sich zwischen dieser und dem Hafenquai die Rua da boa vista mit einer schönen Häuserreihe. Vor circa 15 Jahren noch sollen die wandernden Sandhügel bis mitten in die Stadt vorgerückt sein, was seither nicht mehr geschehen ist. Zwischen der Stadt und der Vendinha, einem eine kleine halbe Legoa entfernten, einsam gelegenen Häuschen, dem gewöhnlichen Ziel der abendlichen Spazierritte der fremden Kaufleute, war damals keine Spur von Vegetation, während jetzt Futter- und Riedgräser auf grössern Strecken einen magern Pasto bilden. Die Dünen bewegen sich durchschnittlich von NO. nach SW. Dies ist auch die Hauptrichtung, nach der die meisten Gebüsche, besonders einzeln stehende Bäume geneigt sind, und doch vertheilen sich die Winde so ziemlich gleichmässig an Stärke und Häufigkeit zwischen NO. und SW.; erstere sind aber trocken, letztere hingegen feucht.

Es ist eine höchst eigenthümliche Erscheinung, das sowol in der Nähe von Rio grande, z. B. beim Passo, als auch an vielen andern Punkten der Küste der Sandboden eine solche Nachgiebigkeit hat, dass Menschen und Thiere darin wie in sehr schlammigen Sümpfen rettungslos versinken. Unweit vom ebenerwähnten Passo ist ein kleines Flösschen, an dessen Ufern sich wiederholt diese Erscheinung zeigt. Wenn Pferde oder Rinder dort ihren Durst löschen, sinken sie während des Saufens, ohne dass sie es zu gewahren scheinen, tiefer und tiefer in den Sand,

und wenn sie nicht rechtzeitig bemerkt und weggetrieben werden, ist es ihnen bald nicht mehr möglich, sich herauszuarbeiten, und sie verschwinden spurlos im Sande. Ueber solche Stellen kann man gefahrlos wegschreiten und selbst reiten, aber man darf ja nicht stille halten. Ein Carretero von São José do Norte, der mit drei Joch Ochsen einen schwerbeladenen Ziegelwagen an einen gewissen Punkt fahren sollte, langte nie am Orte seiner Bestimmung an und nie hatte man mehr eine Kunde von ihm. Genaue Erhebungen ergaben mit voller Gewissheit, dass er mit seinem Wagen und Gespann im Sande versunken sei, und zwar an einer Stelle, die Tausende von Reitern und Fussgängern anstandlos passirt hatten; das schwere Gewicht des Wagens und der langsame Schritt der Ochsen waren zweifelsohne die Ursache des Versinkens an einem Platze, der allgemein als ganz gefahrlos gilt.

Nordwestlich von Rio grande liegt die Ilha dos Marineiros. Sie hat ungefähr drei Legoas im Umfange; ihre Ufer sind grösstentheils sumpfig und mit Schilf bewachsen oder sandig. Der Küstensaum ist mit Gesträuchen und Bäumen bedeckt, die zum Theil das Brennholz für die Stadt liefern, auch liegen hier einzelne recht freundliche Besitzungen. Das Innere der Insel besteht grösstentheils aus Dünen. Quellen mit sehr gutem Trinkwasser, das sowol von den Schiffen benutzt als auch oft nach der Stadt geführt wird, bilden einen grossen Vorzug dieses Eilandes. Seine Ufer sowie die Untiefen der Lagune sind mit Millionen von Wasservögeln bevölkert, unter denen die Schwäne numerisch am stärksten vertreten sind. Ich bin auf dem Dampfschiffe nach Pelotas drei Viertelstunden lang an einer fast ununterbrochenen Kette dieser stolzen Lagunensegler vorbeigefahren; einen herrlichen Anblick gewähren besonders die Scharen jener Art mit schneeweissem Körper und rabenschwarzem Halse (*Cygnus melanocephalus*). Enten, Wasserhühner, Rallen, Reiher, Störche, Ibise, Scharben, Taucher, Möven u. f. s. reizen in bunter Abwechselung die Aufmerksamkeit des Beobachters und bringen das Blut des Jägers ordentlich in Wallung. Ich machte ein paar Jagdpartien nach der Insel, die jedesmal von den befriedigendsten Erfolgen gekrönt

waren. Prächtige Schwäne (*C. Chionis*), Reiher und Ibise fehlten unter der Beute nicht; auch glückte es mir einmal, einen „grossen Hans“ (*João grande*), einen riesenhaften Storch zu erlegen. Uebrigens ist die Jagd im Canot nicht so leicht, als man auf den ersten Blick bei den gewaltigen Wildmassen vermuthen möchte, denn alle diese Wasservögel sind, mit Ausnahme der Wasserhühner und der trägen auf irgendeinem einzeln stehenden Pfahle im Wasser aufgebäumten und in stumpfen Hinbrüten versunkenen Scharben, wahrscheinlich durch häufiges Jagen sehr scheu und retten sich gewöhnlich schon ausser Schussweite durch Schwimmen oder Fliegen vor dem verfolgenden Boote. Er braucht daher Vorsicht und grosse Uebung im Schiessen, um ein günstiges Resultat zu erzielen. Bei einer dieser Jagden kehrte eins der Boote mit zwei jungen Männern, die wol besser mit der doppelten Buchhaltung als mit der Flinte umzugehen verstanden, ohne ein einziges Stück erlegt zu haben, nach der Insel zurück, während mein trefflicher Jagdgefährte Dr. Sch. und ich 30 Stück, worunter 7 Schwäne, 2 Reiher und mehrere der so schwer zu erlegenden Taucher als Jagdbeute zählten.

Nicht weniger interessant und lohnend, aber etwas beschwerlicher sind die Sumpfjagden am festen Lande. Hier bilden besonders Becassinen, Kibitze, Strandreuter, Regenpfeifer, Knellen, Wasserläufer, Löffelreiherr, Ibise, Flamingos u. s. w. die vorzüglichsten Jagdobjecte. Eine solche Jagdpartie machte ich mit dem unermüdlichen Nimrod Dr. Sch. am Passo und wir hatten ebenfalls Ursache, mit unserer auch naturhistorisch sehr interessanten Jagdbeute durchaus zufrieden zu sein.

Am 20. April erschien endlich der Dampfer *Apa* auf seiner Rückreise von Montevideo in Rio grande und verliess am folgenden Morgen um 8 Uhr den Hafen. Um 9½ Uhr passirten wir die Barre bei nicht günstigem Wasserstande. Das Schiff streifte zweimal den Grund und zwar hinreichend, um für die Dauer der Reise mit 18 Zoll Wasser pr. Stunde die Pumpen in beständigem Athem zu erhalten. Der nächste Dampfer, der von Rio grande nach Rio de Janeiro abging, die „*Prinzessa de Joinville*“, wurde auf der Barre so leck, dass sie nur mit grosser

Gefahr die Rückreise fortsetzen konnte; dann blieb Rio grande beinahe sechs Wochen ohne directen Dampferverkehr mit der Reichshauptstadt und mit Europa. Diesen enormen Nachtheil verdankt der Handel von Rio grande dem traurigen Zustande der Barre und dem noch viel traurigern der Schiffe der mit sehr grossen Regierungssubsidien unterstützten Dampfschiffahrtsgesellschaft dieser Linie.

Mein Kajütengefährte auf dem überfüllten Dampfer, ein den ersten Familien der Provinz angehöriger junger Mann, hatte für die Nahrung der ihn begleitenden Sklaven während der Reise eine Quantität Xarque in unserer Kajüte deponirt. Ich liess durch den Stewart einigemal dieses penetrant übelriechende Fleisch entfernen, fand es aber jedesmal wieder vor, wenn ich in die Koje zurückkehrte. Ich sah mich endlich genöthigt, die Hülfe des ersten Steuermannes in Anspruch zu nehmen, um diese Quelle unerträglicher Ausdünstung beseitigen zu lassen. Er hatte viele Mühe, dem jungen Manne begreiflich zu machen, dass ihm nach der Schiffsordnung nicht gestattet werden könne, sein Fleisch an diesem Orte aufzuheben und durch dessen Gestank Mitpassagiere zu belästigen. Mein Reisegefährte war sehr erstaunt und konnte es gar nicht begreifen, dass die Xarque unangenehm rieche; er meinte, es könne nur so einem „Fremden“ einfallen, Anstoss daran zu nehmen!

An Bord fiel mir ein Individuum auf, das stets das grosse Wort führte, sich überall hineindrängte, aber von den meisten brasilianischen Passagieren sorgfältig gemieden wurde. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, dass es Joaquim de Paula Guedes Alcanforado sei, den wir schon früher kennen gelernt haben.¹⁾ Bei dieser Gelegenheit erzählte mir einer der anwesenden Brasilianer, dass vor einiger Zeit, als es sich um die Erneuerung und, wenn ich nicht irre, Erhöhung der Regierungssubvention für diese Dampferlinie handelte, der Ministerpräsident dem Gerenten der Compagnie erklärte, er werde sich vorbehalten, den Kapitän eines der Schiffe zu ernennen. Der Gerent wollte den Namen

¹⁾ Bd. III, S. 340.

wissen; nach einigem Zögern nannte der Minister den Alcanforado. Auf die bestimmte Erklärung des Gerenten, dass er in diese Ernennung nie einwilligen könne, entliess ihn der Minister mit den Worten: „Sie werden an mich denken.“ Vierzehn Tage später wurde der Gerent von der Compagnie entlassen. Der Minister hatte der Direction erklärt, er werde so lange der Subvention Schwierigkeiten entgegensetzen, als N. Gerent sei. Die überaus schmutzigen Motive dieser Handlung, bei der ausser dem Ministerpräsidenten einer der ersten Staatsmänner Brasiliens theilhaftig war, machte damals ein sehr übeln Eindruck im Publikum.

Unter den Passagieren befanden sich fast sämmtliche Deputirte der Provinz Rio grande do Sul, gebildete Männer, durch deren Umgang mir die monotone Seefahrt weniger fühlbar wurde. Die scharfe politische Parteispaltung machte sich auch an Bord geltend. Der Verkehr zwischen den conservativen und liberalen Abgeordneten beschränkte sich ausschliesslich auf Beobachtung der äusserlichen Etiketteformen.

Von einem frischen Südwind begünstigt, rückten wir rasch vor. Am Nachmittag des folgenden Tages begegneten wir einer Dampferflotille unter dem Commando des Viceadmirals Baron von Tamandaré, die den Zweck hatte, die nördlichen Häfen der Provinz Rio grande, besonders den von Torres zu untersuchen und zu vermessen. Nachts um 8 Uhr ankerten wir vor Desterro. Die Entfernung von der Barre von Rio grande nach Desterro beträgt 340 Seemeilen, von Desterro nach Rio de Janeiro 360 Seemeilen.

Die Zahl der Passagiere an Bord der Apa wurde in Santa Catharina durch den Präsidenten der Provinz mit seiner Familie vermehrt. Hr. Francisco Carlos d'Araujo Brusque hatte sich ein paar Monate früher, während meines Aufenthaltes auf Santa Catharina, geradezu unentbehrlich für die Provinz gehalten, trotzdem die unglaublichsten Angriffe von den Blättern seiner politischen Gegenpartei ihn moralisch zu zermalmen drohten. Nun hatte ihn die Regierung ganz unerwartet abberufen. Manch schadenfrohes und höhnischlachendes Gesicht zeigte sich unter

den Zuschauern am Quai, als er durch ein kurzes Spalier von Soldaten sich zum Einschiffsplatz verfügte. Seine nächste Bestimmung war, die Präsidentschaft einer der nördlichen Provinzen des Reiches zu übernehmen, ein paar Jahre später wurde er in einem der ephemeren Ministerien mit dem Portefeuille der Marine betraut. Am 23. April verliessen wir nachmittags Des-terro und landeten nach 33stündiger Fahrt am 25. April in Rio de Janeiro.

Zweites Kapitel.

Küstenreise von Rio de Janeiro nach São Pedro do Rio grande.

(1858.)



Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln des dritten Bandes meine Leser durch die Coloniedistricte Brasiliens geführt und greife hier wieder den zu Ende des ersten Bandes abgerissenen Faden meiner Reise auf.

Am 9. April 1858 schiffte ich mich in Rio de Janeiro an Bord des nach Santos bestimmten Dampfers „Itambé“ ein. Die Abfahrt war auf 11 Uhr vormittags bestimmt, es wurde aber, da man bei dieser Dampferlinie auf nichts weniger als Pünktlichkeit Anspruch machte, 3 Uhr

nachmittags, ehe wir das Fort Villegaignon verliessen. Der Itambé war ein älterer, kleiner, höchst schwerfälliger und invalider Dampfer, der bei ruhigem Meere, günstigem Winde und voller Dampfkraft höchstens 6 Seemeilen per Stunde vorwärts

keuchte und die Reise nach Santos, zu der andere Dampfer 18—24 Stunden benöthigen, in 44—48 Stunden mühsam zurücklegte. Das Boot war überfüllt und ungemein schmutzig, auf Deck war es nicht möglich, fünf Schritt weit zu gehen; vorn war es mit Mauthieren besetzt, hinten lag eine Schar von 25—30 Sklaven herum; ausserhalb der Kajüte standen Laken von den spuckenden Negern, in der Kajüte Laken von ihren ewig spuckenden Herren. Ein Theil der Sklaven waren Roçaneger; kaum waren sie an Bord angelangt, so mussten sie die sonntäglichen Kleider, mit denen sie eingeschifft worden waren, mit ihrem Alltagsgewande vertauschen, was bei beiden Geschlechtern sehr sans gêne geschah. Es befanden sich unter ihnen einige Fieberkranke, gegen die der sie begleitende Feitor wie ein besorgter Vater voll Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit war; alle Viertelstunden fühlte er ihnen an die Stirn und den Puls, reichte ihnen Limonade und Medicamente, deckte sie zu und erkundigte sich theilnahmvoll nach ihrem Befinden. Es standen ja nicht Menschenleben, sondern Geldwerthe auf dem Spiele. Und welch ein Tyrann ist so ein Bursche gegen gesunde Neger!

Die Fahrt ging immer in Sicht der Küste, die besonders im Anfange durch die mannichfache Abwechslung der Formen der südlichen Fortsetzung des Orgelgebirges viel Genuss gewährt. Am Abend des zweiten Tages fuhren wir durch den Kanal Toque-Toque, zwischen dem Festlande und der Insel São Sebastião, deren ziemlich hohe Gebirge wir schon seit Mittag erblickt hatten. Der „Villa bella da Princeza“, dem Hauptorte dieser fruchtbaren Insel, an deren Westküste gelegen, gegenüber machten wir halt, um einige Fässer Mehl, Zeitungen und die Correspondenz auszuschiffen; eine halbe Stunde später wurde vor der Villa São Sebastião, auf der Spitze einer Halbinsel des Festlandes, ebenfalls beigelegt, Mehlfässer und die Post ausgeschifft, dafür aber zwei Lanchas voll Rolltaback eingenommen. Die Rollen waren sorgfältig in Leinwand eingenäht. Der Taback von São Sebastião, unter dem Namen der Fazenda „Quilombo“ bekannt, ist sehr geschätzt und wird für eine der besten in Brasilien erzeugten Qualitäten gehalten.

Am folgenden Morgen um 10 Uhr passirten wir die Barre von Santos und wurden bald darauf pflichtschuldigst von dem kleinen am nördlichen Ufer des sogenannten Flusses gelegenen Fort angerufen. Diese terrassenförmige Miniaturfestung mit ihren paar kleinen Wallkanonen kann kaum einem unbewaffneten Fahrzeuge imponiren. Ihr Commandant hatte zu jener Zeit, wahrscheinlich mehr aus Habsucht oder Langeweile als aus Noth, einen in den öffentlichen Blättern strenge gerügten Mißbrauch getrieben, indem er den einlaufenden Schiffen auf eigene Faust einen Tribut von Zucker, Lebensmitteln und dergleichen abverlangte. Mehr als dieses nichtssagende Fort ziehen die Landhäuser am Ufer die Aufmerksamkeit auf sich, sowie in der Ferne ein Berg, auf dessen Rücken die Kirche N^a S^a do Monserrate liegt und an dessen Fuss sich die Stadt Santos ausdehnt. Gegen Mittag landeten wir bei der Douane. Im Hafen lagen zufälligerweise wenige Schiffe, eine schwedische und eine holländische Brigg und einige kleine Küstenfahrer.

Santos, eine der ältesten Städte Brasiliens, liegt an der nördlichen Küste der ziemlich grossen Insel Engua-Guassu und zählt gegenwärtig wenig über 800 Häuser und 7—8000 Einwohner. Die eigentliche Stadt besteht aus drei durch Querstrassen miteinander verbundenen Parallelstrassen, von denen die dem Hafendamme am nächsten gelegene Rua direita fast ausschliesslich dem Detailhandel gewidmet ist; sie sind ziemlich breit, mit Trottoirs versehen und namenlos schlecht gepflastert. Von den meisten aus Stein aufgeführten Häusern haben viele ein Stockwerk, manche sind von gefälliger Bauart. Das grösste Gebäude der Stadt ist das Zollhaus (Alfandega) in dem ehemaligen Jesuitencollegium. In den untern Räumen befinden sich die Waarendepots, in den obern die Bureaux. Die Räumlichkeiten sind bedeutend, aber nirgends ist eine Spur einer höhern Architektur bemerkbar. Die übrigen öffentlichen Gebäude sind ebenfalls ohne Bedeutung. Auf dem weiten Platze „Largo da Cadeia nova“ war man im Begriffe, ein grosses Gefängniss zu bauen. Hinter demselben, auf einer Anhöhe, liegt das Spital Santa Casa da Misericordia. Ausser der Hauptkirche (Matriz) hat Santos noch

eine Anzahl Kirchen und Klöster, nämlich die kleine Igr. de N^a S^a do Rosario der Bruderschaft vom Rosenkranz, die Kapelle de N^a S^a da Graça in der Rua de São Antonio, die schon erwähnte Kirche Monserrate, die hübsche Kirche N^a S^a do Carmo mit dem daranstossenden Kloster, in dem ein paar Karmelitermönche leben, São Antonio ebenfalls mit einem Mönchskloster und endlich das Franciscanerkloster São Bento auf einer Anhöhe an der die Stadt nach Osten begrenzenden Hügelreihe. Am Fusse



Die Kirche in Santos.

des Klosterberges befindet sich an einer Felswand ein Brunnen. Das ausgezeichnet gute und reine Wasser wird neben dem Kloster heruntergeleitet und in einem gemauerten Bassin hinter der Felswand gesammelt. Der Felsen selbst ist an zwei ziemlich nahe nebeneinanderliegenden Stellen bis zum Bassin durchbohrt und die Löcher mit verschliessbaren Messingröhren versehen. Der Brunnen ist ebenso hübsch als originell, nur schade, dass er durch unglaublich geschmacklose, in den Felsen gehauene Verse verunstaltet wird. ¹⁾ Neben dem Brunnen führt der Weg durch

¹⁾ Diese Verse lauten:

O Grande Dom Pedro Segundo
Este fonte visitou

ein eisernes Gitter zum Kloster hinauf. Die Mitte des Gebäudes nimmt der niedrige Thurm ein, links ist die Kirche angebaut, zu deren Vorhalle man durch drei Bogen tritt, rechts davon das Kloster, nur von einem Mönche und seinem Diener bewohnt. Böse Zungen behaupten, dass der Diener nicht mit Recht und Fug Männerkleider trage. Vor dem Kloster ist eine Plateform, von der man bei günstiger Beleuchtung eine wundervolle Aussicht geniesst. Besonders freundlich nimmt sich die gegenüberliegende längliche Insel im Kanal mit ihrem hübschen Landhause aus. Sie gehört dem Privatmann Barnabé Francisco Vaz de Cavalher und führt nach ihm den Namen Ilha de Barnabé.

Den Hintergrund von Santos bildet eine Hügelreihe mit abgerundeten Kuppeln, theils mit Capoeiras, theils mit Capim bewachsen, hin und wieder mit einem einzeln stehenden weissen Häuschen im saftigen Grün. Aus dem Walddickicht heben sich besonders hervor edle Palmen mit ihren prächtigen fächerartigen Blätterkronen und ihren seltsam gebildeten Blüten und Früchten, die herrlichen Baumfarn, die weissrindigen Cecropien mit ihren graugrünen lederartigen Blättern, die violetten Bougainvillen und die bizarren feuerrothen Blumen der hohen Heliconien.

Trotz der Insellage im Salzwasser hat Santos Ueberfluss an vortrefflichem Trinkwasser, dessen Quellen in dem grösstentheils aus Gneis bestehenden Hügelzuge liegen und entweder am Fusse desselben zu Tage treten, oder durch Leitung dahin geführt werden. Ein lieblicher Platz ausserhalb der Stadt ist der Brunnen

Para mais honra lhe dar
Dous Copos de Agoa tomou.

„Der grosse Dom Pedro II. besuchte diesen Brunnen und trank, um ihm noch mehr zu ehren, zwei Gläser Wasser.“ Der Verfasser dieser erhabenen Poesie ist Mitglied der bedeutendsten wissenschaftlichen Körperschaft Brasiliens. Diese Inschrift erinnert mich an eine andere auf einer Marmortafel eingegrabene, die an der Strasse União e Industria an einem Felsen angebracht war. Ihr Inhalt theilte dem erstaunten Leser mit, dass an dieser Stelle ein brasilianischer General vom Pferde gefallen sei! Die Tafel blieb so lange, bis eine bekannte Dame bei einem Spazierritte mit grossen Buchstaben darunter schrieb: Que vergonha! (welche Schande!) Bald darauf wurde dieses denkwürdige Monument beseitigt.

vom 7. Dec. (Chafariz do 7. de Decembro), wo, von prächtiger Vegetation umgeben, ein gemauertes Bassin aus drei Röhren Wasser spendet. In der Stadt selbst steht auf dem Largo da Chafariz ein hübscher Röhrenbrunnen.

In der Stadt herrscht ein reges Leben, besonders durch die vielen Maulthiertropas, die hier täglich mit den Producten des Innern der Provinz São Paulo und einiger südlichen Municipien der Provinz Minas geraes eintreffen und Importwaaren mit zurücknehmen. Santos ist ein bedeutender Handelsplatz, von hier aus werden seit 18⁵⁴/₅₅ jährlich 140—170000 Sack Kaffee direct nach den Vereinsstaaten oder nach den europäischen Märkten verschifft. Der Export von andern Landesproducten auf Küstenfahrern ist ebenfalls sehr beträchtlich. Die Einfuhr beläuft sich jährlich auf eine Summe von 9—12 Millionen Milreis. Die Industrie ist unbedeutend. Ausser den gewöhnlichen Handwerkern für den Localbedarf, befindet sich hier eine grosse Töpferei, die ausserordentlich schlechtes Geschirr erzeugt, und zwei Gerbereien, von denen die eine, im Besitze eines Genfers, vorzügliches Leder liefert. Als Lohe werden die Blätter und Rinden der Maglebäume benutzt; sie konnten früher in grosser Menge aus der nächsten Nähe der Stadt bezogen werden, müssen jetzt aber schon aus bedeutender Entfernung hergeschafft werden.

Der grössere Theil der Bevölkerung von Santos ist farbig, ihrer Moral wird kein besonderes Lob gespendet und es wurde mir von kompetenter Seite versichert, dass die Behauptung, mehr als ein Drittel der Bewohner sei aus unehelichen Verbindungen entsprossen, durchaus nicht übertrieben sei.

In Santos erscheinen zwei Zeitungen, der „Comercio“, von dem ich Nummern besitze, auf denen nicht einmal der Druckort angegeben ist, und die „Revista comercial“. Der Besitzer und Herausgeber der letztern, eines vortrefflich redigirten Journals, ist ein Deutscher, Dr. Delius aus Hamburg. Seine journalistische Thätigkeit hat ihm viele Feinde zugezogen und mehr Unannehmlichkeiten und Gefahren als Freude und Gewinn verschafft. Es hat eine Zeit gegeben, in der er flüchtig im Gebirge herumirren

musste, um den gedungenen Meuchelmördern eines in Santos und der ganzen übrigen Provinz sehr bekannten Mannes, den er als Journalist anzugreifen die Unvorsichtigkeit hatte, zu entgehen. Sowenig als die Wissenschaften oder Poesie in Santos einen hellen Glanz ausstrahlen, sowenig thut es auch die materielle Beleuchtung der Stadt, die sich auf ein paar trübe Lampen beschränkt. Wenn man daher nachts durch die elend gepflasterten Strassen wandelt, so *fällt* man mehr vorwärts, als man vorwärts *geht*. Der originelle Rechnungsabschluss für die „öffentliche Strassenbeleuchtung“ für das Semester vom 1. Juli bis 31. Dec. 1857, wie er im Comercio vom 1. Mai 1858 zu lesen ist, gab mir genügenden Aufschluss über diesen traurigen Zustand der Beleuchtung, denn in demselben werden zwar Gehalte für das Personal, Utensilien, Laternenreparaturen, Kirchhof- und Todtengräberarbeiten (!) aufgeführt, aber nicht ein Pfennig für Leuchtstoff! ¹⁾ Jedenfalls ist es interessant, dass in Santos die Friedhöfe zur öffentlichen Beleuchtung gezählt werden.

Das Klima von Santos ist, wie man schon aus der Insellage und Sumpfvegetation schliessen kann, nicht besonders gesund. Das Gelbe Fieber hat hier bei jeder Epidemie eine reiche Todtenernte gehalten, zu der, wie begreiflich, die fremden Schiffe einen bedeutenden Beitrag lieferten. Bei meiner Anwesenheit im April 1858 herrschte es dort noch ziemlich intensiv, nach meiner Rückkehr aus dem Innern im Mai kamen nur noch vereinzelte Fälle vor. Besonders lästig sind die heissen NW.-Winde, sie disponiren zu Unwohlsein und sollen im allgemeinen den Zustand der Kranken verschlimmern, besonders der am Gelben Fieber danie-

¹⁾ Die Rechnung heisst wörtlich: Despeza da iluminação publica d'esta cidade de Santos.

Ordenados a empregados	216000	Reis
Concertos de Lampeões	4500	„
Utensilios	19480	„
uma cruz de ferro e aterros no cimiterio	853040	„
Reparos no cimiterio de São Antonio	25520	„
Pagamentos aos Coveiros	156000	„
Saldo existente em cofre	1793453	„
	3047813	Reis.

derliegenden. Ein vielbeschäftigter deutscher Arzt Dr. v. d. M., schon seit einer langen Reihe von Jahren in Santos etablirt, versicherte mir, dass Gewohnheitssäuer das Gelbe Fieber leicht überstehen und er noch nie einen solchen daran verloren habe. Einige Zeit vor meiner Ankunft in Santos hatte ein skandalöser Vorfall viel von sich reden gemacht. Ein Geistlicher wurde allgemein beschuldigt, er habe eine seiner Sklavinnen zu Tode prügeln lassen. Die Polizei nahm Act von dem Gerüchte, ernannte eine Commission von einem brasilianischen und einem deutschen Arzte und liess den Körper exhumiren. Die gerichtliche Untersuchung stellte heraus, dass die Unglückliche infolge der erlittenen Mishandlungen gestorben sei. Nun wurde von seiten des Geistlichen und seiner Anhänger alles in Bewegung gesetzt, um die fernern Folgen abzuwenden. Der brasilianische Arzt wurde durch 600 Milreis gewonnen und erklärte öffentlich, er habe sich bei der Leichenschau geirrt, die Negerin habe gar nicht an den Prügeln zu Grunde gehen können; zwei andere brasilianische Aerzte, welche die Leiche nicht einmal gesehen hatten, erklärten das Nämliche und daraufhin liess die Polizei die ganze Angelegenheit wieder fallen.

Ein Besuch der alten Stadt São Vicente zu Wagen konnte leider nicht ganz ausgeführt werden, da die Hochflut uns nöthigte, $\frac{1}{4}$ Stunde vor dem Ziele wieder umzukehren. Später fehlte es mir an Zeit, die Excursion zu Pferde zu wiederholen. Bekanntlich gründete Martim Affonso 1532 auf der Südseite der Insel Engua-Guassu die erste Ackerbaucolonie und die erste geschlossene Ortschaft in Brasilien und nannte sie São Vicente. Der Ort lag zwischen zwei ungefähr 10 Minuten voneinander entfernt liegenden Felsen, dicht an der Küste, musste aber schon nach kurzem Bestande an den Platz, wo er noch heute steht, verlegt werden. Von der alten Villa wurde nur eine Säule und ein Kreuz nach der neuen hinübergebracht. São Vicente entwickelte sich rasch und war eine Zeit lang die Hauptstadt Südbrasilien; aber ausgesetzt den Angriffen der wilden Indianer und 1599 durch den englischen Admiral Thomas Cavendish verbrannt, ging sie einem ebenso raschen Verfalle entgegen, um so mehr

als der Ausfluss des sogenannten Rio de São Vicente durch Entblössung der Vegetation mehr und mehr versandete und dadurch der Hafen gänzlich unzugänglich wurde. Die Gründung von Santos, in der Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Leguas, im Jahre 1543 und die spätere Uebersiedelung eines grossen Theiles der Bewohner von São Vicente nach diesem Punkte besiegelten das Schicksal der Villa, die heute nur noch ein höchst unansehnlicher Ort von kaum 4—500 armen Einwohnern ist. In der Kirche wird ein Bild aufbewahrt, das einer Sage zufolge einst am Meeresufer aufgefunden wurde und seit Jahrhunderten in ungeschwächter Frische erglänzen soll.

In Santos erblickte den 13. Juni 1763 der edelste und grösste Brasilianer, *José Bonifacio de Andrada e Silva*, das Licht der Welt. Von väterlicher Seite von einer angesehenen Familie, die mehrere als Gelehrte ausgezeichnete Männer zu den Ihrigen zählt, genoss José Bonifacio seine erste Erziehung theils im älterlichen Hause, theils in São Paulo in einem vom damaligen Bischofe D. F. Manoel da Resureição gegründeten Collegium, wo er sich schon frühzeitig durch seinen trefflichen Charakter, seine Wissbegierde und seine Talente auszeichnete. Zur Vollendung seiner Studien begab er sich auf die Universität Coimbra und pflegte mit ebenso grosser Vorliebe Jurisprudenz als Naturwissenschaften, insbesondere Chemie und Mineralogie. Auf einer zehnjährigen Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland und die Skandinavische Halbinsel kam er mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung, die ihm hohe Achtung vor seinem Charakter und seinem Wissen nicht versagen konnten. Er wurde durch viele Diplome wissenschaftlicher Corporationen in allen diesen Ländern ausgezeichnet, sowie ihm auch mehrmals ehrenvolle Stellungen angetragen wurden. Aus jener Zeit datiren naturwissenschaftliche Abhandlungen von ihm. Nach Portugal zurückgekehrt, ernannte ihn der Graf Linhares zum Generalintendanten der portugiesischen Bergwerke und zum Mitglied des obersten Gerichtshofes in Porto, später zum Leiter der Kanalisierung des Rio Mondego. Während der französischen Invasion

befehligte er als Oberstlieutenant das akademische Bataillon und zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten durch persönliche Tapferkeit und Umsicht aus. Nach der Befreiung bekleidete er die Stelle eines Polizeichefs in Oporto und wusste mit bewunderungswürdiger Klugheit die schroffsten Parteien zu versöhnen.

José Bonifacio kehrte 1819 nach Brasilien zurück und lebte eine Zeit lang zurückgezogen in seiner Vaterstadt, mit wissenschaftlichen, meist mineralogischen Untersuchungen beschäftigt, die er sowol französisch als deutsch in Paris und Berlin veröffentlichte; die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes riefen ihn aber bald auf einen Schauplatz, auf dem er die hervorragendste Rolle zu spielen bestimmt war. Er stellte sich an die Spitze der Provinzialjunta von São Paulo und verfolgte das Hauptziel der damaligen politischen Bewegung: die Unabhängigkeit Brasiliens vom Mutterlande, mit dem heiligsten Eifer. Der Prinz-Regent Dom Pedro ernannte ihn zu seinem Minister und nachdem er am 7. Sept. 1822 die Unabhängigkeit des Reiches erklärt hatte, behielt er auch als Kaiser ihn noch als Minister.

Nun folgte eine schwere Zeit innerer Parteikämpfe, die nur durch die äusserste Energie in ein ruhiges Gleis geleitet werden konnten. Das sah José Bonifacio besser als irgendjemand ein; vor dem Blicke des feinen Menschenkenners lag der Charakter und die politische Unreife seiner Nation klar da. Aber gerade diese Energie, mit der er theils dem wankelmüthigen Monarchen, theils einer zügellosen Constituante die Stirn bieten musste, war sein Verderben. Die Zahl seiner politischen Gegner wuchs und gewann von Tag zu Tag mehr Einfluss beim Monarchen. José Bonifacio wurde mit seinen Brüdern und einigen Freunden gefangen, in die Gefängnisse der Festung Lages geworfen (1823) und dann ins Exil nach Frankreich abgeführt. Dort lebte er in der Nähe von Bordeaux sieben Jahre lang. Der Undank seines Vaterlandes schmerzte ihn tief und er gab dem: „*ingrata patria ne ossa mea habebis*“ in seiner schönen Ode an die Bahianer, die ihn, trotzdem er in der Verbannung lebte,

zweimal, wiewol erfolglos, zu ihrem Vertreter in den Gesetzgebenden Körper gewählt hatten, Ausdruck.¹⁾)

Im Jahre 1829 durfte José Bonifacio in sein Vaterland zurückkehren. Er wollte keine öffentliche Stellung mehr annehmen und lebte zurückgezogen auf der Insel Paquetá. Da brachen die verhängnissvollen Apriltage 1831 an. Der Kaiser Dom Pedro I. sah sich genöthigt, die Krone niederzulegen und das Land zu verlassen. Nun erst erinnerte er sich noch einmal an seinen frühern treuen Rathgeber und Minister und ernannte José Bonifacio zum Vormunde und Beschützer der zurückbleibenden unmündigen kaiserlichen Kinder! Mit seiner gewohnten Pflichttreue übte Andrada sein schwieriges Amt. Sein Hauptaugenmerk war, die Interessen des jungen Kaiserreiches mit denen des künftigen Monarchen zu vereinen. Seine Bestrebungen, vom reinsten Patriotismus beseelt, wurden verkannt. Der Hass seiner alten erbitterten Gegner; durch das Ehrenamt, mit dem ihn der scheidende Kaiser betraut hatte, noch mehr aufgestachelt, wühlte mit neuer Kraft gegen ihn. Zuerst wurde die Rechtsgültigkeit seiner Ernennung angefochten, dann wurde er Intriguen gegen die Regentschaft und revolutionärer Umtriebe zu Gunsten des vertriebenen Kaisers beschuldigt und von der Deputirtenkammer seine Entsetzung decretirt, ein Beschluss, dem jedoch der Senat seine Zustimmung versagte. Die Regentschaft aber, die in ihm einen geistig weit überlegenen Gegner erkannte, ruhte nicht, bis ihn der Gesetzgebende Körper wirklich seiner Stellung entsetzte (15. Dec. 1833). José Bonifacio weigerte sich, diesem ungerechten Beschlusse Folge zu leisten, da wurde er öffentlich insultirt und von der Polizei noch einmal ins Gefängniß abgeführt. Es wurde nun ein Criminalprocess gegen ihn angestrengt. Das Schwurgericht sprach ihn frei. Und wie die Geschworenen ihn instinc-

¹⁾ In der Sammlung seiner „Poesias“, die er unter dem pseudonymen Namen Amerigo Eloysio herausgab:

Morrerei no desterro em terra estranha
Que no Brasil só vis escravos medrão
Para mim o Brasil não e mais patria
Pois a faltou a justiça etc.

tiv von der schweren Anschuldigung losgesprochen hatten, so wird ihm von derselben auch der unparteiische Geschichtschreiber, dem es vorbehalten ist, diese wildbewegte Periode kritisch und treu zu prüfen, lossprechen. Der siebenzigjährige Greis zog sich körperlich und geistig ganz gebrochen wieder auf die Insel Paquetá zurück und lebte dort bis in die ersten Tage des Jahres 1838; als er sein Ende nahen fühlte, siedelte er nach Nicterohy über; hier hauchte der ausgezeichnete Gelehrte und edle Patriot am 6. April 1838 seine Seele aus. Brasilien hat keinen zweiten Charakter solch eminenter Grösse aufzuweisen.

Die Provinzialversammlung von São Paulo beschloss durch Gesetz vom 26. Jan. 1839, dass die Vaterstadt Andrados hierfür, den Namen „Cidade de Bonifacio“ führen solle. Er hat aber weder officiell noch beim Volke Eingang gefunden. Erst im Jahre 1860 erinnerte man sich wieder, dass Brasilien einen grossen Mann besass, dem es auch ein äusserliches Kennzeichen seiner Dankbarkeit schulde, und es trat ein Verein zusammen, um Beiträge zu einem in Santos zu errichtenden Denkmale für José Bonifacio zu sammeln.

Ich hatte mit einem Maulthiertreiber die nöthigen Last- und Sattelthiere zur Reise nach São Paulo accordirt und nachdem er am bestimmten Tage in der Frühe die Ladungen abgeholt hatte, erschien er im Laufe des Vormittags mit ein paar todtmüden Maulthieren und möglichst elendem geflickten Sattelzeuge, aber mit dem Versprechen, in der Nachtstation für den folgenden Tag bessere Thiere zu verschaffen. Der Weg von Santos führt $2\frac{1}{2}$ Legoa eben bis an den Fuss des Gebirges, zum Theil über einen Damm, der die Insel Engua-Guassu oder São Vicente mit dem Festlande verbindet; eine Legoa von Santos entfernt befindet sich die schöne, auf 10 steinernen Pfeilern ruhende Brücke über den sogenannten Rio São Vicente, $1\frac{1}{2}$ Legoa weiter erreicht man das ziemlich grosse Dorf „Santa Cruz do Cubatão“, am Fusse der Serra do Cubatão und dem gleichnamigen Flusse gelegen. Bei der über diesen Fluss führenden grossen hölzernen Brücke wird ein Weggeld erhoben. Wie gross die Frequenz auf dieser Strasse ist, geht daraus hervor, dass 1859 hier für

330000 Last- und Sattelthiere die Mauthgebühr bezahlt wurde. Am Fusse der Serra beginnt eine im 18. Jahrhundert von den Jesuiten angelegte Kunststrasse über die steile, 2500 Fuss hohe Serra, in der Hauptrichtung von NS. Im Anfange ziemlich gut, wird sie um so schlechter, je höher man steigt; stellenweise ist sie macadamisirt, andere Strecken sind ganz ohne Pflasterung und wieder andere mit grossen unregelmässigen Pflastersteinen belegt; es scheint, dass die ganze Strasse bei jenem Baue auf diese Weise gepflastert wurde. Sie ist ziemlich breit und kann zur Noth mit zweiräderigen Karren befahren werden. Rechts beim Hinansteigen des Gebirges ist das Strassengelände felsig, aber bewachsen, links liegt ein steiler bewaldeter Abhang, der zuweilen jäh abfällt; an einzelnen Stellen ist die Vegetation durch das abschiessende Wasser weggeschwemmt. In der Tiefe der Schlucht windet sich der Rio do Cubatão nach der Ebene hin. Kurz bevor man die Höhe des Gebirgskammes erreicht, erblickt man am gegenüberliegenden, die südliche Wand der Schlucht bildenden Gebirgszuge einen herrlichen Wasserfall, indem sich der Rio das Pedras in wilden Sprüngen von Fels zu Fels in die Tiefe hinunterstürzt. Nach anhaltenden Regen wird dieses schöne Schauspiel durch die Wassermenge des Flusses sehr erhöht. Hier oben eröffnet sich ein prachtvolles, im Osten vom Ocean begrenztes Panorama auf die Küste mit ihren Kanälen, Flüssen und Inseln, ihren Städten, Dörfern und Fazendas.

Auf der Serrastrasse begegnete ich fortwährend einzeln marschirenden Soldaten, alle barfuss, in dem elendesten Aufzuge, nicht 10 gleich gekleidet, einige mit Mantel und Feldflaschen, ohne Gewehre, andere in Hemd und geblühten Kattunhosen mit ihren Waffen, wieder andere mit wachsgelben Tornistern, ohne Kopfbedeckung, einige mit breitkrepfigen runden Hüten, andere mit Käppis oder Tschakos; einer trug eine Hutschachtel, ein anderer eine Reisetasche, ein dritter einen kleinen Hund; viele bettelten mich an. Nicht einmal in den Nachbarrepubliken habe ich Soldaten in so deroutem Zustande gesehen wie hier; es war die jämmerlichste Militärcaricatur, die man sich nur denken kann. Die 85 Mann zählende Compagnie war über eine

Wegstrecke von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Leguas zerstreut. Einer der schwarzen Vaterlandsvertheidiger machte sich den schlechten Spass, die Thiere der vorüberziehenden Reisenden zu erschrecken, was, wenn es ihm gelang, ein viehisches Gelächter bei seinen Kameraden hervorrief. Ziemlich zum Schlusse ritten die Offiziere, ebenfalls in ungezwungenster Campagnetracht. Die Truppen kehrten von einer vorgeschobenen Militärabtheilung des projectirten, aber nicht effectuirtten Paraguayfeldzugs zurück.

Ich gebe gern zu, dass man bei Beurtheilung der brasilianischen Truppen nicht den nämlichen strengen Massstab wie bei der von europäischen gebrauchen darf. Das Klima und die Rassen, aus denen die Truppenkörper zusammengesetzt sind, verlangen eine andere Uniformirung und die schlechten Wege nöthigen zu einer freiern Marschordnung; ich lasse auch gern gelten, dass sich brasilianische Truppen vorkommenden Falles, wie sie es auch in der That schon oft bewiesen haben, gut schlagen, aber man soll nicht die unglaubliche Keckheit haben zu behaupten, das brasilianische Militär sei das tapferste, schönste und bestdisciplinirte der Welt, wie es mir gegenüber wiederholt und alles Ernstes von Brasilianern behauptet wurde.

Auf den Seiten des Wegs lagen häufig Maulthierladungen, jede mit einer Ochsenhaut bedeckt und einem Steine beschwert. Die Thiere, die sie getragen, waren entweder müde geworden oder zu Grunde gegangen und ihre Ladungen mussten nun hier liegen bleiben, bis sie mit andern Thieren abgeholt werden konnten. Ich habe nie in der Provinz Minas so viele hinkende, lahme, magere, abgetriebene Maulthiere gesehen wie bei den Paulistas-tropas; der Grund liegt hauptsächlich darin, dass die Thiere dieser letztern entweder ganz unbeschlagen oder höchstens an den Vorderfüssen mit Eisen versehen ihren Dienst verrichten müssen, während die Mineiros ihre Maulthiere an allen vier Füssen beschlagen und sie mit einer Vorsicht, wie sie bei den Paulistas nicht vorkommt, behandeln. Sie geben ihnen zweimal des Tags Mais, putzen und striegeln sie, machen ihre Reise nur in der Morgenkühle. Sie können aber auch ihre Thiere mit 10—12 Arrobas und darüber beladen, während die Paulistas

durch ihre verwahrlosten Mulas nur 6—8 Arrobas tragen lassen können. Schon von fern erkennt man, ob eine daherziehende Tropa einem Paulista oder einem Mineiro angehört. Abgesehen davon, dass die Mineirotropa aus viel stattlichem, kräftigern Thieren besteht, so gehen diese stets in einer regelmässigen Marschordnung abtheilungsweise (nach Lotes) eins hinter dem andern, während die Maulthiere der Tropas der Provinz São Paulo haufenweise marschiren, sich drängen und stossen und dadurch auch häufig ihre Ladungen beschädigen.

Vom Kamme der Serra führt ein guter Weg zuerst nach der Venda eines Darmstädters, neben der eine schöne Araucaria steht, die erste, die man auf diesem Wege trifft, und von da weiter nach der Venda von Sançalo, die wir schon im 3. Bande kennen gelernt haben.

Während ich dies schreibe, geht die Eisenbahn von Santos nach Jundiahy rasch ihrer Vollendung entgegen ¹⁾ und ich will deshalb hier einige Bemerkungen über dieselbe, wenigstens hinsichtlich ihres schwierigsten Theiles, des Uebergangs über das Gebirge, mittheilen. Die Bahn wird eine Länge von 88 englischen Meilen (circa 39 deutsche Meilen) haben und mit englischen Kapitalen durch den ausgezeichneten englischen Ingenieur Brunlees gebaut. Von Santos aus führt sie 8 englische Meilen lang

¹⁾ Die definitive Eröffnung der ganzen Bahnstrecke von Santos nach São Paulo sollte am 2. Dec. 1865 stattfinden. Am 6. Sept. 1865 wurde von der der Hauptstadt zunächst liegenden Station bis nach São Paulo eine feierliche Probefahrt unternommen, an welcher der Präsident der Provinz, die Municipal-kammer und viele hervorragende Personen theilnahmen. Es wurde mit rasender Geschwindigkeit unter Musik auf den wahrscheinlich noch nicht gehörig befestigten Schienen mit zwei Locomotiven dahingebraust. Nahe am Ziele der Fahrt, unweit der Brücke über den Tamanduatahy, entgleiste die eine der Locomotiven und stürzte mit drei Personenwagen über eine 15 Fuss hohe Böschung. Der Maschinist blieb auf der Stelle todt und über 30 meist angesehene Personen wurden mehr oder weniger schwer verwundet. Wäre das Unglück ungefähr 50 Schritt weiter geschehen, so wären die Passagiere rettungslos verloren gewesen. Der deutsche Ingenieur-Fiscal der Bahn Diniz Street wurde infolge dessen seiner Stelle unverzüglich entlassen. Eine ominöse Inauguration der Bahn! Nach neuesten Nachrichten sollen längs der Bahnstrecke bei den Eisenbahndämmen sehr häufige Erdabrutschungen vorkommen

über ein sehr ungünstiges sumpfiges Terrain bis an den Fuss der Serra do Mar oder do Cubatão, die hier durchschnittlich sehr steil nach Osten abfällt. Die einzige für eine Bahnlinie taugliche Einsattelung liegt 2600' ü. M. und muss in einer Länge von 5 englischen Meilen erreicht werden, was natürlich nur durch Ueberwindung einer aussergewöhnlichen Steigung und enormer Schwierigkeiten möglich gemacht werden konnte. Die Bahn überschreitet zuerst den Rio de Magy, dringt dann in ein wildes, sich schnell verengendes schluchtenförmiges Thal und windet sich an den durch Gebirgswässer stark zerklüfteten Abhängen mit Benutzung von Tunnels und Galerien zu deren Sattel hinauf. Die Bahnstrecke vom Fusse zum Sattel, in der Gesamthöhe von 2600 Fuss, ist in vier Sectionen getheilt, jede von $1\frac{1}{4}$ englische Meilen und der enormen Steigung 1:10. Oben in jeder Section ist eine Plattform ausgegraben, und auf ihr eine stationäre Dampfmaschine angebracht, mit doppelten Cylindern von 26 Zoll Durchmesser und einem Kolbenhube von 5 Fuss, um, in Vereinigung mit den gewöhnlichen Locomotiven, die Züge hinaufzuziehen. Vom Fusse jeder Section an ist das Gleis einfach bis in die Mitte der Steigung, von hier an aber doppelt mit Uebergangsvorrichtungen und Ausweichen. Brunlees hat die Kraft der auf jeder Section zusammenwirkenden Maschinen für eine Trainlast von 1000 Centnern und eine Geschwindigkeit von 10 englischen Meilen per Stunde berechnet. Die Züge werden durch ein Seil von Stahldraht von 11,5 Zoll im Durchmesser, das über Rollen geht und mit dem grossen Schwungrade der stationären Dampfmaschine in Verbindung steht, nach aufwärts gezogen. Während ein Zug aufwärts geht, soll immer ein correspondirender thalabwärts gehen und durch sein Gewicht jenen mit ihm durch Ketten verbundenen Train bergan ziehen helfen.

Diese Bahnstrecke ist jedenfalls durch die ausserordentliche Steigung, die sie in kurzem Raume zu überwinden hat, eine der interessantesten Linien. Sie soll im Laufe des Jahres 1866 dem Verkehre übergeben werden. Es ist nur zu wünschen, dass der Betrieb auf dieser Section in europäischen Händen bleibe und nicht brasilianischer Sorglosigkeit überlassen werde.

Vom Kamme des Gebirges bis nach Iundiahy führt der Schienenweg über eine Hochebene mit nur geringen Terrainschwierigkeiten. Während des Baues kam es unter den aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Arbeitern zu vielen Reibungen, Mord und Todtschlag, sodass sich die Polizei genöthigt sah, mehrere Cavaleriepiquets längs des Tracé aufzustellen.

Von Sançalo war der Weg bald leidlich, bald sehr schlecht, streckenweise auch gut. Längs desselben liegt manches einzelne freundliche Haus, mehr als ich auf irgendeiner Hauptstrasse von Minas sah. Bei Rio grande führt eine gute Brücke über den gleichnamigen Fluss, unweit davon steht eine einladende Herberge. Ich hätte sie gern benutzt, denn der Regen fiel in Strömen und die matten Thiere konnten kaum noch weiter, aber die Station meines Camarada lag entfernter und ich musste mich seinen Anordnungen fügen. Gegen 6 Uhr abends erreichten wir die zum Nachtquartier bestimmte Herberge „Ponto alto“, 6 starke Legoas von Santos. Das Haus ist wohnlich und gross. Es wurde mir ein geräumiges Zimmer angewiesen, in dem fünf reinliche Betten, Waschkästen, ein Tisch mit Teppich, ordentliche Stühle, ein Spiegel u. s. f. waren, also sehr viel mehr, als man gewöhnlich in brasilianischen Hospedarias auf Landstrassen findet; auch das Essen war einfach, aber sehr schmackhaft zubereitet. Meine leicht beladenen Lastthiere hatten gerade 12 Stunden gebraucht, um diese 6 Legoas zurückzulegen.

Auf der Höhe der Serra fühlt man schon einen sehr bedeutenden Unterschied der Temperatur in Vergleich zu Santos; in Ponto alto war die Nacht bei anhaltendem Regen empfindlich kalt.

Den folgenden Tag setzten wir mit etwas bessern Thieren auf schlechter Strasse, von stetem Regen begleitet, unsern Weg fort. Eine halbe Stunde hinter Ponto alto liegt das ziemlich grosse Kirchspiel *São Bernharão*, in dem auch mehrere deutsche Familien wohnen. Der Ort ist freundlich, ziemlich ausgedehnt und hat mit seinen weissen geräumigen Häusern mit grünen Fensterladen so ziemlich einen europäischen Anstrich. Ehe man das Dorf erreicht, ist rechts vom Wege eine ausgezeichnet gut gepflegte, von Palmenalleen durchschnittene Theepflanzung. Es ist die schönste

Theeplantage, die ich auf meinen Reisen gesehen habe. Ich konnte nicht erfahren, wie hoch sich ihre jährliche Production beläuft. In ganz Brasilien werden gegenwärtig jährlich circa 300000 Pfd. chinesischer Thee erzeugt, wovon etwa 200000 Pfd. auf die Provinz São Paulo und 50—60000 Pfd. auf die Provinz Minas geraes kommen. Dieser Thee bildet aber keinen Ausfuhrartikel, sondern wird nur im Lande selbst consumirt. Es sind einigemal Proben davon nach Europa geschickt worden, um ihn von Kennern einer genauen Prüfung unterziehen zu lassen. Eine Commission von englischen Theeschmeckern gab in derben Ausdrücken ein sehr ungünstiges Gutachten ab; mehrere Jahre später wurde er in Paris von einer Commission von Mitgliedern der kais. zool. Acclimatisationsgesellschaft von neuem geprüft. Ihr Bericht lautete, wenn auch höflicher, doch ebenso ungünstig wie der englische; sie fügte jedoch bei, dass er, mit gleichen Theilen von gutem chinesischem Thee gemischt, ein vortreffliches Getränk liefere.

Ich habe eine grosse Anzahl von brasilianischen Theesorten theils aus der Provinz Minas geraes, theils von São Paulo einer sorgfältigen Prüfung unterzogen und nur sehr unbedeutende Unterschiede in dem Geschmack der verschiedenen Arten gefunden. Sie stimmen alle in Folgendem überein: Der Aufguss ist bei gleichem Verhältnisse von Wasser und Blättern und bei gleicher Dauer des Ziehenlassens wie bei Proben von chinesischem Thee bedeutend lichter als dieser, was zweifelsohne in der Präparation, resp. Färbung des letztern liegt. Das Aroma ist so fein als das der bessern chinesischen Theesorten, wird aber durch einen eigenen entschieden bitterlichen Beigeschmack, den ich bei allen brasilianischen Theearten gefunden habe, getrübt; man kann ihn zwar durch starken Zusatz von Zucker verschwinden machen, der Aufguss verliert aber dadurch an Aroma und wird durch seine Süßigkeit unangenehm. Die hervorstechendste Eigenschaft des brasilianischen Thees ist die, dass er ganz besonders das Nervensystem reizt und Aufregung mit Schlaflosigkeit in einem Grade hervorruft, wie es nur wenige chinesische Sorten thun. Wir besitzen noch keine Analyse des brasilianischen Thees, aber hoffent-

lich wird Dr. Peckolt in Cantagallo bald eine solche mittheilen und es dürften sich dann aus dem Vergleich mit den vielen genauen Analysen, die über chinesischen Thee vorliegen, interessante Folgerungen ziehen lassen.

Ob der brasilianische Thee auf europäischen Märkten eine Zukunft haben wird, lässt sich vorderhand nicht bestimmen; so viel lässt sich aber mit aller Sicherheit voraussagen, dass er so, wie gegenwärtig behandelt, nie eine europäische Marktwaare abgeben wird.

Schon unter König João VI. wurden die ersten Versuche mit der Theecultur in Brasilien gemacht. Dieser Monarch liess auch eine Anzahl Chinesen auf die königliche Fazenda Santa Cruz kommen, um dort die Pflege des Strauches und die Behandlung der Blätter nach heimatlicher Art einzuführen; es soll auch eine Zeit lang sowol dort als im botanischen Garten in Rio de Janeiro ein guter Thee gewonnen worden sein. Das chinesische Verfahren der Blätterbereitung hat sich jedoch nicht verallgemeinert und die brasilianischen Cultivatoren behandeln dieselben gegenwärtig noch auf eine so rohe Weise, dass das Product durchaus kein gutes Ansehen hat und schon deshalb auch auf dem europäischen Markte keine leicht verkäufliche Waare abgibt. Einzelne Fazendeiros bemühen sich allerdings, die Blätter möglichst gut zubereiten zu lassen; aber es scheint doch, dass die Neger sich die minutiöse und sorgfältige Behandlung derselben durch die Chinesen nicht zu eigen machen können; unter ihnen ist besonders Hr. João Vaz de Arraudo Amaral, Besitzer der Fazenda São João de Capivary, hervorzuheben, dessen Thee von allen Arten, die ich gesehen habe, noch am meisten dem chinesischen ähnelt, was er besonders durch eine mässige Färbung mit Preussischblau (1 Gran auf 8 Pfund Blätter) erzielt.

Von São Bernhardo an ist der Weg monoton und führt fast ununterbrochen über ein wellenförmiges Plateau. Ein wunderschöner weitbekannter Thränenbaum (*Arbol de lagrimas*) lenkt die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich und erinnert ihn, dass er sich dem denkwürdigsten Punkte Brasiliens nähere. Siebenachtel Legoa von São Paulo auf der etwas ausgebuchteten,

von einem kleinen Flösschen durchfurchten Ebene von Ipiranga war es, wo der Ruf: „Unabhängigkeit oder Tod!“ aus fürstlichem Munde ertönte und die letzten Bande sprengte, die noch Brasilien ans Mutterland knüpften. Als Dom Pedro I. am 7. Sept. 1822 auf der Rückreise von São Paulo, wo er ernste Streitigkeiten in der Provinzialjunta durch seine Gegenwart geschlichtet hatte, nach Rio de Janeiro begriffen war, wurde er, kaum eine Stunde nach seiner Abreise, auf der Ebene von Ipiranga von einem aus der Reichshauptstadt kommenden Kurier eingeholt, der ihm wichtige aus Portugal eingelaufene Depeschen überbrachte. Der Fürst hielt an und erbrach sie. Nach einem kurzen, aber heftigen innern Kampfe zog er seinen Degen mit dem Rufe: „Independencia o morte!“ in den sein Gefolge mit phrenetischem Enthusiasmus einstimmte. Von diesem Tage an datirt factisch die Unabhängigkeit Brasiliens und wird alljährlich am 7. Sept. als Volksfest gefeiert.

Dom Pedro traf am 17. Sept. in Rio de Janeiro ein und wiederholte am nämlichen Abend im Theater sein Feldgeschrei. Durch Senatsbeschluss fand dann die feierliche Proclamation der Unabhängigkeit am 12. Oct. 1822 auf dem Campo de Sant' Anna (von daher Campo de Aclamação genannt) statt und der Prinz-Regent nahm den Titel „Dom Pedro I., Imperador constitucional e defensor perpetuo do Brazil“ an.

Vergebens sucht das Auge des Reisenden nach einem Monumente auf dieser für die Geschichte Brasiliens so hochwichtigen Ebene. Nichts, gar nichts lässt ihn die denkwürdige Episode, die hier abgespielt wurde, ahnen. Doch ich irre; nach einigem Hin- und Herreiten entdeckte ich sehr kurz abgeschnittene, halb verfaulte Holzpflocke, die letzten Spuren von einem ehemaligen monumentartigen Holzwerke.

Jetzt, da die Eisenbahn die Ebene von Ipiranga durchschneiden wird, ist die Zeit gekommen, dass sich Brasilien an dieses Stück Erde erinnert, um es mit einem würdigen Denkmale zu schmücken. Auf dem Schienenwege lassen sich vom Meereshafen aus leichter die einzelnen Theile eines Monumentes transportiren, als es früher auf Maulthierrücken oder Ochsenkarren möglich

gewesen wäre. Im Jahre 1861 suchte der Präsident der Provinz São Paulo die Initiative für die Herstellung eines solchen Denkmals zu ergreifen, und lud eine Anzahl Notabilitäten zu sich ein, um darüber Rücksprache zu nehmen. Nach Eröffnung des Zweckes der Versammlung rief einer der Geladenen, ein „Baron des Kaiserreiches“, aus: „Habe ich doch gleich gedacht, dass man mich nur eingeladen hat, um mir wieder einmal in die Taschen zu steigen, nicht aber um mir etwas Ordentliches zum Essen vorzusetzen!“ Bei der nämlichen Versammlung proponirte einer der Anwesenden, statt in Ipiranga ein Monument zu errichten, dort ein Häuschen zu erbauen und es einem Pächter mit der Verpflichtung zu überlassen, ein paar Kühe zu halten, um den Reisenden, die den Ort besuchen, Milch zu verkaufen. So berichtet ein mir vorliegendes Journal der Stadt São Paulo. Ob sich diese Männer nur über den Präsidenten lustig machen wollten, oder ob sie ihren wirklichen Gesinnungen Ausdruck gaben, weiss ich nicht.

São Paulo präsentirt sich von der Seite von Santos nicht besonders vortheilhaft. Die Stadt ist so ziemlich von Bäumen versteckt, aus denen nur einzelne Kirchthürme und höhere Gebäude hervorragen. Ehe man dieselbe betritt, erblickt man rechts vom Wege die alte von den Jesuiten herstammende schlecht conservirte Kirche N^a S^a da Gloria und passirt mehrere verfallene Häuser. Bald erreichten wir einen grossen ungepflasterten überaus schmutzigen Platz (Largo da Cadeia) mit dem finster aussehenden Gefängniss und Zuchthaus, vor dem eine Anzahl je zu zweien zusammengefesselter Sträflinge mit Holz- und Wassertragen und andern dergleichen Arbeiten beschäftigt waren. Eine fernere Staffage dieses grossen Platzes bildete eine Menge zweirädrige mit Producten beladene Karren; neben jedem lehnte ein bei zwei Klaffern langes Bambusrohr, am dünnern Ende mit einem eisernen mit scharfen Spitzen versehenen Rade von einigen Zoll Durchmesser, um damit die trägen Zuchthiere recht fühlbar aufzumuntern. Durch einige unansehnliche und holperige Gassen gelangten wir auf den Largo do Collegio, den schon früher erwähnten Platz, auf dem sich das ehemalige Jesuitenkloster, gegenwärtig Regie-

rungsgebäude, befindet, hier stieg ich im „Hotel do Universo“ des Franzosen Lefebvre ab. Der Gasthof ist ziemlich gut, die Zimmer sind geräumig, die Küche halb brasilianisch, halb französisch.

Ich hatte Empfehlungsbriefe an verschiedene Personen und erkundigte mich beim Gasthofbesitzer nach deren Wohnung. Einer der Briefe lautete an die Adresse eines Provinzialdeputirten. Lefebvre bemerkte mir, der Herr befinde sich in einem anstossenden Saale in Gesellschaft mehrerer seiner Collegen; wenn er weggehe, wolle er mich zu ihm führen. Bald darauf stellte er mir auch den betreffenden Herrn vor, dem ich den Brief übergab. Ich fand den guten Mann sehr geistreich, sein Geist war aber leider alkoholischer Natur. Ich habe ihn später nicht mehr gesehen. Am nämlichen Tage übergab ich noch einen Empfehlungsbrief an den in diesem Werke schon mehrmals erwähnten Brigadier Hrn. José Joaquim Machado d'Oliveira und fand in ihm einen ebenso liebenswürdigen als feingebildeten Greis, dessen Umgang mir viel Genuss gewährte. Er war lange Jahre Generaldirector der Indianer der Provinz São Paulo gewesen und besass eine ausgedehnte Kenntniss der Indianerstämme dieser Provinz, ihrer Sitten, Gebräuche und Sprache. Hr. Machado war auch eins der eifrigsten Mitglieder des Instituto historico-geographico. Diese wissenschaftliche Corporation verdankt ihm eine Menge sehr interessanter Documente. Einzelne der wissenschaftlichen Originalarbeiten Machado's sind weitschweifig und ohne grossen innern Gehalt, andere hingegen werthvolle Beiträge zur ältern Geschichte Brasiliens. Ich habe während meiner Anwesenheit in São Paulo Hrn. Machado jeden Tag gesehen und jedesmal Belehrung aus seinen anziehenden Unterhaltungen gezogen. Ich hatte auch Empfehlungsbriefe an einen andern einflussreichen Paulista, an João da Silva Machado, Baron von Antonina. Der Mann empfing mich so hochmüthig, ich kann wol sagen so flegelhaft, dass ich ihn nach wenigen Minuten wieder verliess. Als ich vernahm, dass er in seiner Jugend Mauleseltreiber war, wunderte ich mich nicht, dass ihm noch so viel Brutales anklebte.

Ich besuchte ein paarmal die Sitzungen der eben versammelten Provinzialdeputirten, und gestehe, dass ich sowol von den Reden als dem parlementarischen Betragen der Redner sehr wenig erbaut war. Die Session von 1858 zeichnete sich überhaupt durch eine seltene Bitterkeit der beiden sich ungemein schroff gegenüberstehenden Parteien aus. Nicht zufrieden damit, sich während der Sitzungen die grössten Sottisen zu sagen und sich wahrhaft bühisch zu betragen, veröffentlichten die Deputirten eine Anzahl von Flugblättern, die an Gemeinheit kaum übertroffen werden können. Sie warfen sich in denselben gegenseitig die grössten Schandthaten vor, nannten sich Mörder, Diebe, Betrüger, Trunkenbolde, Dummköpfe u. s. w. Als das sechste dieser Schandblätter ausgegeben werden sollte, las der allgemein geachtete Präsident der Provinz, Senator Joaquim José Fernando Torres, abends im Theater in der Zeitung dessen Ankündigung. Im Zwischenacte begab er sich nach dem Corridor und traf dort einige Deputirte eben im Begriffe, die Blätter zu vertheilen. Er ergriff diese Gelegenheit, um ihnen die ernstesten Vorwürfe zu machen, sagte ihnen unumwunden, sie betrügen sich gemeiner als Moleques (Negerjungen) und begingen ein unverantwortliches Verbrechen gegen die Nation, wenn sie, statt sich mit dem Wohle des Volkes zu beschäftigen, sich mit solchen elenden, ekelhaften Persönlichkeiten abgaben, und drohte ihnen mit der Auflösung der Kammer und einem Specialberichte an den Kaiser. Dieser Ernst verfehlte seine Wirkung nicht; die Gassenbubenliteratur hörte auf, aber die Erbitterung fing an, eine noch ernstere Richtung zu nehmen. Deputirte der einen Partei erhielten nämlich von vielen Seiten theils mündliche Warnungen, theils schriftliche Anzeigen, dass in den Gegenden, durch die sie bei ihrer Heimkehr reisen müssten, sich viel verdächtiges Gesindel herumtreibe, unter dem man einige berüchtigte Capangos erkannt habe. Die bedrohten Deputirten machten die polizeiliche Anzeige, es wurden Patrouillen ausgeschildt und der oberste Richter von São Paulo (Juiz de direito) reiste selbst nach jenen Gegenden ab, erkrankte aber unterwegs. Der Polizeichef hingegen entwickelte

eine lobenswerthe Thätigkeit und die Abgeordneten langten ungefährdet in ihrer Heimat an.

Es ist wirklich traurig, wenn Volksvertreter einer Provinz, der zu ihrer Entwicklung das redliche vereinte Wirken ruhiger und ernster Männer sehr noth thut, sich so weit vergessen, um sich so unendlich tief zu erniedrigen. Ich verhehle übrigens nicht, dass das Betragen der Deputirten von São Paulo von 1858 fast beispiellos dasteht. Es wäre daher sehr irrig, aus den erwähnten Vorgängen einen Schluss auf die Haltung der brasilianischen Provinzialdeputirtenkammern im allgemeinen zu ziehen.

Ich kam im Gasthause bei der Frühstück- und Mittagstafel täglich mit mehrern der Deputirten zusammen und fand in ihnen durchschnittlich gebildete und angenehme Männer, und auch sie misbilligten mit den schärfsten Worten die unwürdige Haltung der Kammern; natürlich schoben sie die Hauptschuld auf die Gegenpartei. Diese wird das Nämliche gethan haben. Unter den Personen, die jedesmal an Lefebvre's Table-d'hôte theilnahmen, fiel mir ein Franzose auf, der stets das grosse Wort führte; das Gespräch mochte sich um irgendwelchen Gegenstand drehen, er mischte sich hinein, gab sein Urtheil ab und repugnirte durch seine dummdreiste Arroganz. Ich erkundigte mich beim Hotelbesitzer nach dieser Persönlichkeit. Mit einiger Verlegenheit theilte er mir mit, dass es sein Koch sei, dem er, neben einer monatlichen Besoldung von 300 Franken, auch noch das Recht habe einräumen müssen, an der Table-d'hôte theilzunehmen.

Neben den Vorgängen in der Deputirtenkammer war damals die Geschichte eines Diamanten das Tagesgespräch in São Paulo. Ich will sie hier, als charakteristisch für gewisse Zustände, kurz wiederholen. Ein armer Mann, Namens Lourenzo Antonio dos Santos, fand eines Tages auf dem Wege von São Amaro nach Braganza (Provinz São Paulo), um dort einem Kirchenfeste beizuwohnen, als er in einem kleinen Bache am Morro do Capitão Wasser zum Trinken schöpfte, halb im Sande versteckt, einen ziemlich grossen Stein, der durch seinen eigenthümlichen Glanz seine Aufmerksamkeit erregte. Er steckte ihn zu sich und zeigte ihn in Braganza seiner alten Mutter Escolastica Jacintha

Franco. Das alte Mütterchen, an dem die Ereignisse seit der Lostrennung Brasiliens spurlos vorübergegangen waren, glaubte, dass noch immer die alten portugiesischen Gesetze über verbotenen Besitz von Diamanten, von denen sie in ihrer Jugend erzählen gehört hatte, bestehen, empfahl ihrem sehr bornirten Sohne den Stein auf das sorgfältigste zu verwahren, weil ihm sonst die rechte Hand abgehauen würde, wenn man ihn entdeckte. Nach seiner Rückkehr nach Amparo hatte Lourenço doch erfahren, dass der Besitz eines Diamanten keine solche Gefahren mit sich führe, und er begab sich daher eines Tages nach der Stadt Mogy mirim, um dort einem wohlhabenden Manne Namens Joanico seinen Fund zum Verkaufe anzutragen. Dieser untersuchte den Stein, steckte ihn in die Tasche, setzte sich nach einer Weile an den Schreibtisch, frug Lourenço nach seinen Personalien, notirte dieselben und bedeutete ihm dann, er möge sich schleunigst entfernen, sonst werde er ihn unter die Soldaten stecken lassen. Der schwachköpfige Lourenço, auf diese Weise eingeschüchtert, kehrte nach Amparo zurück und übernachtete unterwegs in einer Herberge, wo er den Anwesenden sein Misgeschick erzählte. Diese ertheilten ihm den Rath, am folgenden Morgen nach Mogy mirim zurückzukehren und dem Polizeidelegado den Vorfall anzuzeigen. Lourenço folgte. Der Delegado, Namens Netto, begab sich mit ihm zu Joanico, der auch nach einigem Sträuben den Stein herausgab. Nun gingen beide miteinander nach einer Schmiede. Hier wurde der Stein auf einen Ambos gelegt und mit einem schweren Hammer stark daraufgeschlagen, ohne dass jener dadurch Schaden litt. Der Delegado lud Lourenço ein, ihm in seine Wohnung zu folgen, wog den Stein und erklärte dem Finder, dass er von grossem Werthe sei, machte ihn aber darauf aufmerksam, dass der Besitz desselben ihm Gefahr bringen könnte, und fügte bei, er möchte ihn einstweilen in seiner Verwahrung lassen, nach Amparo zurückkehren und dann mit einigen vertrauenswerthen Personen herkommen, um ihn abzuholen.

Nach Amparo zurückgekehrt, bat Lourenço den Geistlichen des Ortes, Hrn. Camargo Lacerda, und den Juristen Dr. Joaquim Mariano Galvão, ihn in dieser Angelegenheit nach Mogy mirim

zu begleiten, was diese Herren auch bereitwillig thaten. Hier leugnete ihnen der Delegado Netto rundweg, von Lourenço je einen Stein erhalten zu haben, und beschuldigte diesen der Verleumdung und Lügen. Die Gesellschaft musste sich unverrichteter Sache zurückziehen, der Pfarrer begab sich aber mit Lourenço nach São Paulo und es verbanden sich mit diesen beiden noch Dr. Pinto jun., Dr. João Dabney d'Avellar Botero und Dr. Francisco Azevedo jun., um die gerichtlichen und aussergerichtlichen Schritte zur Wiedererlangung des Steines zu thun. Auf ihre Veranlassung wurde auch in Rio de Janeiro ein gewisser Manoel Cardoso bei seiner Einschiffung nach Lissabon einer genauen, aber erfolglosen Untersuchung unterzogen. Die Bemühungen, den fraglichen Stein wiederzuerlangen, blieben gänzlich erfolglos. Vielleicht steht mit dieser Geschichte jener Stein, der vor wenigen Jahren in Europa so grosses Aufsehen erregte und bald als Diamant, bald als Topas angesprochen wurde, bis schliesslich die Feuerprobe in Triest ihn als einen werthlosen Halbedelstein enthüllte, was dessen Besitzer zum Selbstmorde veranlasste, in genauer Verbindung. Das Charakteristische in der Geschichte jenes Steines liegt darin, dass er binnen wenigen Tagen von zwei verschiedenen Personen, darunter ein Polizeibeamter, dem armen Teufel von Besitzer mit der schamlosesten Frechheit gestohlen wurde.

Meinen ursprünglichen Plan, von São Paulo über die Campos geraes nach Curitiba und von dort zu Lande nach Rio grande und Montevideo oder den Rio Iguazu hinunter an den Parana und nach Paraguay zu reisen, musste ich infolge der eingezogenen Erkundigungen abändern. Im Monat Mai wird nämlich in Sorocaba ein grossartiger Pferde- und Mauthiermarkt abgehalten, zu dem die Thiere von Süden zu 40—50000 Stück aufgetrieben werden und während der Reise stundenweit neben dem Wege alle Weideplätze kahl fressen, sodass der einzelne Reisende an vielen Punkten nicht das geringste Futter für seine Thiere findet. Die Reise den Iguazu hinunter ist aber nur in Begleitung von wenigstens einem Dutzend entschlossener Männer möglich, da sich wegen der wilden Indianer eine solche Flussexpedition

selbst für eine grössere Expedition immer zu einem sehr gefährlichen Unternehmen gestaltet. Ein vor mehreren Jahren gemachter Versuch fiel unglücklich aus. Die Expedition wurde während drei Tagen und vier Nächten von den Indianern in einer Höhle belagert und hätte bei grösserer Hartnäckigkeit der Feinde aus Mangel an Nahrung und Wasser offenbar zu Grunde gehen müssen. Sie wurde durch diesen Ueberfall natürlich zum Rückzuge gezwungen. Ich entschloss mich daher, auf dem Seewege nach Montevideo zu reisen, vorher aber noch die Eisenhüttenwerke von São João d'Ypanema zu besuchen.

So leicht man in São Paulo Transportthiere zur Reise nach Santos findet, so schwer hält es oft, solche nach andern Theilen der Provinz zu erhalten. Lefèbre verschaffte mir mit vieler Mühe endlich einen alten freien Neger, der sich dazu verstand, mir, freilich zu fabelhaft hohem Preise, ein Pferd zur Excursion herzustellen und mich zu begleiten. Am bestimmten Tage erschien Sio Antonio, statt wie verabredet um 6 Uhr früh, um 10 Uhr vormittags mit einem alten Schimmel für mich und einem braunen Veteranen für seinen eigenen Gebrauch. Während wir durch die Stadt ritten, hielt er zweimal bei Vendas an, um sich durch eine tüchtige Quantität Cachaza zu stärken, und ich dachte mir, wenn es so fort gehe, so werde ich wol schliesslich den Wegweiser meines Negers machen müssen; sobald wir aber ungetrübten Boden unter den Füßen hatten, trank er keinen Tropfen mehr, obgleich er aus verschiedenen Vendas von Compadres angerufen und zu einem Schlucke eingeladen wurde. Der Weg führte stets über wellenförmiges Hochland, bald mit Weiden, bald mit niedrigen Gebüsch bewachsen. Die Strasse war unglaublich schlecht; stundenlang mussten die Thiere über Kothtreppen steigen, wie ich sie in Minas nie so schlecht und so tief gesehen habe. Ein paarmal stürzte mein Schimmel zusammen und fürchtete sich schliesslich so, dass ich genöthigt war, abzustiegen und nebenher zu waten, denn das andere Pferd, das mir Antonio anbot, war möglicherweise noch schlechter. Wir passirten den Rio dos Pinheiros, einen der ersten Zuflüsse des Rio Tieté, über eine gute Brücke, später kamen wir an den Rio de Cutia,

dessen Brücke eingestürzt war; wir mussten zu Pferde bis über die Knie den hochangeschwollenen Fluss passiren. Um 5 Uhr abends langten wir in der 6 Leguas von São Paulo entfernten Villa de Cutia an und fanden in einer elenden Herberge bei einem freundlichen Wirth Unterkommen. Die Zimmer waren ungeweisste und ungedielte schmutzige Lehmgemächer ohne Decke und ohne Fenster, jedes mit einer Thür auf die Strasse. Die ganze innere Einrichtung bestand in einem mit einer Ochsenhaut überspannten Holzrahmen als Bett. Cutia ist ein nur aus einer einzigen langen Strasse bestehender, aber nicht armselig aussehender Ort. Der einfachen kleinen Kirche gegenüber steht ein Pavillon, zu dem eine schlechte steile Treppe hinaufführt, er ist mit einer weiss und grün angestrichenen Lattenthür versehen und trägt die Inschrift „1848 Viva o Imperador“. Wahrscheinlich wurde von hier aus der Kaiser bei seiner Bereisung der Provinz São Paulo von den Localbehörden haranguiert.

Als ich von meinem Spaziergange in der Umgegend nach der Herberge zurückkehrte, traf ich meinen Wirth, wie er mit Feuer und frischem Maulthiermist in meinem Gemach einen erstickenden Qualm erzeugte. Auf meine Frage, was er damit eigentlich bezwecke, gab er an, er wolle die Luft im Zimmer reinigen, denn in der Nacht vorher sei ein Blatternkranker darin gestorben und erst nachmittags weggebracht worden! Der Rauch von Maulthiermist habe die Eigenschaft, die Luft zu reinigen. Da die übrigen Räume der schlechten Hospedaria alle besetzt waren und ein eben losbrechendes Gewitter ein Uebernachten im Freien auch nicht thunlich machte, so liess ich den Rauch abziehen und breitete meine Satteldecken zum Bett auf dem Todtenlager aus.

Um 6 Uhr früh verliessen wir die ungemüthliche Herberge und erreichten um Mittag die Villa São Roque. Sie ist grösser als Cutia, ihre Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit der Cultur von Mais und Bohnen, die sie nach São Paulo zum Verkauf bringen; auch leben hier viele Tropeiros.

Mein Begleiter hatte entschiedenes Unglück in der Auswahl der Herbergen; da wir hier ein paar Stunden rasten mussten, um die Thiere zu füttern, hielten wir bei einer nicht

übel aussehenden Hospedaria, wo wir auch mit einem gut zubereiteten Mittagessen bedient wurden, die Wirthin litt aber im höchsten Grade am Aussatze (Lepra), was nicht gerade zur Erhöhung des Appetites beitrug; ich erfuhr auch, dass diese fürchterliche Krankheit in ihrer Familie erblich sei.

Nach zweistündigem Aufenthalte setzten wir unsere Reise fort. Ausserhalb São Roque theilt sich der Weg nach drei Richtungen, links führt er nach der Stadt Uná, geradeaus nach Sorocaba, rechts nach Itú. Die Gegend trägt immer den nämlichen Charakter eines hügeligen Hochlands. An einzelnen Stellen ist es von eigenthümlichen Schluchten durchschnitten, deren beiderseitige busenförmige Abhänge mit kurzer Weide bewachsen sind. Um 6 Uhr abends konnten die Pferde nicht mehr weiter und wir sahen uns genöthigt, in Prejebú, einer einsamen Herberge, unser Nachtquartier aufzuschlagen. Ihre Einrichtung war die nämliche wie jene in Cutia, nur dass alles noch viel elender, die Gemächer noch enger waren und zahllose Löcher in den Taipawänden der scharfen Nachtluft freien Durchzug gestatteten.

Als ich nachts auf einer Mauerbank vor der Herberge sass, wurde ich von einem andern Reisenden, der ebenfalls hier ein Unterkommen gefunden hatte, in einem sehr fremdartig klingenden Deutsch angesprochen; er meinte, ich werde wol erstaunt sein, hier einen ehemaligen göttinger Studenten zu treffen. Nach kurzem Gespräch gab er sich mir als Luis Vergueiro, ältesten Sohn des Senator Vergueiro und Bruder des im dritten Bande so oft genannten José Vergueiro zu erkennen. Begreiflicherweise bildeten das Parceriesystem und die berüchtigten Vorgänge auf Ibicaba den Hauptgegenstand unsers mehrstündigen Gesprächs und es ist ebenso begreiflich, dass Hr. Luis Vergueiro die Ereignisse ganz in einem der Familie günstigen Sinne darstellte. Er war längere Zeit Director der Fazenda gewesen und in alle dortigen Mysterien aufs tiefste eingeweiht. Ich gestehe übrigens, dass er in seinen Mittheilungen weit offener und ohne Zweifel wahrheitsgemässer war als je sein Bruder José. Hr. Luis Vergueiro war ein enragirter Paulista und bei seinen Schilderungen der Provinz hätte man vermuthen können, man befinde sich in

einem irdischen Paradiese, wenn nicht die Wirklichkeit im grellsten Widerspruche mit dem feurigen Gemälde des Lobredners gestanden hätte. Um einen Beweis der enthusiastischen Einseitigkeit Hrn. Luis Vergueiro's zu geben, führe ich nur an, dass er mir versicherte, ein Paulistabeamter werde so lange für ehrlich gehalten, bis man etwas Schlechtes von ihm erfahre, während Beamte anderer Provinzen so lange für schlecht gehalten würden, bis sie den Beweis geliefert haben, dass sie gut seien.

Wir trennten uns erst gegen Mitternacht. Da ich noch keine Lust zum Schlafen hatte und in dem nebenanstehenden offenen Rancho, in dem Tropeiros lagerten, munteres Gespräch hörte, trat ich ein und nahm, einer freundlichen Einladung folgend, an dem in der Mitte des Rancho lustig lodernden Feuer Platz. Die Wärme that wohl, denn die Nacht war empfindlich kalt. Das Haupt der Tropeiros war ein ehrwürdig aussehender intelligenter Greis, in seinem verwitterten scharfmarquirten Gesichte war in Lapidarschrift die Geschichte eines langen vielbewegten Lebens zu lesen. Seine natürliche, aber bescheidene Neugierde hinsichtlich des Woher und Wohin meiner Reise war bald befriedigt, damit aber auch für mich der Anknüpfungspunkt zur fernern Unterhaltung gewonnen. Ich erkundigte mich nach den Wegen, die er zurückgelegt, nach Land und Leuten. Offenbar befriedigt, an mir einen aufmerksamen Zuhörer zu finden, und vielleicht auch etwas stolz darauf, einem Vielgereisten noch vieles Unbekannte mittheilen zu können, erzählte er mir von seinen eigenen Erlebnissen, der Geschichte und den Sagen seiner Provinz so viel Anziehendes, dass die Stunden unbemerkt verstrichen und es schon 3 Uhr vorüber war, als ich mein Lager aufsuchte.

Unser thätiger Wirth hielt um 6 Uhr früh den schwarzen Kaffee für uns und den Mais für die Thiere bereit, sodass wir eine halbe Stunde später die Reise fortsetzen konnten. Als ich zwei Jahre später wieder in São Paulo war, erfuhr ich das tragische Schicksal, das diesen Mann kurz vorher erreicht hatte. Er sass eines Abends wie gewöhnlich bei offener Thür mit den Seinen ums Feuer, als plötzlich ein Reiter heransprengte, mitten in den Kreis einen Schuss aus einem Trabuco losfeuerte und

den Familienvater todt niederstreckte. Der Mörder entfloh und konnte nicht wieder ausfindig gemacht werden. Wahrscheinlich war Privatrache das Motiv der That.

Gegen 10 Uhr erblickten wir an einer sanften Lehne eines mit Bäumen und Gebüsch bedeckten Hügelzugs die bedeutende Stadt *Sorocaba* ¹⁾ am gleichnamigen Flusse. Mein Begleiter ritt mit mir in das Hotel do commercio oder Sorocabano in der Rua das casinhas, die ihren Namen mit vollem Rechte verdiente, denn es befinden sich in derselben ausser dem grossen, aber höchst ungemüthlichen Gasthause nur kleine ebenerdige Häuschen. Ueberhaupt besteht der grösste Theil der Stadt aus ebenerdigen und auch meist unansehnlichen Häusern von Pisébau (Taipa) in seiner primitivsten Art. Eine Anzahl besonders neuer Häuser haben ein Stockwerk und zeichnen sich vorthellhaft durch gute, zum Theil auch geschmackvolle Bauart aus. Die Stadt nimmt einen grossen Flächeninhalt ein, weil neben den meisten Häusern ein Garten liegt und die öffentlichen Plätze sehr gross sind. Der bedeutendste der letztern ist der Largo da Matriz bei der Hauptkirche; er wird von gemauerten offenen Wasserrinnen durchschnitten, nebenan ist er vom Regenwasser nierenförmig ausgefressen. Von ihm nach Norden geht die Rua direita, die Hauptstrasse der Stadt, ab. Ausser der N^a S^a da Ponte geweihten Hauptkirche zählt die Stadt eine Kirche N^a S^a do Rosario und die Kirche São Antonio, das reiche nur von einem Mönche bewohnte Kloster São Bento und das starkbesetzte Frauenkloster Santa Clara. Das im Bau begriffene Stadthaus sammt Gefängniss verspricht ein schönes Gebäude zu werden. Das Spital ist geräumig, ebenerdig und lässt in seiner innern Einrichtung viel zu wünschen übrig. Die Stadt zählt zwei Theater, das eine gehört der liberalen Partei, das andere der conservativen. Gewöhnlich werden Liebhabervorstellungen gegeben, was die Scheidung einigermaßen erklärlich macht, denn die beiden politischen Parteien lieben sich eben nicht. Während des grossen Marktes gastiren gewöhnlich die Schauspieler von São Paulo.

¹⁾ Soracaba heisst „aufgewühltes Land“.

Die Stadt hat einige Industrie. Es werden grobe Baumwollstoffe gewoben und viele baumwollene Hängematten verfertigt; ebenso Sattelzeug aller Art, Holftern, Zäume und Reitpeitschen aus ungegerbtem Leder geflochten, letztere oft zierlich mit buntgefärbten Kielen von Straussenfedern geschmückt und mit Silber beschlagen. Das Sattelzeug wird vorzüglich nach Minas geraes und Bahia verführt, es ist aber, im ganzen genommen, ohne besonders gut zu sein, sehr theuer. Man kauft es in Rio de Janeiro weit besser und billiger als hier.

Der Boden der Umgegend ist fruchtbar und erzeugt vorzüglich Mais und Bohnen. Viel Terrain ist zu Weideplätzen reservirt, die eine sehr gute Rente abwerfen. Kaffee würde ebenso gut wie in Campinas fortkommen. An Früchten der verschiedensten Art, als Bananen, Orangen, Jaboticabas u. s. w. ist grosser Ueberfluss.

Die grösste Bedeutung hat aber Sorocaba durch seinen wichtigen Maulthier- und Pferdemarkt (*fera de bestas*), den grössten, vielleicht der ganzen Welt erlangt. Er beginnt Ende April oder Anfang Mai und dauert, je nach dem Auftriebe der zu verkaufenden Thiere, 6—8 Wochen lang. Die Durchschnittszahl der jährlich hier verkauften Maulthiere beträgt 50—60000, die der Pferde 10000—12000 Stück, die einen Gesamtwert von 4 bis 5 Millionen Milreis repräsentiren. Ausserdem kommen auch noch beträchtliche Rinderheerden zum Verkauf. Die Thiere werden aus den La Platastaaten Uruguay, Entre Rios, Rio grande do Sul und der Provinz Paraná hierher zusammengetrieben und für die Provinzen São Paulo, Rio de Janeiro, Minas geraes, Bahia, Matto grosso und Goyas verkauft. Die Preise der Maulthiere en gros, d. h. truppweise, schwanken zwischen 50—90 Milreis per Stück. Sie richten sich so ziemlich nach den Kaffeepreisen; sind diese hoch, so sind es auch die der Maulthiere, denn die Fazendeiros bilden die Hauptzahl der Käufer der Thiere in vorletzter Hand. Die Pferde sind bedeutend billiger und werden zu 25—40 Milreis losgeschlagen. Der Grosstheil der Maulthiere ist noch ungezähmt (*bestas chucas*) und vorzüglich zum Lasttragen bestimmt. Ausgesuchte gezähmte Thiere werden oft zu 2—600 Milreis verkauft.

Der Markt findet auf dem grossen Platze bei der neuen

Brücke über den Rio de Sorocaba statt und beginnt, streng genommen, erst wenn die erste Partie Thiere verkauft ist. Bis dies der Fall ist, vergehen oft ein paar Wochen, nachdem sich Käufer und Verkäufer schon in Sorocaba eingefunden haben. Diese trennen sich nämlich in zwei Lager und keine Partie will mit dem Kaufe oder Verkaufe den Anfang machen, denn der erste verkaufte Trupp bestimmt mit geringen Differenzen den Preis der Thiere für den ganzen Markt, sowie auch die Zahlungsbedingungen. Weder Käufer noch Verkäufer wollen daher durch hohes Bieten oder niedriges Losschlagen ihrer Partei Schaden bringen. Es wird deshalb zwischen beiden Lagern lange hin und her parlamentirt und schliesslich trägt die Partei den Sieg davon, welche die bedeutenden Unkosten des Zuwartens länger aushält. Sobald man sich endlich über den Preis geeinigt hat, ist der Markt eröffnet und nun werden täglich Tausende von Thieren, die bisher bis auf 2 Leguas im Umkreise der Stadt campirten, zur Brücke getrieben und dort in grössern Abtheilungen losgeschlagen.

Während dieser Zeit herrscht in der Stadt eine ausserordentliche Bewegung, Goldunzen und Zwanzig-Milreisstücke rollen von Hand zu Hand, tags beim Handel, nachts am Spieltische. Man hört nur von Thieren und vom Spielen sprechen. Ungeheim vortheilhaft nehmen sich in diesem wirren Treiben die kräftigen wettergebräunten Gestalten des Südens in ihrer malerischen Tracht aus. Nach dem Markt sinkt die Stadt wieder in ihre traurige monotone Ruhe zurück.

Die Zahlungstermine für die Thiere lauten auf ein, häufig auf zwei Jahre. Die Zahlungen werden nur in Baarem und zwar in Gold geleistet. Die Maulthierhändler von Buenos Aires, Montevideo und Entre Rios gebrauchen gewöhnlich zwei Jahre, um ihre Thiere dort aufzukaufen, zu sammeln und nach Sorocaba zu treiben. Sie können natürlich nur während der Zeit reisen, als sie auf den Campos geraes hinreichend Weide für dieselben finden. Die Verluste an Thieren während dieser Reisen sind nicht bedeutend und sollen sich höchstens auf 3—5% beziffern. Sehr bedeutend sind sie dagegen auf den Weiterreisen nach den

nördlichen Provinzen des Reiches, indem sie sich hier auf 40—60% belaufen, woran hauptsächlich das drückend heisse Klima, die elenden Wege, der Mangel an natürlichen Weiden und statt dieser ungewohnte Futterkräuter Schuld sind. Ein Händler aus Bahia theilte mir in Sorocaba einige interessante Details in dieser Hinsicht mit. Er versicherte mir, dass er ein immerhin noch sehr zufriedenstellendes Geschäft mache, wenn er von 100 in Sorocaba angekauften Maulthieren 40 Stück lebend und gesund nach der Provinz Bahia bringe, dass er zur Rückreise dahin fast ein volles Jahr brauche, und wenn er die Tropa selbst begleite, kaum hinreichend Zeit habe, um, selbst mit Benutzung des Dampfbootes bis nach Santos, wieder beim Beginne des Marktes in Sorocaba einzutreffen.

Ich sah unter den in der Nähe der Stadt lagernden Maulthiertropas einzelne ausgezeichnete Thiere, das schönste der mir je in Brasilien vorgekommenen befand sich im Privatbesitze eines Bewohners von Sorocaba. Es war ein Rothschimmel von 16½ Faust; ein stolzes Thier und ausgezeichneter Passgänger. Er hatte es im verflossenen Jahre am Markte halbzugeritten zum Preise von 700 Milreis erhandelt.

Unter den Personen, an die ich in Sorocaba empfohlen war, zeichnete sich durch die zuvorkommendste Gefälligkeit Hr. José Marques Pavão aus, ein junger feuriger Riograndense, der mit ebenso grossem Enthusiasmus von seiner Mutterprovinz sprach, als es nachts vorher Hr. Luis Vergueiro in Prejebú von der seinigen gethan hatte. Hr. Marques Pavão wollte übrigens der Provinz São Paulo keine besondern Vorzüge einräumen und sprach seinen Tadel über vieles aus, was ich zwei Jahre später ebenso tadelnswerth in der Provinz Rio grande gefunden habe. Es sind eben Uebelstände des ganzen Landes und jeder Brasiliener, der in einer andern als in seiner Heimatsprovinz lebt, meint, dass nur gerade diese privilegirt sei und eine Ausnahme mache, während er in jeder andern so vieles auszusetzen hat und schlecht findet.

Der Präsident der Provinz hatte mir in São Paulo versprochen, einen Empfehlungsbrief an den Director der Eisenbergwerke

in São João do Ipanema, dem Major José Pedro de Lima e Fonseca Gutierrez, mitzugeben. Da ich ihn aber an dem bestimmten Tage nicht erhielt, so reiste ich ohne denselben ab, war indessen von anderer Seite ebenfalls an den Director empfohlen. Major Gutierrez hielt sich mit seiner Familie für gewöhnlich in Sorocaba auf, wo ich ihn auch traf. Er bedauerte, ich weiss nicht mehr aus welchem Grunde, mich nicht persönlich nach Ipanema begleiten zu können, bot mir aber an, eine Ordonnanz mit den nöthigen Befehlen an seinen dortigen Stellvertreter mitzugeben. In Begleitung des Hrn. José Marques ritt ich nach dem 3 Legoas entfernten Hüttenwerke. Der Weg dahin ist im ersten Drittel gut, in den beiden übrigen aber schlecht, im ganzen aber doch erträglich und führt immer über Campos, willkommene, wenn auch kärgliche Weide für die Tropas des Südens.

Schon von fern erblickt man den metallreichen Berg Guarasoyaba oder „Arasoyaba“, an dessen Fusse die Hüttenwerke von Ipanema liegen. Er erhebt sich als isolirter Gebirgsstock auf einer ovalen Basis, deren grösster Durchmesser NS. 3 Legoas, der kleinste $1\frac{1}{2}$ Legoas misst, mitten aus dem ausgedehnten, wellenförmigern Hochlande. Nach Hrn. v. Eschwege's barometrischen Messungen beträgt seine Höhe 1088 Fuss über das Plateau, und da dieses selbst 1822 engl. Fuss ü. M. liegt, beträgt die ganze Höhe des Berges 2910 Fuss über die Meeresfläche.

Das Hüttenwerk liegt am Fusse des Berges in einer Thalausbuchtung am Rio de Ipanema, der sich oberhalb des Etablissements in eine theils natürliche, theils künstliche Lagune ausdehnt und als Sammelteich für die Gewerke benutzt wird. Von fern macht das Ganze einen guten Eindruck, der aber, je mehr man sich nähert, mehr und mehr verwischt wird, denn die meisten Gebäude sind verlottert, entweder eingestürzt oder baufällig. Die heftigen und lang andauernden Regen von 1857/58 hatten an den ohnehin elend construirten Gebäuden ausserordentlichen Schaden verursacht; man versicherte mir, dass er mit 200000 Milreis nicht zu repariren sei. Rechts von der Strasse liegen einige Häuser für Handwerker und Beamte und eine Venda, vor derselben ein grosses Gebäude zum Aufbewahren von Sattelzeug

der Lastthiere. Wenn man die Brücke über den Rio de Ipanema passirt hat, trifft man zuerst ein bedeutendes Gebäude aus Quadersandstein, dem aber so schlechte Fundamente gegeben wurden, dass ein Theil desselben wieder abgetragen werden musste, weil es den Einsturz drohte; daher steht das in der Fabrik gegossene eiserne Flügelthor, statt, wie anfänglich projectirt, in der Mitte, nun am südlichen Ende des Baues. Dies ist das Magazin für fertige Gussarbeiten; aber im Innern sah es wirklich kläglich aus, eine Partie Kanonenkugeln, die schon seit Jahrzehnten hier lagern, weil deren Transport auf Maulthierücken zu kostspielig ist, englische eiserne Musterkochtöpfe und dergleichen bildeten den Inhalt dieses Vorrathslagers. Ein vor kurzem vollendetes Kammrad lag zur Ablieferung bereit; es war eine so miserable Arbeit, die Zähne waren so ungleich an Länge und Abstand, dass man den Käufer oder Besteller, der es annimmt, nur anstaunen kann, und bei einem solchen verpfuschten Rade hatte die Regierung trotz des hohen Preises, zu dem sie es verkauft, noch 8—10 Milreis pr. Arrobas Verlust, also bei der allerrohesten Gussarbeit $7\frac{1}{2}=10$ Sgr. pr. Pfd. Schaden!!

Dem Magazine gegenüber, aber etwas tiefer, neben dem Flusse gelegen, steht ein weitläufiges Gebäude, das Hammerwerk, in welchem sich einst zwei grosse und sechs kleine Reck-, Band- und Zainhämmer, Frisch- und Schweissfeuer, Kasten- und Kupolöfen befanden. Ich traf es unbenutzt, vernachlässigt und zum Theil verfallen. Westlich von dem Hammerwerke liegt ein schmales langes zweistöckiges Haus, in dem oben Beamtenwohnungen, unten Zimmerwerkstätten sind, nebenan stehen Holz- und Kohlenschuppen. Von hier aus führt eine Brücke aus Eisenplatten über den Kanal, die Treppe hinunter zu dem Schmelzhause, neben dem das Pochwerk liegt. Von den beiden Hohöfen wurde der eine zum Kalkbrennen benutzt, der andere vielleicht zum 50.—60. mal umgebaut. Ein halbes Jahrhundert steht dieses Etablissement, aber während der ganzen Zeit ist niemals ein regelmässiger Hohofenbetrieb erzielt worden! Weiter ab gegen den Fluss zu folgt das Maschinengebäude im allerelendesten Zustande. Während ich dort war, musste eine der den

Einsturz drohenden Mauern abgetragen werden. Eine abgenutzte Dampfmaschine eines der ältesten Systeme, wie man mir sagte von 20 Pferdekraft, treibt eine Drehmaschine, mit der noch hin und wieder Cylinder zu Zuckerfabriken abgedreht worden. Eine Bohrmaschine blieb 20 Jahre liegen, ehe man sie aufstellte. Vor dem Maschinenhause lagen Kammräder und Cylinder im Sand vergraben und von Gras überwuchert. Ich habe in dem ganzen Gewerke kein einziges Stück von tadellosem Gusse gesehen. Auf dem jenseitigen Ufer des Flüsschens befindet sich Spital und Wohnung der Krankerwärter; an der Lehne des Arasoyaba einige Beamtenwohnungen und Negerhütten. Das ist der Zustand der sogenannten „Kaiserlichen Fabrik“, einer grossartigen mit schweren Geldopfern unterhaltenen Ruine: zerfallene Gebäude, delabrirte Wasserleitungen, alte abgenutzte Maschinen, kurz, das tiefste Verkommen sein eines Gewerkes, das unter vernünftiger und geschickter Leitung zu einem wahrhaft blühenden und nutzbringenden Etablissement hätte gehoben werden können.

Die Wohnung des Directors nimmt auf der Südseite des Complexes eine dominirende Stelle ein; auf der Westseite befindet sich eine grosse Veranda, an deren rechter Schmalseite eine Flügelthür eine dem heil. Johannes dem Täufer geweihte Kapelle verschliesst. Hier wird der sonntägliche Gottesdienst gehalten. Rechts im Corridor ist eine sehr unbedeutende Bibliothek, eine kleine Instrumentensammlung und ein mehr als dürftiges Laboratorium. Die Wohnzimmer entsprechen bescheidenen Anforderungen. Das Gebäude hat auf der linken Seite, wenn man von Sorocaba kommt, einen zweistöckigen Anbau mit eigenem Zugange durch ein Felsengärtchen, zu dem eine halbrunde steinerne Treppe mit eisernem Geländer führt. Dieser Zubau wurde 1848 zur Aufnahme des Kaisers Dom Pedro II. bei seinem Besuche der Provinz São Paulo aufgeführt.

Ich kann nicht umhin, die nicht uninteressante Geschichte der Eisenhütten von Ipanema flüchtig zu berühren. Die Entdeckung des Eisens im Berge Arasoyaba datirt aus den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts und kam zur Kenntniss des Donatars der Capitania São Vicente, der 1578 einen gewissen

Alfonso Sardinha absandte, um dort Eisen und Stahl zu fabriciren. Die ersten einigermassen befriedigenden Versuche scheinen 1588 gemacht worden zu sein und zwei Schmelzfeuer einiges Erträgniss gegeben zu haben. Von 1629 an jedoch hörten alle Arbeiten auf und wurden erst ungefähr 130 Jahre später für kurze Zeit und sozusagen erfolglos aufgenommen. Im Jahre 1801 wurde von neuem ein gänzlich misglückter Versuch gemacht, hier Eisen zu schmelzen. Während 10 Jahre später die Regierung in Brasilien, durch die Projecte des schon im zweiten Bande erwähnten Intendanten der Diamantendistricts Camara auf die Eisenfabrikation von neuem aufmerksam gemacht, dem Oberstlieutenant des Geniecorps Friedrich v. Varnhagen den Befehl ertheilte, den Plan zu einer grossen Eisenhütte in Ipanema zu entwerfen, hatte der portugiesische Gesandte in Stockholm vom Ministerium in Lissabon den Auftrag erhalten, schwedische Hüttenleute nach Brasilien zu engagiren, und ehe noch Varnhagen mit seinem Plan fertig war, trafen auch schon die Schweden mit Maschinen, Hammergerüsten, Gebläsen, Rädern u. s. f. in Rio de Janeiro ein und wurden unmittelbar darauf nach Ipanema befördert.

Der Chef der schwedischen Hüttenleute und künftige Director des Hüttenwerkes in Ipanema war ein gewisser Karl Gustav Hedberg, seiner Profession nach ein Schlosser, dann Bergschreiber beim schwedischen Goldbergwerke Aldefons und eine Zeit lang selbst Bergwerkbesitzer, ein Mann nicht ohne Talent, aber durchaus ohne die gehörige Bildung und praktische Erfahrung für ein derartiges wichtiges Unternehmen. Er hatte dem portugiesischen Consul in Stockholm 90000 fl. geschuldet und dieser ihm, um wieder zu seinem Gelde zu kommen, die Stelle in Brasilien verschafft. Statt dass Hedberg das, was ihm an praktischen Kenntnissen fehlte, durch tüchtige Arbeiter, deren Wahl ihm

¹⁾ Hr. v. Eschwege gibt in seinem „Pluto brasiliensis“, S. 530 fg., eine ausführliche Beschreibung der mineralogischen und geologischen Verhältnisse des Berges und eine ausführliche Geschichte der Eisenhütte selbst. Ich verweise daher jeden, der sich speciell dafür interessiren sollte, auf jenes Werk.

ganz frei stand, ersetzt hätte, nahm er 14 Individuen mit, von denen nur drei brauchbar, aber kein einziger ein eigentlicher Hüttenmann war. Es befanden sich unter diesen ein ehemaliger Matrose, ein Maurer, ein Bedienter, ein Nagelschmiedlehrling, ein Schuster, ein Koch, ein Bauernjunge, ein Winkelschreiber u. s. f. Er bezahlte diesen Leuten, für die er von der Regierung täglich 14000 Reis erhielt, einen solchen Spottlohn, dass ihm selbst davon 9460 Reis pr. Tag blieben.

Es ist leicht einzusehen, dass bei einer solchen Direction und mit solchen Leuten ein so wichtiges Unternehmen unmöglich einen günstigen Verlauf nehmen konnte. Im Juni 1813 wurden die ersten Schmelzversuche gemacht, sie fielen in jeder Beziehung, sowol hinsichtlich des Productes als der Erzeugungskosten, so ungünstig als möglich aus. Zur Erzeugung von 116 Arrobas Stabeisen wurden 5700 Arrobas Kohlen verbraucht; im Durchschnitte auf je 1 Arroba Eisen 41 Arrobas bester Holzkohle, während z. B. v. Eschwege in seiner Hütte das Stabeisen mit nur 10 Arrobas Kohlen für 1 Arroba producirt. Die Regierung konnte die elende Wirthschaft in Ipanema auf die Dauer nicht gewähren lassen und die ganze schwedische Gesellschaft wurde durch königl. Befehl vom 27. Sept. 1814 abgedankt. Hedberg begab sich nach Rio de Janeiro, wo er später in Armuth zu Grunde gegangen sein soll. Ein Theil der schwedischen Arbeiter ergab sich dem Trunke und trieb sich in der Provinz herum; nur vier einigermaßen brauchbare blieben in der Fabrik zurück. Hedberg's Nachfolger war Major F. v. Varnhagen. Er leitete die Fabrik mit Umsicht und Pflichttreue, aber auch ihm fehlte die so unumgänglich nothwendige praktische Erfahrung. Es wurde viel Zeit und viel Geld auf Versuche verwendet und doch gelang es nicht, das Eisen wohlfeiler zu erzeugen, als das schwedische und englische in dem Hafen von Rio de Janeiro kostete. Im Jahre 1819 oder 1820 wurde Varnhagen abberufen und durch einen gewissen Rufino da Costa ersetzt, unter dessen Direction 1821 eine Anzahl preussischer Hüttenleute nach Ipanema berufen wurden. Unter ihnen war auch manches unbrauchbare Individuum. Auf Costa folgte in der Direction

Francisco Xavier Ferreira, aber nicht zum Besten des Etablissements. Es wurde nur noch halbirtes Eisen (Weisseisen), aber kein Stabeisen mehr erzeugt. In der Hoffnung, der Hütte wieder aufzuhelfen, ernannte die Regierung einen gewissen Geniemajor Blöhm als Director und sandte ihn 1834 nach Deutschland, um die nöthigen Acquisitionen zu machen und die Hütte allen Anforderungen entsprechend zu erweitern. Blöhm brachte von seiner Reise eine Menge Gegenstände mit, als die schon erwähnten Mineralien-, Modell-, Instrumenten- und Büchersammlungen, das chemische Laboratorium, die Dampf-, Hobel- und Cylinderbohrmaschine, Drehbank mit Support, eine Säge- und Mahlmühle u. s. f., auch eine Anzahl Arbeiter, aber unbegreiflicherweise keinen einzigen Schmelzer. Die Einkäufe Blöhm's kosteten der Regierung über 40000 Milreis. Unter seiner Leitung nahm der Betrieb der Hütte allerdings einen grössern Aufschwung, aber die Einnahmen reichten noch lange nicht hin, um die laufenden Ausgaben zu decken.

Blöhm war aus Elberfeld gebürtig und in seiner Jugend Kellner. Durch Zufall wurde er nach Brasilien verschlagen, wo er sich zuerst mit Feldmessen beschäftigte, bald aber unter günstigen Bedingungen als Offizier in das Geniecorps trat und in kurzer Zeit zum Major avancirte. In dieser Stelle war er eine Zeit lang Gouverneur der Verbrechercolonie auf der Insel Fernando Noronha und zeichnete sich dort durch unerhörte Grausamkeit gegen die Sträflinge aus. Nicht minder tyrannisch war er in Ipanema. Es wurden mir wahrhaft schaudervolle Beispiele von seiner sinnlosen Brutalität erzählt; so soll er z. B. nicht nur Neger, sondern auch Weisse am Pranger der Fabrik haben prügeln lassen, dass sie infolge der erlittenen Mishandlungen den Geist aufgaben. Ein von den Schweden angelernter Gussmeister starb unter seinen Händen. Eben so brutal wie gegen seine Untergebenen, betrug er sich in seiner Familie. Sein Schwager erzählte mir auf dem Dampfboote nach Rio grande, Blöhm habe seine Frau derart mishandelt, dass sie wiederholt bei den Ihrigen Schutz suchen musste. Die Erzeugnisse der Fabrik wurden trotz aller Versuche nicht besser; das Gusseisen war immer weisses Spiegeleisen, die

fertigen Arbeiten sprangen entweder während des Gusses oder während des Transportes auf den Ochsenkarren, selbst in den Magazinen. Das Meiste ging beim Abdrehen zu Grunde. Es gab von allen Seiten endlose Reclamationen. Blöhm versank in Verzweiflung und Immoralität und wurde, da er schliesslich auch an revolutionären Umtreiben Partei nahm, seiner Stelle entsetzt. Mit sich selbst und der Welt zerfallen, jagte er sich schliesslich eine Kugel durch den Kopf.

Blöhm's Nachfolger waren Major Oliveira, Kapitän Escobar, Major Dr. Mello, Baron von Itapicuru mirim, Major Dr. Rapozo, Major Gutierrez. Kein einziger von ihnen war technisch gebildet und zu dieser Stelle befähigt, die meisten Protégés irgendeines Ministers, denn der Posten eines Directors in Ipanema war eine sehr einträgliche Sinécure.

Während meiner Anwesenheit in Ipanema waren dort 28 Beamte und Werkmeister, etwas über 200 Sklaven und „freie Afrikaner“. Es wurde mir von einem dortigen Beamten, der durchaus in der Lage war, es genau zu wissen, versichert, dass die jährlichen Ausgaben sich über 20000 Milreis belaufen, die Einnahmen aber circa 8000 Milreis betragen. Um dieses Resultat richtig bemessen zu können, darf man nicht vergessen, dass die mehr als 200 Sklaven und „freien Afrikaner“ keinen Lohn, sondern nur dürftige Kleidung und eine wohlfeile Nahrung erhalten.

Das ganze Etablissement war, wie schon erwähnt, in möglichst elendem Zustande; man erzeugte nur noch Cylinder für Zuckerfabriken. Zum Gebrauche der Hütte wurde europäisches Stabeisen in Sorocaba gekauft.

Die Metalle werden aus dem Thale Capoava oder das furnas, nachdem sie dort geröstet wurden, auf Maulthieren nach der 1½ Legoas entfernten Hütte transportirt. An Kohlen ist ein empfindlicher Mangel. Das brauchbare Holz am Berge Arrasoyaba ist schon längst verkohlt; er ist gegenwärtig dicht mit Capoeiras bedeckt. Früher waren dort ausgezeichnete Holzarten im Ueberflusse vorhanden, besonders die für Schmiedekohle unübertreffliche „Peruba“, das hochgeschätzte Bauholz „Aruera coração de Bugre“ u. a. m. Aber das sinnlose Wüthen in den Wäldern, die man für unerschöpflich hielt, strafte sich nur zu bald. Schon

lange musste die Hütte ihren Bedarf an Köhlen kaufen. Man durfte nach der geologischen Formation auf das mögliche Vorkommen von Steinkohlen schliessen, es wurden aber keine Bohrversuche gemacht, denn die Fabrik besitzt keinen Bohrer und keiner der Directoren war intelligent genug, sich einen anfertigen zu lassen.

Zum Etablissement gehört ungefähr $\frac{1}{2}$ Quadratlegoa ausgezeichnet fruchtbarer Ländereien. Sie werden aber nicht bebaut. Der Director versicherte mir, es sei vortheilhafter, die Lebensmittel zu kaufen, als sie durch die Sklaven des Gewerkes zu erzeugen. Ich bin dessen überzeugt, nur möchte ich fragen, auf wessen Seite der Vortheil beim Ankauf der Lebensmittel liegt? Mir scheint es jedenfalls mehr auf der Seite des Directors als der Regierung. Auf dem guten Weidland von Ipanema wird einige Mauthierzucht getrieben, um die Abgänge zu ersetzen. Auch über die Gebarung mit diesen Thieren wurde mir manches erzählt, was zum allerwenigsten beweist, dass eine Regierungscontrole nicht stattfindet und ein Director von Ipanema unverantwortlicher Herrscher in seinem Departement ist.

Das Studium der geologischen Formation des Gebirgsstocks Arrasoyaba wird durch die dichte Capoeiravegetation, mit der er bedeckt ist, sehr erschwert. Die Andeutungen, die ich darüber gebe, sind daher auch weit entfernt, Anspruch auf Vollständigkeit zu machen. Die unterste erkennbare Schicht dieses isolirten Gebirges dürfte der Grauwackengruppe angehören und besteht aus einem eigenthümlichen Thon- oder Kieselschiefer, bald mehr weisslich, bald mehr röthlich, zuweilen nur mit wenig Glimmer, zuweilen hornsteinartig; im Thale der Furnas scheint ihre Stelle ein feinkörniger derber Sandstein einzunehmen. Unter dieser Formation lagert in verschiedener Mächtigkeit der Kohlenkalkstein, der durch die ganze Provinz São Paulo und weit nach Süden bis nach Rio grande eine ungeheure Ausdehnung hat. Er ist dunkelbraungrau, mit zahlreichen Kalk- und Sinterspatadern durchzogen und lässt sich ausgezeichnet schön poliren. Auf der Hütte wird er als Zuschlag bei den Schmelzungen benutzt. Er ist ungemein arm an Petrefacten und ich fand, trotz des eifrig-

sten Nachsuchens, nur ein Stück von einem Productus in demselben. Ueber dem Kohlenkalksteine lagert eine oft 18—24 Fuss mächtige Conglomeratenschicht, deren einzelne Trümmer, Quarze, Porphyre, Thonschiefer u. s. f. oft 25—30 Pfund schwer sind. Sie scheint dem Rothliegenden zu entsprechen. Ueber dem Conglomerate folgt der bunte Sandstein in Bänken von verschiedener Mächtigkeit, Bildung und Färbung. Die einzelnen Bänke sind durch Schichten eines bituminösen Schiefers getrennt. Das Korn dieses Sandsteins ist sehr ungleich, die tiefern Schichten sind in der Regel grobkörniger als die hochgelegenen. Seine Farbe ist gelblich, blassröthlich, bläulich, grauweiss oder grünlich; auf letzterm steht das Directorialgebäude. Schon v. Eschwege hat darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Sandstein beim Zerschlagen in säulenförmige Stücke zerspringe. Er sagt darüber l. c., S. 533: „Diese Säulenform bemerkt man schon im grossen auf seinen natürlichen Lagerstätten; man braucht nur die von aller Dammerde befreiten, runden oder abgerundeten Felsenmassen nicht fern vom Wohnhause des Hüttenmeisters zu beobachten. Man sieht daselbst die ganze ziemlich glatte Oberfläche rissig, und verfolgt man diese Risse mit einiger Aufmerksamkeit, so gewahrt man, dass es lauter Polygone sind von 3—9 Seiten, die, wenn man sich ihre Seiten verlängert vertical in die Tiefe denkt, lauter aufrechtstehende Säulen bilden müssen. Die Verwitterung hat die Anzahl der Seitenflächen auf der Oberfläche bezeichnet, weil der Zusammenhang der Sandtheilchen auf dessen Scheidungslinien wahrscheinlich lockerer war; tiefer als einige Linien ist diese indessen nicht eingedrungen. Der grossen Hitze des Hohenofens ausgesetzt, wird alsdann durch die Ausdehnung und dann wieder die Zusammenziehung bei der Erkältung die fernere völlige Trennung der Säulen auf diese Scheidungslinien bewirkt; die eigentliche Säulenform entstand aber schon bei der Austrocknung auf nassem Wege und bei der Verdunstung des Wassers.“ Der blaugraue Sandstein wird zu Schleifsteinen benutzt, auch zuweilen in Platten nach São Paulo zum Belegen der Trottoirs versendet. Der bunte Sandstein umgibt, wie sich v. Eschwege ausdrückt, das ganze Gebirge mantelförmig. An mehrern Stellen

liegt auf demselben eine Schicht von Schieferthon und Mergelschiefer. Bei Itú und São Roque und an einigen andern Stellen lagert der Mergelschiefer unmittelbar auf Granit.

Eine der Hauptgesteinmassen des Gebirges ist ein sehr fester grobkörniger Granit aus fleischrothem oder graulichweissem Feldspate, sehr reinem Quarz und schwarzem Glimmer bestehend. Diesem Granite ist magnetischer Eisenstein beigemengt und zwar oft in solcher Masse, dass er die übrigen Bestandtheile des Granites verdrängt und dann nur reinen magnetischen Eisenstein bildet. Etwas vom Centrum des Gebirges nach Westen gerückt, entspringt der Rio Capoava und stürzt sich längs der Berglehne durch das Thal der Fornas. Hier steht dieser Magneteisenstein an drei verschiedenen Orten auf beiden Thalseiten als gewaltige Felsenwände zu Tage. Von ihnen haben sich mächtige Trümmer losgelöst und liegen, mit kleinen Geschieben untermischt, in der Thalsole. Hr. v. Eschwege bemerkt ganz richtig, dass die grössten Eisenhütten für mehr als 100 Jahre, ohne irgendeine bergmännische Arbeit vorzunehmen, hinreichend Eisenstein zum Verschmelzen hätten, wenn nur diese Trümmer zur Hütte gefördert würden. Auf den Seiten dieser Eisensteinmassen verschwindet Glimmer und Feldspat nach und nach in dem Verhältnisse, als Quarz und Eisenstein zunimmt, bis endlich auch jener verschwindet und die reine Eisenmasse dasteht, der zuweilen Chalcedon, Steinmark und Bergkrystalle beigemischt sind. Diese drei verschiedenen Eisensteinmassen, die ihre Richtung von N. nach S. haben (und als Rückgebirge zu betrachten sind), sind jede von mehreren Lachtern Mächtigkeit und jede voneinander auf 100 Lachter getrennt (v. Eschwege).

Hier ist die sogenannte Mina rica. Die Mina pobre liegt circa 75 Fuss über dem Niveau des Berges Capoava und ist ein hervorspringender klippenartiger Fels, an dem die verschiedenartigsten Eisenerze, darunter vorzüglich Magnet-, Braun- und Rotheisenstein vorkommen. Auf dem Wege dahin tritt auch doloritisches Gestein zu Tage. Der Labrador ist bald mehr, bald weniger dunkelgrün und in demselben Hornblende, Augitkrystalle und Magneteisenstein, zuweilen auch Schwefelkiese eingebettet,

die Krystalle sind bisweilen zwei Zoll gross und das ganze Gestein hat ein sehr hübsches Aussehen. Am nämlichen Berge tritt auch schwarzer Melaphyr auf; der südöstlich höchste Punkt des Berges besteht aus verglasten, mit einer porzellanartigen Glasur überzogenen schlackenartigen Trachyten von grüner oder grauer Farbe; in den Blasenräumen kommen zuweilen bläuliche Natrolithe und schwarze Flecken wie von geschmolzenem Augit vor. Neben den Trachyten finden sich auch Hornstein-, Porphyr- und Bundjaspistrümmer. Eine grössere Masse besteht aus graulichem und röthlichem Phonolith mit sehr schieferigem Bruche. Auf der Ostseite des Berges, in einer Thalschlucht der sogenannten Serra Velha, tritt eine schwarzgrüne, an der Oberfläche durch Umwandlung des in ihr enthaltenen Schwefelkieses in Eisenoxydhydrat röthlich gefärbte Hornblende zu Tage, an der südwestlichen Seite aber wieder ein dunkler Hornstein, der früher zu Feuersteinen verwendet wurde. Ein kleiner über dieses Hornsteinlager fliessender Bach führt so viel aufgelöste Kieselerde mit sich, dass alles Holz, das in dessen Wasser fällt, binnen kurzem vollständig versteinert wird, dabei aber seine Holztextur vollkommen behält. Ich habe diese Erscheinung an verschiedenen Punkten Brasiliens beobachtet und ganze Lager solchen versteinerten Holzes gesehen. Man findet häufig Holzstücke, die auf der einen Seite ganz zu Stein umgewandelt, auf der andern aber noch unverändert holzig sind. Auf der Strasse nach Palmas, zwischen dem Iguaçu und der Villa da Palmeira, sollen grosse Mengen zu einer Art Kieselkalk (?) umgewandelte Bäume mit Aesten und Zweigen, darunter Stämme von 3—4 Fuss Durchmesser, liegen.

Auf dem Rücken des Berges Arrasoyaba sind theils Kuppen, theils kleinere und grössere Ebenen. Auf einer derselben liegt eine kleine Lagune, bekannt unter dem Namen des „Goldenen Sees“ (Lagoa dourada). Es ist gewagt, diese Stelle als einen eingesunkenen Krater zu erklären. Die Ersteigung des Berges ist nicht schwierig, kann sogar bei einiger Nachhülfe mit einem guten Maulthiere bewerkstelligt werden.

Am Fusse des Berges wurde früher in dem niedergeschwemmten Erdreiche nach Gold gegraben. Der Ertrag war aber so

verschwindend klein, dass die Arbeiten bald wieder aufgegeben wurden. Auf den Feldern rings um das Hüttenwerk liegen Trümmer von Graniten, Syeniten, Trachyten und Porphyren. An vielen Stellen des Gebirges findet sich ein plastischer Thon, der zur Anfertigung von Gussmodellen vortrefflich geeignet ist. In der Nähe der Hütte kommt ein schwarzer Thon vor, dessen Färbung wahrscheinlich von der gänzlichen Verwitterung eines bituminösen Schiefers herrührt, den die Bewohner der Umgegend zum Schwarzfärben des Leders verwenden. Noch verdient das Vorkommen einer weisslichen, bläulichen, zuweilen ins Grünliche schillernden Walkerde am Westabhange des Gebirges, an der von dem Flüsschen Ipanema gebildeten Lagune, Erwähnung.

In zoologischer Beziehung bemerke ich, dass diese Lagune ausser mehrern Arten von Wasservögeln auch einzelne Alligatoren (Jacarés) beherbergt.

Hinsichtlich des oben angeführten Kohlenkalksteines will ich noch erwähnen, dass nach Hrn. C. Rath in São Paulo diese Formation bei den Orten Iporonga, Apiahy und Paranapanema und an der Serra de São Francisco Lager bis zu 1000 Fuss Mächtigkeit bildet. Charakteristisch für denselben sind auch hier die zahllosen Höhlen, von denen nur ein kleiner Theil bekannt ist. Bei „Iporonga“ hat die Höhle São Antonio mit dem Soumidouro eine Länge von $2\frac{1}{2}$ Leguas. Bei „Arrayal queimado“ fliesst der Rio da Onza 2700 Fuss lang durch eine Höhle und etwa hundert Schritte unterhalb 3400 Fuss durch eine zweite. Andere fast ebenso ausgedehnte Höhlen finden sich bei „Apiahy“ und am Rio Ribeiro u. s. w. Hr. Rath hat mehrere davon genauer untersucht, fand in einigen Waffen und Kochgeräthe der wilden Indianer, aber in keiner die geringste Spur von fossilen Knochen.

Selbst bei ganz heiterm Wetter ist die höchste Kuppe des Arrayosaba meistens in Wolken gehüllt. Das Volk glaubt, die Gewitter steigen aus dem Innern des Berges auf, und knüpft überhaupt manch abenteuerliche Sage an dieses in den weiten Campos isolirt stehende Gebirge.

Es bleibt mir nur noch übrig, einiges über die neueste Ge-

schichte der Eisenhütte von Ipanema beizufügen. Nachdem die kaiserliche Regierung durch ein halbes Jahrhundert (1810—1860) alljährlich schwere Geldopfer für die Gewerke gebracht, aber nie den geringsten Nutzen daraus gezogen hatte, beschloss sie endlich dieselben aufzulassen, dafür aber in der Provinz Matto grosso eine Pulvermühle und eine Eisengiesserei zu errichten. Der projectirte Feldzug nach Paraguay 1857/58 und die stets drohende feindselige Haltung jenes Staates verlangte gebieterisch, die möglichen Vorkehrungen zum Schutze jener entfernten Provinzen zu treffen. Sie verfügte daher, dass alle brauchbaren Neger, Maschinen u. s. f. aus Ipanema nach Matto grosso transferirt werden sollten. Der deutsche Ingenieur Hr. R. W. wurde mit diesem Auftrage betraut. Ich traf ihn 1861 während der Erfüllung seiner Mission in São Paulo. Nach seinen Mittheilungen zu schliessen, hatten sich in den zwei Jahren, die seit meinem dortigen Besuche verstrichen waren, noch alle Verhältnisse weit ungünstiger gestaltet, sodass eine Auflösung des Etablissements schon zur dringendsten Nothwendigkeit wurde. Hr. W. fand in Ipanema selbst einen derartigen Widerstand von seiten des Directors, dass er zweimal genöthigt war, nach São Paulo zu reisen, um die Hülfe des Präsidenten in Anspruch zu nehmen. Die durchaus vernünftige Regierungsmassregel wurde von der Opposition zu masslosen Angriffen in den öffentlichen Blättern benutzt. Auf einmal war die von allen Parteien stets verurtheilte Eisenhütte zum unentbehrlichen Bedürfnisse für die Agricultur der Provinz geworden; ihre Erzeugnisse waren unübertrefflich und es war einzig Schuld der mangelhaften Regierungsunterstützung, dass sie für den Staatsschatz nicht zu einer wahren Goldgrube geworden war! All dies unvernünftige Schreien half nichts. Die brauchbaren Neger und Utensilien mussten nach Santos wandern, um von dort zu Wasser an den Ort ihrer Bestimmung gebracht zu werden. Was aus den zurückgebliebenen Resten vergangener Grösse geworden ist, weiss ich nicht. Die kaiserliche Besetzung São João d'Ipanema würde sich vortrefflich zu einer Ackerbauschule für die Provinz São Paulo eignen, nur müsste bei der Gründung vernünftiger vorgegangen und für die-

selbe tüchtigere Kräfte aquirirt werden als für die Musterfazenda in Rio de Janeiro!

Den Tag nach meiner Rückkehr von Ipanema nach Sorocaba erhielt ich schon frühzeitig einen Besuch vom Hüttendirector Major Gutierres, der sich nochmals auf das angelegentlichste entschuldigte, mich nicht begleitet zu haben, auch dringend bat, noch ein paar Tage in Sorocaba zu verweilen und bei ihm zu wohnen, wenigstens bei ihm noch zu frühstücken, was ich, da ich schon reisefertig war, dankend ablehnte. Ich war von dieser ausserordentlichen Zuvorkommenheit etwas überrascht, bald wurde mir aber das Räthsel gelöst, denn Hr. Gutierres erzählte mir, dass am gestrigen Tage ein Brief an ihn vom Präsidenten der Provinz eingetroffen sei, der mich ihm dringendst empfohlen habe. Ueber den Betrieb der Hütte und ihre übrigen Verhältnisse konnte er mir nichts Genaueres mittheilen. Den jährlichen Ertrag gab er auf 18—20000 Milreis an; ich wusste aber ganz genau, dass er ihn aus einer leicht zu entschuldigenden Schönfärberei um 120 Procent zu hoch ansetzte.

Um 11 Uhr vormittags verliess ich Sorocaba. Längs des ganzen Weges, vorzüglich aber bis Cutia steht eine grosse Anzahl schlichter Kreuze aus rundem rohen Holze, ich zählte in weniger als einer halben Stunde deren 15. Der grössere Theil derselben bezeichnete Stellen, an denen Reisende verunglückt sind. Viele von ihnen sind Erinnerungszeichen dort begangener Mordthaten. Eins der Kreuze war mit frischen Blumen geschmückt, an andern hingen welke Kränze; manches war morsch und von oben bis unten mit Baumbart (*Tilandsia usnoides*) bewachsen; bei einem, es mochte wol schon vor langer Zeit aufgestellt worden sein, wucherte aus dem Winkel des Querarmes eine wundervolle gelbblühende Orchidea.

Der Tag war trübe und drückend schwül; nachmittags hatten wir drei verschiedene Gewitter mit heftigen Regengüssen über uns ergehen lassen müssen. Bei einbrechender Nacht überzog sich der Himmel von neuem mit schweren schwarzen Wolken. Wir waren noch etwa eine Legoa von São Roque entfernt, das wir um jeden Preis erreichen wollten, als das Gewitter sich

von neuem zu entladen begann. Die Nacht war unterdessen vollständig eingebrochen. Der Regen goss in Strömen. Die Blitze wiederholten sich durchschnittlich von acht zu acht Minuten, von heftigem Donner gefolgt. Aber während der Intervalle der Blitze wurde von halber zu halber Minute die pechfinstere Nacht rings um uns herum taghell erleuchtet. Es war ganz die Erscheinung des Wetterleuchtens, aber nicht am Horizonte, sondern wir befanden uns beim jedesmaligen Aufleuchten mitten im elektrischen Lichte. Es war, als wenn dasselbe von der Erdoberfläche ausgehend sich nach den Seiten und oben ausbreite, es entsprang nicht aus den obern Luftschichten oder aus den Wolken; auch zeigte es sich nicht als schmaler zickzackförmiger Funke wie der Blitz, sondern als eine diffuse weitausgebreitete momentane blassgelbe Erleuchtung, die aber von keinem auffallenden ihr eigenthümlichen Geräusche begleitet war. Der Donner rollte zwar fast unaufhörlich, aber nur infolge der Blitze des heftigen Gewitters.¹⁾

Bis wir São Roque erreichten, mehr als eine Stunde lang dauerte dieses merkwürdige Schauspiel und ermöglichte uns eigentlich die Ankunft in unserm Nachtquartier, denn ohne diese sonderbare Beleuchtung wäre es bei den grundlosen Wegen kaum möglich gewesen in der stockfinstern Nacht dahin zu gelangen. Selbst als das Gewitter weiter zog, dauerte dieses elektrische Aufleuchten noch einige Zeit, aber immer schwächer werdend, fort.

Ich habe früher nie eine ähnliche Erscheinung beobachtet, wohl aber drei Jahre später noch einmal etwas südlicher an der brasilianischen Küste in der Bai von São Francisco an Bord der Dampfcorvette „Paraense“.²⁾ Ich will hier die Beobachtung genau wiederholen, wie ich sie damals in mein Tagebuch notirte.

Ein scharfer Wind aus W., der später in NW. umsetzte, hatte die Barre des Rio São Francisco so aufgeregt, dass wir

¹⁾ Vgl. Ueber einige elektrische Erscheinungen in den Cordilleras der Westküste Südamerikas von J. J. v. Tschudi (Bd. XXXVII, S. 575 der Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien.)

²⁾ Bd. III, S. 372.

ohne Gefahr nicht auslaufen konnten; wir blieben daher circa drei Seemeilen innerhalb derselben vor Anker liegen. Den ganzen Tag regnete es unaufhörlich bald stärker, bald schwächer. Nachts um 7 Uhr erklärte sich ein Gewitter, das allmählich nach SO. zog. Als ich um 9 Uhr auf Deck trat, beobachtete ich folgende Erscheinung. Die Nacht war stark finster. Das Gewitter stand SSO. in einer Entfernung von mehrern Meilen, denn wir hörten den Donner nur noch sehr schwach. Die Blitze folgten sich in Zwischenräumen von 4—6 Minuten; sie waren bald horizontal und diffuse, bald vertical, scharfbegrenzt, gerade oder zickzackförmig. Wir aber befanden uns in einem wahren Lichtmeere, hervorgebracht von einem elektrischen Aufleuchten, das sich in fast ununterbrochenen Zuckungen folgte. Man konnte dabei jeden Gegenstand auf dem Schiffe auf das deutlichste erkennen, die uns umgebenden Inseln genau in ihren Umrissen und Formen wahrnehmen; in meiner Brieftasche konnte ich die beschriebenen von den leeren Blättern unterscheiden und die ausgestrichenen Worte bemerken. Wenn die Zuckungen für etwa eine Minute aussetzten, umgab uns rabenschwarze Nacht. Man konnte nicht unterscheiden, von wo aus dieses Leuchten entstand, es war überall gleich, am Horizonte und im Zenith; es begann von allen Seiten zugleich, man befand sich plötzlich mitten darin. Der Himmel war ungleichmässig mit dunklern und lichtern Wolken bedeckt, aber man konnte doch mit Bestimmtheit sagen, dass die Erscheinung nicht von ihnen ausging. Sie dauerte anderthalb Stunden lang mit der nämlichen Intensität und verlor sich erst gegen Mitternacht gänzlich, indem sich die Zuckungen allmählich in längern Zwischenräumen wiederholten. Das Gewitter war schon um 10 Uhr nachts weit nach SO. gezogen.

Der Commandant der Corvette versicherte mir, diese Erscheinung schon einigemal beobachtet zu haben, aber immer nur bei Gewittern.

Ich war recht herzlich froh, als wir endlich, tiefend nass, die Herberge in São Roque erreichten. Diesmal kehrten wir nicht mehr bei der aussätzigen Wirthin ein, sondern bei einem sehr aufmerksamen, zuvorkommenden Portugiesen, der mir ein

beinahe luxuriöses Nachtessen, bei dem französische Conserven von Fleisch und Fische eine Hauptrolle spielten, vorsetzte. Der Mann war in seiner Heimat Modelleur in einer Porzellanfabrik gewesen; Mangel an hinreichendem Verdienste hatte ihn zur Auswanderung nach Brasilien bewogen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sich eine Zukunft zu gründen, liess er sich endlich hier nieder und eröffnete eine Herberge. Er verstand es vortrefflich, seine Gäste zu unterhalten, gut zu bedienen und sich tüchtig bezahlen zu lassen.

Ich habe mit wenigen Ausnahmen in den Herbergen der Provinz São Paulo nicht so reine Bettwäsche gefunden wie überall in Minas geraes; einigemal war sie so schmutzig, dass ich mich ihrer gar nicht bediente, sondern mich auf die Satteldecken ausstreckte. Der Unterschied war besonders auffallend, wenn ganz abgelegene, wenig besuchte Estalagens von Minas mit frequentirten, bedeutenden sogenannten Hotels von São Paulo in Vergleich gezogen wurden.

Der Regen dauerte die ganze Nacht durch mit ununterbrochener Heftigkeit an und drohte mich selbst aus meinem Zimmer zu treiben; mein Bett war ganz nass und in der Frühe stand das Wasser zollhoch in dem Gemache. Er begleitete uns bald stärker, bald schwächer bis abends 4 Uhr, der Weg war daher auch ausserordentlich schlecht. Wir sahen uns genöthigt, abzustiegen und, selbst schuhtief im Moraste watend, die Thiere über die Kothtreppen zu führen, denn heute bildeten sie nur noch Schlamm Sümpfe und die Pferde konnten nicht unterscheiden, wo die Stufe, wo das danebenliegende Kothloch war. Solche Partien sind äusserst unangenehm und machen in der Regel den Reisenden weit mismuthiger, als andere weit ernstere Hindernisse. In Cutia hielten wir $\frac{3}{4}$ Stunde, um den Pferden Mais zu geben. Mein Begleiter, der während der Reise, so oft es möglich war, neben mir ritt und durch seine Erzählungen mir den Weg verkürzte, blieb, als wir wieder die bessere Strasse erreichten, plötzlich in gemessener Ferne zurück. Ich fragte nach einiger Zeit, als ich eine Auskunft von ihm haben wollte, ob sein Pferd müde geworden sei, da er so zurückbleibe. „Eu sou seu pagem“, er-

widerte er, und als solcher gezieme es ihm, hinter mir zu reiten. Ich musste über den 65jährigen „Pagen“ lächeln und lud ihn ein, nur wieder an meiner Seite Platz zu nehmen, da mir weit mehr daran gelegen war, Auskunft über die Gegend zu erhalten, als die brasilianische Etikette beobachtet zu sehen. Die Entfernung von der Provinzialhauptstadt nach São Roque beträgt 12 Legoas, nach Sorocaba 18, nach São João d'Ipanema 20 $\frac{1}{2}$ Legoas. Nach 13stündigem Ritte langten wir nachts um 9 Uhr in São Paulo an und zwar ziemlich müde von dem schlechten Wege und dem ungemein harten Trabe der Rosinanten. Mit dem Sio Antonio war ich während der ganzen Tour ausgezeichnet zufrieden gewesen.

In São Paulo hielt ich mich nunmehr kurze Zeit auf, um den in Santos in diesen Tagen erwarteten Dampfer nicht zu verfehlen. Selbst auf mittelmässigen Thieren kann man den Weg von São Paulo nach Santos in einem Tage zurücklegen, da die Entfernung kaum 10 Legoas beträgt und der Weg doch im ganzen nicht sehr schlecht ist; auf den abgetriebenen halbverhungerten Mieththieren ist es aber nicht möglich, man muss daher wenigstens 1 $\frac{1}{2}$ Tag dazu verwenden. Ich übernachtete den ersten Tag bei einem deutschen Blechschmiede, der sich schon seit 28 Jahren hier niedergelassen hatte und eine erträgliche Herberge hielt. Ungefähr $\frac{1}{2}$ Legoa hinter Cavoeiras ist an einem Punkte, Cantagallo genannt, dicht neben der Strasse ein Steinbruch zur Beschaffung von Beschotterungsmaterial geöffnet. Die Strasse führt hier durch einen Erddurchschnitt, in dessen Wänden aus rothem Thone tausend und tausend von Augitkrystallen eingebettet sind; ich ritt seitwärts nach dem etwas tiefer gelegenen Steinbruche, um die dortigen Lagerungsverhältnisse kennen zu lernen, und fand sie in der That höchst eigenthümlich. Unter einer röthlichen obersten Thonschicht lagert ein ziemlich grobkörniger Sandstein, unter diesem eine fast horizontale Schicht kaolinartig verwitterter Feldspath, die von seigern und tonnlägigen Glimmergängen durchsetzt wird und in grossen Nestern reinen Quarz enthält. Tiefer als zwei Klafter ist der Steinbruch nicht eröffnet, da es sich herausstellte, dass hier kein zum Strassenbau taugliches Material vorkomme. Der Glimmer kann in

grossen Platten ausgehoben werden und hat ein schmutziggelbes Aussehen, während die einzelnen Lamellen wasserklar sind. In dem verwitterten Feldspat findet man ungeheure Augitkristalle von 8—10 Zoll Länge und $2\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser. Die meisten sind verwittert und enthalten in ihren Blätterdurchgängen Quarz und Thon. Beim Nachsuchen nach guterhaltenen Kristallen stiess ich auf zwei Korallenschlangen, die sich im tiefern schon wieder mit Vegetation bewachsenen Theile des Steinbruches behaglich sonnten.

Ich kam gerade noch rechtzeitig in Santos an, um mich am 4. Mai an Bord der „Catharinense“ zur Reise nach Süden einzuschiffen. Es geschah nicht ohne einige Abneigung, denn ich hatte schon zu viel über den elenden Zustand dieses Dampfers gehört und in den Zeitungen von Rio de Janeiro gelesen. Der Unternehmer der Küstendampferlinie (Linha intermediaria de Paquetes de vapor ate Santa Catharina), ein gewisser José Rodrigues Ferreira¹⁾, kaufte trotz einer Regierungssubvention von 96000 Milreis und eines starken und vortheilhaften Personen- und Waarenverkehrs immer nur alte und ausgemusterte Dampfer, liess sie einigermassen zusammenflicken und dann so lange laufen, bis sie zu Grunde gingen. In fünf Jahren hatte er auch schon vier seiner Dampfer verloren. Man erzählte, dass keine Assecuranz seine Schiffe versichern wollte. In keinem andern Lande würde eine Seebehörde solchen Schiffen gestatten, in See zu stechen. Wenn der Unwille des Publikums sich zu auffallend in den öffentlichen Blättern Luft machte, liess Ferreira seine Schiffe durch „Sachverständige“ untersuchen und veröffentlichte natürlich immer ein günstiges Resultat in den Zeitungen. Das reisende Publikum traute aber seinen eigenen Augen und Erfahrungen mehr als dem Urtheile der Sachverständigen, denn es weiss nur zu gut, mit welchem Maassstabe es dasselbe zu messen hat. In welch

¹⁾ Im Jahre 1861 gab Ferreira sein das Publikum im höchsten Grade gefährdendes Unternehmen auf und es bildete sich eine: „Companhia do navegação ate Santa Catharina com escala por Ubatuba, São Sebastião, Santos, Cananéa, Iguaçu, Paranaguá, Antonina e São Francisco mit einem Kapital von 600000 Milreis, in Actien von 200 Milreis mit dem Dr. Haddock Lobo als Director an der Spitze.

elendem Zustande sich diese Dampfer befanden, geht gewiss daraus hervor, dass sie der Ministerpräsident Ferraz in einer Kammerrede „schwimmende Gräber“ (*sepulturas fluctuantes*) nannte. Nur wer auf diesen Fahrzeugen selbst reiste, kann sich einen Begriff von der Unreinlichkeit, Unordnung, schlechten Behandlung und steten Lebensgefahr, der man auf ihnen ausgesetzt war, machen.¹⁾

Die Catharinense, die ich nun näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, war vor einigen Jahrzehnten ein englisches Segelschiff, wurde in Brasilien in einen Dampfer von 60 Pferdekraft umgewandelt, betrieb als „Paranapitanga“ eine Zeit lang mit grossem Glück den Sklavenhandel und kam schliesslich alt und abgenutzt in Ferreira's Dienst. Das Holzwerk über dem zum Theile zerfetzten Kupfer war durch und durch morsch und ein Mitreisender zeigte mir, wie ein in dasselbe gestossenes Messer ohne Anstrengung bis ans Heft hineingetrieben werden konnte, der Kessel nothdürftig geflickt, die Maschine nach einem der ältesten Systeme verlottert und, wenn gestoppt wurde, kaum wieder in Gang zu bringen. Am Steuerruder fehlten von acht Speichengriffen drei (als wir in Santa Catharina ankamen, fünf), sodass der Mann am Steuer beim Drehen des Rades entweder in die Löcher greifen oder die Speichen fassen musste. Bei unserer Reise war das Schiff überladen (besonders mit Artilleriemunition) und legte bei vollster Dampfkraft kaum 5 Seemeilen pr. Stunde

¹⁾ Diese Verhältnisse haben sich auch in neuester Zeit wenig gebessert und selbst in massgebenden Regierungskreisen geht man oft mit unverantwortlichem, ja sträflichem Leichtsinne mit Menschenleben um. So wurde vom Marineministerium den 18. Juni 1865 der Dampfer Dom Pedro II. mit mehr als 300 Soldaten in einem so erbärmlichen Zustande und so schlecht ausgerüstet nach Montevideo gesandt, dass schon am Tage nach der Abreise fast kein trinkbares Wasser mehr an Bord war. Die Soldaten waren auf die allerknappsten Rationen angewiesen. Der Dampfer wurde leck; alle Pumpen waren unbrauchbar, an Bord befanden sich nur drei Eimer. Mit diesen und allen auffindbaren Gefässen mussten die Soldaten fünf Tage lang Wasser schöpfen. Der Kohlenvorrath ging aus, Möbeln und alles übrige Holzwerk wurden in die Oefen geworfen und endlich der Kapitän von den Soldaten gezwungen, bei Barra velha, in der Nähe der Insel Santa Catharina, anzulaufen!

zurück. Das Essen am Bord war weit unter der Mittelmässigkeit; in jeder Schüssel fanden sich schwarze krause Haare vom Schiffskoch; der Küche selbst durfte man sich nicht nähern, wenn man nicht vor Ekel satt werden wollte.

Unser nächstes Reiseziel war „Iguape“. Da der Hafen versandet und ein directes Einlaufen in denselben nicht möglich ist, so fahren die Schiffe nach Cananéa und den natürlichen 13 Legoas langen Kanal nach Iguape zurück. In der Umgegend dieser Villa wird viel Reis gebaut und nach Rio de Janeiro verschifft. Wir brachten 27 Stunden auf der Fahrt nach Cananéa zu, die auf einem ordentlichen Dampfer leicht in 10 Stunden gemacht wird. Als wir in den Hafen einliefen, trafen wir die rauchenden Trümmer eines Dampfers. Es war der „Conde d'Aquila“, eins von Ferreira's Schiffen; es war auf der Rückreise nach Rio de Janeiro begriffen und in der verflossenen Nacht hier verbrannt. Wie es scheint, war das Feuer schon längere Zeit unbemerkt an Bord gewesen. Der Kapitän hatte einige Tage lang mit Holz heizen und erst in der Nacht in Cananéa den Kohlenbehälter (payol) öffnen und Kohlen herausnehmen lassen. Im Augenblick, als die Heizer den Behälter aufmachten, schlug ihnen eine gewaltige Flamme entgegen. Glücklicherweise geschah das Unglück im ruhigen Hafen und vor Anker dicht am Lande. Die Passagiere mit dem grössten Theil ihrer Effecten wurden in Sicherheit gebracht. Wäre das Feuer auf offener See ausgebrochen, so hätte wahrscheinlich das Unglück grosse Dimensionen angenommen, denn es befanden sich 112 Passagiere an Bord. Als der Kapitän sah, dass an ein Löschen des Schiffes nicht mehr zu denken sei, wollte er es in einer günstigen Lage versenken. Am Bord war aber weder eine Axt noch ein Beil! Das Schiff musste also sich selbst überlassen werden und ging gänzlich zu Grunde. Dieser „Conde d'Aquila“ machte schon in den dreissiger Jahren Rundreisen zwischen Lissabon und Oporto und führte nacheinander die Namen Royal Parr, Falcão, Amizade, Dom Pedro V., bis er endlich bug- und lendenlahm von Ferreira angekauft wurde. Es war sein bestes Schiff! Nach seinem unglücklichen Ende blieb ihm nur noch die Catharinense übrig!

Ihre Ankunft erregte in allen Häfen grosse Verwunderung, denn man hatte sie schon allgemein condemnirt geglaubt.

Zur Charakteristik dieser *Linea intermediaria* theile ich das Schicksal von Ferreira's Dampfern mit, wie es das *Jornal do Comercio* von Rio de Janeiro vom 29. Febr. 1860 anführt:

- 1) *Victoria* (ehemals *Carolina*) litt an der Küste von *Victoria* Schiffbruch.
- 2) *Rio de Janeiro* (ehemals *California*) verbrannte an der *Ilha grande*,
- 3) *Conde d'Aquila* (ehemals *Royal Parr*, *Falcão*, *Amizade*, *Pedro V.*) verbrannte im Hafen von *Cananéa*,
- 4) *Mensageiro* (ehemals *Bahiana*) ging zu Grunde, ohne dass man je erfuhr wo und wie,
- 5) *Itiberé* (ehemals *Todos os Santos* und *Marcanão*) zu Brennholz aufgearbeitet,
- 6) *Paraense* zu Brennholz aufgearbeitet,
- 7) *Catharinense* (ehemals *Paranapitinga*) condemnirt, aber wieder nothdürftig reparirt. ¹⁾

Die Ankunft der *Catherinense* erregte unter den Passagieren des *Conde d'Aquila* sehr grosse Freude, denn sie hatten schon den Plan ausgeheckt, den Kapitän zu bereden, sie nach Santos zu führen. Anfangs sträubte sich der Kapitän gegen dieses Ansinnen, da seine Route nach Süden ging, die er in Berücksichtigung seiner Passagiere, Ladung und Post nicht so ohne weiteres ändern konnte. Natürlich protestirten wir Passagiere der *Catharinense* auf das entschiedenste gegen die Forderung der übrigen Reisenden und zwar mit vollstem Rechte, denn diese waren geborgen und vollkommen in Sicherheit, und wenn auch die Verproviantirung von 120 Personen in der *Villa de Cananéa* in den ersten Tagen etwas schwierig war, so wurde doch von Seite der Behörden versprochen, für die nöthigen Lebensmittel zu sorgen; ausserdem war jenen Passagieren die Möglichkeit gegeben, ihre

¹⁾ Nach dem Verluste des *Conde d'Aquila* kaufte Ferreira von der *Companhia brasileira dos Paquetes de Vapor* die beiden für jene Compagnie schon untauglichen Dampfer *Imperador* und *Imperatriz*.

Reise zu Lande fortzusetzen und sich in Cananéa oder Iguape einen Küstenfahrer zu miethen. Unter stetem Hin- und Herparlamentiren verging der Tag unserer Ankunft. Am folgenden Morgen war eine heillose Wirthschaft. Unter den Passagieren des Conde d'Aquila befand sich ein einflussreicher Deputirter, der zum Reichsrathe nach Rio reiste und dem Kapitän erklärte, er werde mit seiner Partei in der Kammer gegen jede fernere Staatssubvention für diese Linie stimmen; ein sehr reicher Maulthierhändler des Südens machte klingende Gründe geltend, die übrigen Passagiere verabredeten unter sich eine Collecte für den Kapitän, um ihn durch Aussicht auf eine nennenswerthe Gratification zu gewinnen. Wir unsererseits protestirten auf das bestimmteste und machten den Kapitän für allen für uns entspringenden Schaden und Nachtheil verantwortlich. Der dumme Teufel stand zwischen den beiden Parteien wie der Esel zwischen dem Büschel Heu und Stroh. Hier Pflichterfüllung, dort Drohungen und Bestechungen. Gegen Mittag endlich überschritt er den Rubicon, liess heizen und schiffte die Passagiere des Conde d'Aquila ein, uns aber versprach er, sobald wie möglich zurückzukehren und dampfte zum Hafen hinaus! Einer der Abreisenden versicherte mir, dass der Kapitän endlich durch Zusicherung von 500 Milreis „Vernunft angenommen habe“. Ob diese Angabe richtig ist, weiss ich nicht. Zu den Passagieren des Conde d'Aquila zählte auch ein schwedischer Kapitän mit 12 Matrosen, der kurz vorher sein schönes Barkschiff an der Barre von Paranagua verloren hatte.

Die bestimmte Versicherung, dass der Kapitän bestochen wurde, veranlasste uns, unsern Protest durch den Notar vor dem Municipalrichter aufnehmen zu lassen, um den Kapitän bei seiner Rückkunft vorladen zu können.

Wir waren im ganzen nur 12 Passagiere, die hier ausgesetzt wurden, aber nichtsdestoweniger anfangs wegen passender Unterkunft in einiger Verlegenheit, denn in der Villa Cananéa war weder ein Wirthshaus, noch irgendeine andere Art Herberge. Diesem Mangel wurde jedoch bald durch die Zuvorkommenheit der Ortsbewohner abgeholfen. Ein Hr. Joaquim Gomez stellte

uns ein neues Haus, freilich mit wenig Räumlichkeiten, ganz zur Verfügung; andere boten uns Zimmer an. Den ersten Tag sah es auch mit den Lebensmitteln sehr knapp aus und wir mussten uns vorzüglich mit Orangen und Farinha begnügen, aber schon abends wurde von einer benachbarten Fazenda ein Rind gebracht und also auch in alimentarischer Beziehung ausgiebig gesorgt. Die Bewohner von Cananéa thaten überhaupt ihr Möglichstes, um sich uns freundlich zu bezeigen. Da ich einen ruhigen Platz wünschte, um meine Reisenotizen zu ordnen, so bot mir ein Vendeiro des Ortes ein Hinterstübchen an, wo ich ganz ungestört arbeiten konnte. Der gute Mann war voll Aufmerksamkeit und zeigte fortwährend den grössten Eifer, sich mir nützlich zu zeigen; brachte mir bald Kaffee, bald Maté, bald Früchte und hatte den grossen Vorzug, nicht durch lästige Neugierde unangenehm zu werden. Seine Geschäfte waren, den Verhältnissen des Ortes angemessen, ziemlich klein, aber der Mann war, wie er mir erzählte, sehr zufrieden, denn er hatte vor drei Jahren ein sehr armes Mädchen (uma filha da Roça) aus Liebe geheirathet und war durch ihren Besitz sehr glücklich geworden.

Cananéa ist ein höchst unbedeutender Ort von 70—80 ebenerdigen, meist sehr unansehnlichen Häusern in zwei Reihen, zwischen denen sich ein breiter ausgebuchteter, von Wassergräben durchschnittener Grasplatz ausdehnt. Auf diesem Platze, etwas ausser der ersten Häuserreihe, steht die grosse, sehr einfache, alte und baufällige „Johann dem Täufer“ geweihte Kirche; ihr gegenüber das Rathhaus, nach brasilianischem Gebrauche in den untern Räumen mit Gefängnissen, deren eiserne Gitter vielfache Spuren von Erbrechenversuchen tragen. Zum obern Stock, dem Saale der Camara municipal, führt von aussen eine Treppe. Man kann sich daher leicht einen Begriff von der eigenthümlichen Construction dieses Gebäudes machen. Von einer Anzahl angefangener Häuser stehen schon jahrelang säulenförmige Baufragmente auf dem grossen Platze; sie sind zum Theil schon wieder eingefallen und sprechen nicht gerade für einen Aufschwung des Ortes. Südöstlich von der Villa erhebt sich am Festlande der pyramidenförmige dicht bewaldete Morro de São

João, weiter im Hintergrunde der Cerro Cardoso, eine Kuppe der Serra do Mar.

Die Villa Cananéa liegt auf der gleichnamigen Insel in der Bai von Tarapande oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, Cananéa, dicht am niedrigen, grünen Ufer und macht von der Seeseite einen freundlichen Eindruck. Die Bai, nach Süden durch eine felsige Halbinsel begrenzt, erstreckt sich 4 Leguas landein-



Cananéa.

wärts und steht nach Norden mit dem als Mar pequeno de Iguape bekannten, natürlichen Kanal in Verbindung. Cananéa wurde gegen 1587 gegründet, die Küste scheint aber viel früher besucht worden zu sein, denn am Festlande am südlichen Eingange der Bai stehen drei kleine Marmorsäulen von circa 3' Höhe, 1½' Breite und 4' Dicke, die ganz ohne Zweifel als Zeichen der Besitznahme von den Portugiesen in den ersten Decennien der Entdeckung hier gesetzt wurden. Ob sie schon von Amerigo Vespucci (1503), wie einige behaupten, oder erst später von

Martim Affonso de Souza aufgestellt wurden, ist wol nicht mehr zu ermitteln. Trotz ihres relativ hohen Alters hat die Villa nie einen ordentlichen Aufschwung genommen und zählte während meiner dortigen Anwesenheit höchstens 250—300 Einwohner. Vielleicht dass sie sich, seit die kaiserliche Regierung in der Gegend eine Colonie angelegt hat, etwas heben wird. Im Jahre 1841 erhielt der Hafen einen Lotsen, der mir sehr über Mangel an Beschäftigung klagte. Die ganze Industrie des Ortes beschränkt sich auf das Kalkbrennen aus Muscheln. In der Umgegend wurden Reis, Mais und Mandioca gebaut.

Leider hatten wir während unsers gezwungenen Aufenthaltes in Cananéa häufige Regen, die uns an das Zimmer fesselten oder doch nur kurze Besuche im Orte selbst gestatteten. Gleich den ersten Tag besuchte ich die Schule und unterhielt mich längere Zeit mit dem ziemlich gebildeten Lehrer (professor publico) über seinen Wirkungskreis. Der Mann war darüber so erfreut, dass er mir von nun an täglich zweimal ein Körbchen trefflicher Orangen schickte. Im Ortsgeistlichen João Manoel da Rosa, dem mein zweiter Besuch galt, fand ich dagegen einen überaus dummen Sybariten. Zwei Mitpassagiere, Bahianer, die nach Curitiba reisten, um die Professuren der Mathematik und Philosophie an dortigen Lyceum zu übernehmen, hatten den Pfarrer ebenfalls besucht und drückten unverhohlen ihr Erstaunen und Unwillen über die Ignoranz und Gemeinheit desselben aus. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch, dass ihm so ziemlich die Verachtung der ganzen Bevölkerung zutheil wurde. Bei heiterm Wetter machten wir Excursionen in die Umgegend oder fischten.

Bei einer dieser Excursionen längs des Strandes traf ich auch zwei *Sambaquis*. Ich habe sie ebenfalls in den Provinzen Espirito Santo, Santa Catharina und Rio grande do Sul gesehen. Es sind konische Hügel auf breiter Basis aus Muscheln, Fischgräten, Asche, Stücke angebrannten Holzes, zuweilen auch von Knochen von Säugethieren und Vögeln und Thonscherben. Die meisten überwuchert gegenwärtig eine üppige Vegetation. Diese von den Brasilianern mit dem indischen Worte „Sambaqui“ bezeichneten Hügel (man könnte sie Ostriolophen nennen) kommen längs der

ganzen brasilianischen Küste vor. Sie haben zu den verschiedenartigsten Hypothesen Veranlassung gegeben. Während sie die einen einfach als natürliche, durch Meeranschwemmungen gebildete Haufen von Muscheln und todten Fischen ansehen, betrachten sie andere als absichtlich zusammengeworfene Ueberreste menschlicher Mahlzeiten und gehen sogar so weit, sie für die Wohnsitze der Urbewohner Brasiliens anzusprechen, indessen wieder andere der Ansicht sind, dass sie nur behufs des Kalkbrennens zusammengehäuft wurden. Jedenfalls verdienen diese Sambaquis ein weit gründlicheres Studium, als ihnen bisher geschenkt wurde. Die meisten Ostriolophen liegen entweder am Meeresstrande oder an Flussufern in der Nähe des Meeres und scheinen grösstentheils an Stellen angelegt zu sein, die einstens ganz von Wasser umspült waren. Ich finde zwischen ihnen und den Pfahlbauten eine grosse Analogie. Wie bei diesen die menschlichen Wohnungen in Seen auf Pfählen errichtet waren, um den Bewohnern mehr Sicherheit gegen die Angriffe wilder Thiere, vielleicht auch von Feinden zu gewähren, haben sich die mit geringen Vertheidigungsmitteln versehenen Bewohner des atlantischen Küstensaumes Südamerikas auf Sandbänken und isolirten Felsen niedergelassen und sich daselbst von den ihnen am leichtesten erreichbaren animalischen Nahrungsmitteln, wie Muscheln und Fischen, genährt. Wenn daher auch nicht gerade anzunehmen ist, dass die Familien auf den Sambaquis selbst wohnten, so liegt doch die Vermuthung nahe, dass sie auf denselben ihre Feuerstellen hatten und ihre wahrscheinlich höchst einfachen Hütten in deren unmittelbaren Nähe bewohnten. Ich betrachte diese Ostriolophen als die ältesten Spuren der Sässigkeit einer sehr alten brasilianischen Bevölkerung. Der berühmte dänische Alterthumsforscher *Jacob Asmussen Worsaae* hat schon die Aehnlichkeit der dänischen „Kjökkenmöddinger“ mit den Sambaquis erwähnt. Um aber aus dieser Aehnlichkeit auf eine Beziehung der skandinavischen Einwanderung im 9. und 10. Jahrhundert Nordamerikas zu den Sambaquis zu folgern oder gar die Anwohner derselben von den alten Normanen abzuleiten, dazu fehlt jede wissenschaftliche Berechtigung. Die Eröffnung und Unter-

suchung einer grössern Zahl von Ostriolophen durch sachkundige Männer wird ohne Zweifel noch wichtige Resultate ergeben.

Der Rever. John Ambrose, Rector des Kirchspiels von S. Margarethe in Nova Scotia, hat dort ebenfalls solche den Kjökkenmöddingers ähnliche Hügel gefunden (Smithsonian Rapport 1863, S. 370).

Am vierten Tage erschien endlich die Catharinense wieder. Der Kapitän zeigte sich uns aber nicht, sondern liess uns nur wissen, dass wir am folgenden Morgen um 7 Uhr abreisen würden. Wir verlangten nun vom Municipalrichter, er solle den Kapitän vorladen, ihn zu Protokoll vernehmen und ihm unsern Protest notificiren. Der Richter, vom Notar unterstützt, behauptete, es sei zu spät für heute, und morgen, Sonntag, da könne ebenfalls keine Verhandlung vorgenommen werden. Der Juiz de Direito von Santos, der mit uns nach Cananéa gekommen war, um in Iguape die Schwurgerichtssitzungen zu eröffnen, rieth uns an, unsern Protest mitzunehmen und an unserm Bestimmungsorte Gebrauch davon zu machen. Infolge seiner Rückkehr nach Santos gab der Kapitän die Reise nach Iguape auf, eine neue unverantwortliche Willkürlichkeit. Als wir dem Kapitän am nächsten Morgen unsern Protest überreichten, fing er an kläglich zu jammern, behauptete, wir wollten ihn unglücklich machen, er habe nicht anders handeln können, nicht den geringsten Vortheil davon gehabt und dergleichen dummes Zeug mehr. Am meisten fürchtete er mich, da ich der einzige Passagier nach Santa Catharina war und ihm auf das bestimmteste erklärte, dass ich, falls wir dort den Anschluss an den Postdampfer nach Montevideo versäumten, von meinem Proteste Gebrauch machen und ihn gerichtlich belangen würde.

Als wir die offene See erreichten, wehte ein so heftiger SO. und die See ging so hoch, dass es der Kapitän nicht wagte, mit seinem morschen Dampfer die Weiterreise nach Süden fortzusetzen. Nach zweistündiger Fahrt ging er dem Eingange der Bai von Cananéa gegenüber an der Insel der „guten Zuflucht“ (Ilha do bom abrigo) in einer geschützten Bucht vor Anker. Diese unbewohnte, ungefähr 1 Legoa lange ganz ber-

gige Insel ist ringsum von einem Walle durch die heftige Brandung abgerundeter Felsblöcke umgeben; nur in der Bucht ist das Ufer flach und sandig; nicht weit davon befindet sich eine gute, aber spärliche Süsswasserquelle. Gegen Abend ruderte ich mit dem Kapitän ans Land, um den höchsten Punkt der Insel zu ersteigen. Der Weg hinauf führte ziemlich steil über Halden, die mit grobem dürrn Grase bedeckt waren; der grössere Theil des Eilandes ist jedoch bewaldet. Der nördliche Gipfel war mit Blöcken eines feinkörnigen Granites dicht besäet; einzelne solcher Blöcke liegen auch an der Halde und sind von Bromelien überwuchert. Beim Hinuntersteigen zündete der Kapitän das Gras an mehrern Stellen an; der heftige Wind jagte die Flammen mit rasender Schnelligkeit über die Halde hin und nöthigte uns im schnellsten Laufe die Bucht zu erreichen. Der Kapitän meinte, er habe das Gras nur wegen der Schlangen angezündet; die Insel sei bei den Seefahrern wegen der Menge dieses Gewürmes übel berüchtigt. Beim Hinaufsteigen hatte ich keine bemerkt, wohl aber beim schnellen Rückzuge vielleicht gegen 20 die sich in grösster Eile vor der sengenden Glut gegen den Waldrand hin zu retten suchten. Welchen Arten sie angehörten, kann ich nicht sagen, denn das Feuer liess mir keine Zeit zur genauern Beobachtung. Eine von ihnen fiel mir jedoch durch ihre Grösse auf; sie mochte 8—10 Fuss Länge haben. Als es finster war, bot die brennende Insel von Bord aus ein prachtvolles Schauspiel dar. Gegen 9 Uhr flackerten nur noch einzelne Grasbüschel auf, der Wald hatte dem Feuer Einhalt gethan. Um 10 Uhr lichteten wir die Anker; der Sturm hatte nachgelassen, die See ging aber noch sehr hoch. Das Schiff hatte schwere Arbeit und schaukelte, wol wegen ungleich gestauter Ladung, ausnahmsweise ungemein heftig. Früh um 7 Uhr befanden wir uns an der Barre von Paranaguá und liefen durch den schmalen Kanal zwischen der Ilha do Mel und der Ilha dos Palmos in die inselreiche Bai, deren Eingang durch ein Fort vertheidigt wird, das aber, wie alle diese sogenannten Fortalezas in den kleinen brasilianischen Häfen, ganz bedeutungslos ist, wie es auch 1851 ein englischer Kreuzer bei Verfolgung eines brasilianischen Skla-

venschiffes unwiderlegbar bewiesen hat. Nach zweistündiger Fahrt durch die schöne Bai ankerten wir dem auf dem südlichen Ufer gelegenen Städtchen Paranaguá gegenüber, wegen seichten Wassers und Felsen in bedeutender Entfernung vom Lande.

Paranaguá ist zwar ein kleiner, aber ein hübscher Ort mit stattlichen Häusern, regelmässigen Strassen und freundlichen öffentlichen Plätzen. Er macht den Eindruck der Wohlhabenheit seiner Bewohner. Auf den Strassen herrscht viel Bewegung,



Paranaguá.

alles deutet auf einen regen Handelsverkehr, und in der That ist auch Paranaguá eine ziemlich wichtige Handelstadt. Ihr Hauptexportartikel ist Paraguaythee (Erva Mate), der hauptsächlich nach Chile verführt wird. Es befanden sich schon einmal gleichzeitig 18 Schiffe in der Bai, die alle Paraguaythee nach Chile einnahmen. Dieser Thee wird ausserdem auch nach Buenos Aires und Montevideo ausgeführt. Wie sehr sich diese Ausfuhr in neuerer Zeit gehoben hat, mögen folgende Angaben beweisen. Während im Jahre 18⁴⁵/₄₆ aus ganz Brasilien nur für 365000 Milreis Paraguaythee exportirt wurde, wurde 18⁵⁵/₅₆ für 1,571860,

18⁵⁶/₅₇ für 2,193782, 18⁵⁷/₅₈ für 1,896597, 18⁵⁸/₅₉ für 1,078909 Milreis Mate ausgeführt.¹⁾

Da ich im spätern Verlaufe der Reise öfters den Mate erwähnen werde, so will ich hier einige Bemerkungen über denselben mittheilen. Bekanntlich wird dieser Thee aus den Blättern einer durch einen grossen Theil des Innern von Südamerika sehr häufig wildwachsenden Stechpalme (*Ilex paraguayensis*) bereitet. Die geographische Verbreitung dieses Strauches ist noch nicht bekannt, nach Süden scheint er nicht über den 33.° südl. Br. zu reichen. Wie weit er nach Norden gefunden wird, ist noch nicht bestimmt. Vor wenigen Tagen habe ich die Mittheilung erhalten, dass er in den nördlichen Theilen der Provinz Rio de Janeiro und auch in Minas geraes in Menge gefunden wurde; bisjetzt ist nur so viel constatirt, dass er in Südamerika zwischen dem 21. und 33.° südl. Br. vorkommt. Ausser der *Ilex paraguayensis*, von der die überwiegend grössere Menge von Blättern gewonnen wird, werden auch die von einigen andern Stechpalmenarten gewonnenen Blätter zu Thee benutzt; sie sind aber botanisch noch nicht hinreichend bekannt. Ich halte mich bei dieser Mittheilung an die mir gemachten Angaben eines der bedeutendsten Matehändler der Provinz Rio grande, der jährlich viele Monate lang mit seinen Leuten in den Matewäldern zubringt. Der Strauch einer Art soll sich durch bedeutend kleinere, schmälere und etwas dunklere Blätter auszeichnen. Der Mann versprach, mir blühende Zweige und Samen von den drei von seinen Leuten benutzten Sträuchern zu besorgen und ich habe noch Hoffnung, sie zu erhalten. Die geschätzteste Art Mate kommt aus dem Staate Paraguay, wo der Verkauf der Blätter Regale ist und eine der Hauptquellen der Staatseinkünfte bildet. Auch am

¹⁾ Ausser der Provinz Parana führen auch die Provinzen Santa Catharina (sehr wenig) und Rio grande do Sul (im Jahre 1861 2,23222 Arrobas im Werthe von 905620 Milreis) Erva Mate aus. Nach officiellen Angaben belief sich die Mateausfuhr aus Brasilien:

		Werth.
18 ⁵⁵ / ₅₆	465421 Arrobas.	1,785500 Milreis
18 ⁵⁶ / ₅₇	517728 „	2,637700 „
18 ⁵⁷ / ₅₈	404271 „	2,071100 „

also durchschnittlich per Jahr 14,799072 Pfund.

Markte von Buenos Aires gilt er das Doppelte von den brasilianischen Sorten. Von den letztern ist die in der Provinz Rio grande gewonnene „Erva missionaria“ genannte ebenfalls sehr geschätzt. Sie stammt grösstentheils von den einst künstlich von den Jesuiten angelegten Matepflanzungen. Die geringste Sorte ist die aus der brasilianischen Provinz Paraná, die über den Hafen von Paranaguá ausgeführt wird. Man unterscheidet auf dem Markte die Erva mansa oder caamini und Erva caauána; letztere ist ausserordentlich bitter und stammt jedenfalls von einer von der *Ilex paraguayensis* verschiedenen *Ilexart* ab, doch soll auch diese, wenn der Strauch künstlich gepflanzt wird, eine sehr gute Mate liefern. Die verschiedenen Matesorten unterscheiden sich durch ihren Geschmack ebenso sehr wie die verschiedenen Kaffeesorten und ein gewiegter Matetrinker gibt nach den ersten Zügen ganz genau das Vaterland der Erva an. Es ist mir in den La Platastaaten mehrmals vorgekommen, dass mein Hauswirth, um sich recht freundlich zu zeigen, ein Extrasäckchen yerba aus geheimem Winkel hervorholte, um mir etwas Vorzügliches anzubieten, ähnlich wie bei uns eine Extraflasche vom „guten Alten“ aus dem Keller geholt wird, um einen Gast zu ehren.

Das Einsammeln der Blätter geschieht in Brasilien auf die möglichst einfache Weise. Die Zweige des Strauches werden abgeschnitten, auf Holzgerüsten über offenem Feuer gedörst und dann in Körbe oder Säcke verpackt. Es ist aber durchaus nicht gleichgültig, welches Holz zum Feuer verwendet wird, denn manche Arten, besonders harzige und solche, die starken Rauch erzeugen, geben dem Mate einen höchst unangenehmen Beigeschmack. Die so verpackten Blätter und Zweige der Provinz Paraná werden nach der Küste gebracht und in Paranaguá oder Antonina weiter verarbeitet. Haben sie während des Transportes Feuchtigkeit angezogen, werden sie nochmals geröstet. Der getrocknete Mate wird nun in ein Stampfwerk gebracht, das genau den nämlichen Mechanismus hat wie die gewöhnlichen Gerberlochstampfen, und hier durch schwere keulenförmige Stössel zu einem ziemlich feinen Pulver zerstampft; aber nur die Blätter und feinen Zweige können pulverisirt werden, die gröbern

Zweige, bis zur Dicke des Kieles einer Schwanenfeder (selbst bis zu Fingerdicke), werden nun zu Stücken von $\frac{1}{2}$ —2 Zoll Länge zerschlagen und mit dem Pulver zusammen in Ochsenhäute verpackt. Zu diesem Zwecke werden die rohen Häute eingeweicht, an den Seiten glatt geschnitten, der Länge nach, die Haarseite nach aussen, überschlagen und an den beiden Längsseiten mit einem Lederstreifen zu einem Sacke (Surron) zusammenge-
näht, dann noch nass in einen hölzernen Rahmen gespannt und der Mate in demselben mit hölzernen Handstösseln so fest als möglich eingestampft. Ist der Sack voll, so wird er ebenfalls zu- und eine lederne Handhabe darangenäht. Wenn die Häute trocknen, so ziehen sie sich so fest um den Mate zusammen, dass derselbe später nur mit Werkzeugen herausgenommen werden kann. Das Gewicht eines solchen Sackes beträgt sporco 4 bis 5 Arrobas und hängt natürlich von der Grösse der zum Emballiren verwendeten Haut ab.

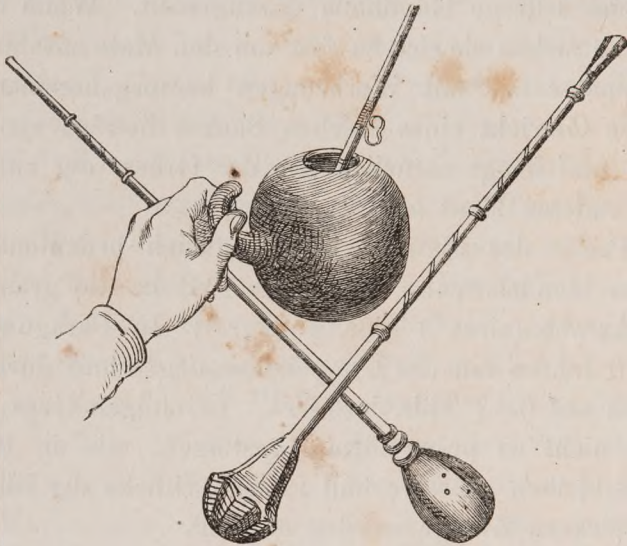
Die Preise des Mate variiren natürlich bedeutend wie die einer jeden Handelswaare. Ich zahlte 1861 in Rio grande 5 Milreis per Arroba (circa 3 Thlr. 20 Sgr.¹⁾ In Paraguay ist sein Preis in 10 Jahren um das Doppelte gestiegen und dürfte gegenwärtig sich auf 6—7 Thlr. beziffern. In einigen Gegenden wird der Mate nicht so pulverkörnig gestossen, wie in Paranaguá, sondern es bleiben grössere und kleinere Stücke der Blätter ganz und die stärkern Zweige werden entfernt.

Die Bereitung des Mate ist durch die Erzählungen vieler Reisenden schon ziemlich bekannt. In ein Gefäss mit schmaler Oeffnung werden nämlich die pulverisirten Blätter und Zucker gethan, siedendes Wasser daraufgegossen und der Thee dann durch ein Röhrchen eingeschlürft. Das Gefäss ist in der Regel

¹⁾ Die Preise von Paranaguá waren folgende:

18 ⁵³ / ₅₄	1850	Reis	pro	Arroba
18 ⁵⁴ / ₅₅	2200	„	„	„
18 ⁵⁵ / ₅₆	4132	„	„	„
18 ⁵⁶ / ₅₇	5276	„	„	„
18 ⁵⁷ / ₅₈	3356	„	„	„
18 ⁵⁸ / ₅₉	3356	„	„	„

eine eigenthümliche Kürbisart, deren Stil den Henkel bildet ¹⁾; oben wird ein Loch ausgeschnitten, die Samen und das eingetrocknete Fruchtfleisch herausgenommen, das Ganze gut gereinigt und wiederholt mit siedendem Wasser ausgebrannt. Ausserdem werden sie oft schwarz gefärbt und zuweilen mit ziemlich rohen Gravirungen verziert. Das ist die gewöhnlichste und am allgemeinsten verbreitete Art des Gefässes. In Brasilien heisst es „Cuya“. Ausserdem gibt es aber noch unzählige Arten von ähnlichen, ebenso reichen als eleganten Gefässen. Ich habe deren



Die Bombilla.

aus Glas, aus Porzellan, aus Marmor, aus Alabaster u. s. f. gesehen und besitze ein sehr zierlich gearbeitetes aus einer Palmenfrucht. In den La Platastaaten und in Chile wird mit diesen Gefässen zuweilen grosser Luxus getrieben.

Das Röhrchen, die „Bombilla“, um den Thee aus dem Gefässe zu saugen, ist an seinem untern Ende blasenförmig erweitert und von feinen Löchern durchbohrt, damit der pulverförmige

¹⁾ Sonderbarerweise hält es ausserordentlich schwer, in Europa diese Form von Kürbissen zu ziehen. Ich habe viele Samen davon vertheilt und immer sind gewöhnliche Flaschenkürbisse daraus geworden.

Thee nicht mit eingeschlürft wird. Statt dieser siebförmigen Erweiterung haben viele Bombillas eine feingeflochtene korbähnliche hohle Halbkugel zum nämlichen Zwecke. Die Bombillas sind entweder aus Weissblech oder hübsch aus Silber gearbeitet und messen mit dem meistens etwas abgeplatteten Mundstücke 7 bis 8 Zoll in der Länge. In Brasilien werden Bombillas aus den Halmen einer Grasart verfertigt; das Körbchen ist aus Pflanzenfasern fein geflochten, in der Mitte des Rohres ist ein Strohring durch braune Rohrrinde befestigt. Zuweilen werden am Röhrchen noch bunte Seidenfasern eingeflochten. Eine solche Bombilla kostet nur 20—40 Reis, hat aber auch keine Dauer, da das Körbchen sehr leicht abbricht, lässt sich auch viel schwerer reinigen als metallene. Der Vendeiro in Cananéa schenkte mir ein Dutzend solcher Saugröhrchen, von denen der grösste Theil nach sehr kurzer Dauer untauglich war.

Die Kürbiscuya und die Bombilla sind auf Reisen ausserordentlich bequem, da sie nur einen geringen Raum einnehmen, und dem, der mit ihrem Gebrauche vertraut ist, geradezu unentbehrlich. Ich habe auf meinen Reisen, wenn ich kein Mate mehr hatte, den gemahlenen Kaffee mit Zucker in den Cuya geschüttet, siedendes Wasser darauf gegossen und den vortrefflichsten Kaffee mit der Bombilla getrunken. Auch den chinesischen Thee habe ich oft so bereitet und das unbequeme Mitschleppen von Thee- und Kaffeemaschinen vermieden.

Um den Mate zu bereiten, füllt man die Cuya wenigstens zu $\frac{1}{3}$ mit Erva mate an, giesst Zucker darauf und dann das siedende Wasser. Jedesmal wenn das Gefäss ausgetrunken ist, gibt man Zucker und Wasser nach, der Thee kann, ohne erneuert zu werden, drei- bis viermal infundirt werden. Als Regel gilt, dass man keine frischen Blätter nachzugeben braucht, solange sich beim Aufgusse auf der Oberfläche noch Schaum bildet. Der ausgelaugte Rückstand in der Cuya heisst Caycué. In den La Platastaaten, in der Campaña, wird der Mate auch ohne Zucker getrunken, „mate simarron“; er ist ungemein bitter und es braucht lange Zeit, sich an dessen Genuss zu gewöhnen.

Giesst man statt Wasser siedende Milch auf den Erva mate,

so erhält man ein angenehmes, sehr sättigendes Getränk. Es wurde mir einigemal Mate angeboten, der mit siedendem Wasser und Branntwein zu gleichen Theilen aufgegossen war, und ich gestehe, dass einige Züge davon nach erschöpfenden Strapazen bei eisiger Kälte wunderbar stärken.

In mehrern Theilen Brasiliens, selbst bei manchen Familien in Rio de Janeiro, wird der Paraguaythee auf eine ganz andere Weise bereitet. Man bedient sich nämlich zum Aufgusse der ungestampften Blätter, wirft diese in eine gewöhnliche Theekanne, darauf eine hinreichende Menge Zucker und auf diesen eine glühende Kohle, dann erst das siedende Wasser. Es schmeckt angenehm, aber durch diese Procedur bedeutend verschieden von dem auf gewöhnliche Weise bereiteten.

Die Pampasindianer in den La Platastaaten sieben die gestossenen Blätter, mischen sie mit Zucker und *kauen* sie, statt sie im Aufgusse zu verwenden. In Buenos Aires lernte ich auch noch eine andere Art von Anwendung der Erva mate kennen. Mit Eigelb und etwas Salz zusammengerieben, soll sie ein treffliches Mittel sein, einen künstlichen Ausschlag hervorzurufen und daher als Derivativ oft sehr wichtige Dienste leisten können.

Anfangs behagt der Genuss des Mate dem Europäer nicht besonders; am allerwenigsten die Art und Weise, wie er siedendheiss durch die heisse Metallröhre, die dem an diesen Genuss nicht Gewohnten schon bei der blossen Berührung die Lippen verbrennt, eingeschlürft wird. Bei den ersten Versuchen müssen Lippen, Zunge und Gaumen harte Feuerproben ausstehen. Ebenso wenig behagt dem Fremden der Gebrauch, den Mate in Gesellschaft zu trinken, wobei die Calabasse mit der Bombilla von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gereicht wird und wobei es zuweilen sonderbar unappetitliche Kostgänger gibt. Ich kenne viele Europäer, die jahrelang in den La Platastaaten lebten und sich nie mit dem Genusse des Mate befreunden konnten, während andere ihm leidenschaftlich ergeben sind und ihn dem Thee und Kaffee weit vorziehen. Seit mehrern Jahren trinke ich täglich statt des Frühstücks Mate und möchte ihn nur ungern missen.

Die Wirkung des Mate fällt mit der des Thees und Kaffees so ziemlich zusammen. Wie alle narkotischen Genussmittel, erregt er das Nervensystem, vermindert das Gefühl des Hungers und hebt bei häufigem Genusse das Bedürfniss nach andern soliden Nahrungsmitteln so ziemlich auf. Dass ein sehr starker Gebrauch des Mate (eine Unmässigkeit im Genuss desselben, wenn man will) wie zuweilen angegeben wurde, Abgeschlagenheit, Unruhe und Müdigkeit verursachen soll, habe ich weder an mir beobachtet, noch auch von andern exacten Beobachtern bestätigt gefunden. Ich möchte überhaupt sehr davor warnen, immer gleich aus wenigen Beobachtungen allgemeine Schlüsse zu ziehen. Weil übermässiger Genuss von Wein den einen oder andern sehr traurig und zum Weinen geneigt macht, so kann man eben nicht behaupten, dass dies die allgemeine Wirkung des übermässigen Genusses von Wein sei; die Sucht, massgebende Autorität zu sein, hat schon manchen auf falsche Fährte geführt.

Wir besitzen einige chemische Analysen vom Paraguaythee. Nach denselben enthält der Mate 1,25 % Caffein (von Stenhouse darin entdeckt), Kaffeegerbsäure (Kochleder), ein flüchtiges Oel, Eiweis, Extractivstoff u. s. f. Binnen kurzem werden wir von Dr. Peckolt in Cantagallo, der grosse Quantitäten der frischen Blätter untersucht, eine neue gründliche Analyse derselben erhalten.

Man hat wiederholt die Einführung des Mate in Europa befürwortet. Ich möchte bezweifeln, dass er allgemeinen Anklang finden würde; die gewöhnliche Gebrauchsweise mit der Calabassa und Bombilla passt für unsere gesellschaftlichen Verhältnisse nicht recht und ist zu umständlich. Bloss wie chinesischer Thee infundirt, nimmt der Aufguss bald eine tief dunkelbraune Farbe an und ist nicht wohlschmeckend; nach brasilianischer Art zubereitet, verliert er sein ursprüngliches Aroma durch den angebrannten Zucker. Bekanntlich hat der König von Preussen vom Präsidenten von Paraguay Dr. Solano Lopez 5000 Pfund Paraguaythee als Geschenk erhalten und es werden mit demselben in den preussischen Militärlazarethen und anderweitig Versuche gemacht, die ohne Zweifel entscheiden werden, ob der Mate in Europa sich Bahn brechen kann oder nicht.

Es ist sehr schwer, genau zu bestimmen, wie hoch sich die Summe der jährlichen Mateproduction in Südamerika beläuft. Brasilien expedirt, wie oben gezeigt, jährlich gegen 13 Millionen Pfund, Paraguay führte 1860 bei 5 Millionen Pfund aus. Diese 20 Millionen Pfund kommen hauptsächlich in Montevideo, den La Platastaaten und Chile zur Consumption, in den übrigen süd-amerikanischen Staaten ist der Verbrauch höchst unbedeutend. Der innere Verbrauch in Brasilien übersteigt 2 Millionen Pfund nicht. Ueber den Verbrauch in Paraguay selbst stehen mir keine neuern Daten zu Gebote, man kann aber mit Bestimmtheit annehmen, dass er 20 Millionen Pfund nicht übersteigt; fügen wir noch 8 Millionen Pfund, die in Entre rios gewonnen und dort consumirt werden, hinzu, so haben wir eine jährliche Production von circa 50 Millionen Pfund Mate. Nehmen wir nun an, dass ein jeder Matetrinker täglich 1 Loth der Kräuter bedarf (eine Annahme, die für die La Platastaaten und Paraguay weit hinter der Wirksamkeit zurücksteht und für diese Gegenden auf das Doppelte erhöht werden muss), also jährlich 11 Pfund 13 Loth, so finden wir, dass sich etwa 4 Millionen Menschen des Paraguaythees als tägliches Genussmittels bedienen.

Ausser dem Paraguaythee führt Paranaguá noch Reis und Hölzer in nennenswerther Menge aus, aber beide Artikel vor 1857 in grösserer Menge als nach diesem Jahre. Die Hauptimportartikel sind europäische Industrieerzeugnisse, Weizenmehl und Zucker, die zum grössten Theile in das Hinterland abgehen. Im Jahre 18⁵⁸/₅₉ belief sich der Gesamtexport der Provinz, deren Haupthafen Paranaguá ist, auf 2,032286 Milreis, die Einfuhr aber auf 3,635945 Milreis.

Die Kirchen von Paranaguá sind durch ihre Bauart sehr auffallend, indem die Thürme die Frontispice des Schiffes kaum erreichen, bei einer sind sie sogar niedriger als jenes, was einen höchst unangenehmen Eindruck macht.

Abends 5¹/₂ Uhr lichteten wir die Anker und fuhren die Bai landeinwärts, um 1¹/₂ Stunden später wieder vor Anker zu gehen, da das Fahrwasser für Schiffe unter der Leitung eines Kapitäns wie der unserige bei Nacht nicht ganz geheuer ist. Um 6 Uhr

früh setzten wir die Reise wieder fort und erreichten fünf Viertel-Stunden später die Villa Antonina auf einer Art Vorgebirge in der Nähe der Mündung der Flüsse Cachoeira und Nhundiaguará. Der Ausschiffsplatz ist zur Ebbezeit am schlammigen Ufer sehr schlecht; ein äusserst roher Steindamm, auf dem man Gefahr läuft, die Füsse zu brechen, macht ihn nicht gerade besser. Das Städtchen, mit bewaldeten Hügeln im Hintergrunde, hat eine freundliche Lage, ist aber unbedeutend und besteht aus zwei durch Quergassen verbundene Parallelstrassen und einer langen Häuserreihe an dem mit Gras bewachsenen Hauptplatze, auf dem Pferde und Kühe weideten. Zwei Kirchen waren im Bau begriffen und eine wahrscheinlich schon seit langen Jahren begonnene steht schon wieder in Ruinen. Antonina beschäftigt sich ebenfalls stark mit dem Matehandel und besitzt mehrere theils durch Dampf, theils durch Göpel bewegte Stampfwerke. Zwischen den Bewohnern von Antonina und Paranagua herrscht grosse Rivalität und erstere setzen alles in Bewegung, um das Zollamt von Paranagua in ihre Villa zu erhalten. Sie können für ihre Forderung keinen andern Grund geltend machen, als dass Antonina der nächste Hafen von der Provinzialhauptstadt Curitiba ist. Die Entfernung von hier nach Curitiba beträgt 14 Leguas, auf sehr schlechtem Wege; besonders über die Serra soll er zeitweise ganz ungangbar sein. Das Städtchen Antonina zählt beinahe 2000 Einwohner und geniesst eines gesündern Klimas als Paranagua.

Hier verliessen die letzten Passagiere den Dampfer und ich blieb noch allein zurück, recht herzlich froh, die Gefährten los zu sein, denn sie waren mit einer einzigen Ausnahme im Grunde doch recht schmutzige Gesellen.

Um 11 Uhr dampften wir wieder von Antonina ab und langten um 1/22 Uhr in Paranagua an, wo noch einmal Frachten eingenommen wurden und ein Polizeibeamter die auf ein Minimum reducirte Passagierliste revidirte. Der Beamte brauchte für einen Kajüten- und drei Deckpassagiere das Doppelte der Zeit, in der die Hafenpolizei in Rio de Janeiro einen transatlantischen Dampfer mit mehrern Hundert Passagieren expedirt. So wurde es wieder

6 Uhr abends, ehe wir abfahren konnten, und zwar nicht weiter, als bis zum Eingang der Bai unter die Kanonen der „Fortaleza“, wo wir vor Anker gehen und den Morgen abwarten mussten, denn die Sonne war schon untergegangen und der Festungscommandant (!), der ebenfalls eine Revision an Bord vornehmen muss, ertheilte nicht mehr die Erlaubniss zum Auslaufen. Diese Formalität ist geradezu lächerlich, da der Postdampfer eine Stunde früher von der Hafenbehörde in Paranagua ordnungsgemäss abgefertigt wird. Die Besatzung der Festung bestand aus einem Hauptmann und einigen insubordinirten Nationalgarden (so nannte sie der Präsident selbst in seinem Rechenschaftsberichte). Bei Sonnenaufgang ruderte endlich der Festungscommandant an Bord, unterfertigte das nöthige Schriftstück und um 7 Uhr waren wir ausserhalb der Barre.

Die Schweinerei an Bord war wirklich unerträglich, Gesicht, Hände und Kleider des ohnehin nur mit Hemd und Hosen bekleideten Aufwärters waren geradezu ekelhaft schmutzig; der Bursche selbst frech und faul. Tisch- und Bettwäsche waren der Art, dass man nicht gern in Berührung mit ihnen kommen mochte; Besteck und Teller nie rein. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Kapitän meine Meinung in derbster Weise auszu-drücken. Natürlich nützte es nichts, denn der Mensch hatte nicht die geringste Autorität an Bord. Er war auch der grösste nautische Dummkopf, der mir noch je in meinem Leben begegnet ist. Seine gänzliche Unfähigkeit wurde mir später an Bord des Dampfers nach Montevideo bestätigt; die Offiziere jenes Schiffes konnten sich vor Staunen kaum fassen, dass Ferreira es gewagt habe, diesem Menschen sein Schiff anzuvertrauen. Einmal erschien er mit einem alten Octanten, der höchstens noch als Stiefelknecht zu gebrauchen war, auf Deck und that, wahrscheinlich um der Mannschaft zu imponiren, als ob er eine Sonnenhöhe nehmen wollte. Es war 11 Uhr vormittags; nachdem er sich in Positur gesetzt hatte und ein paarmal mit dem Spiegelschenkel über den Gradbogen hin- und hergefahren war, kam er mit der wichtigsten Miene der Welt und mit dem Instrument in der Hand auf mich zu. Auf meine spöttische Frage, was er denn

gemacht habe, erwiderte er mit dem tiefsten Ernste, er habe die Länge beobachtet (!). Ich lachte ihm geradezu ins Gesicht und sagte ihm mit dünnen Worten, er möchte doch nicht so dummes Zeug schwatzen, er habe ja gar keinen Begriff vom Beobachten und Berechnen einer geographischen Länge. „Das ist Ihre Länge, Herr“, sagte ich ihm, indem ich auf die Küste, längs der wir fuhren, wies.

Man wird vielleicht fragen, wie es denn möglich sei, dass ein solcher Mensch mit seinem Schiffe überhaupt noch seinen Bestimmungsort erreicht? Die Antwort darauf ist einfach. Es geschieht mittels sehr genauer Eselsbrücken, die ungefähr folgendermassen abgefasst sind: wenn du von Rio de Janeiro nach Santos fährst und der Dampfer macht 5 Meilen per Stunde, so nimmst du, sobald du die Barre verlassen hast, die Richtung x und fährst drei Stunden genau in derselben, dann nimmst du fünf Stunden lang die Richtung xx , dann vier Stunden die Richtung x' u. s. f. Alles ist auf das genaueste angegeben und alle Richtungen für jede der gewöhnlichen Dampferschnelligkeiten berechnet. Ein solcher Roteiro ist das Alpha und Omega dieser Kapitäne; kommen nun, wie es zuweilen geschieht, im Roteiro nicht vorhergesehene Umstände dazwischen und waltet nicht ein besonders glücklicher Stern über dem Leben der Passagiere, so geht das Schiff zu Grunde.

Um 2 Uhr nachmittags liefen wir in den Hafen von São Francisco ein und verliessen ihn, da keine Fracht einzunehmen war, um 5 Uhr abends wieder. Während unsers Aufenthaltes in der Bai hatte sich das Wetter sehr ungünstig gestaltet. Der Südwind, der schon seit einigen Tagen geweht hatte, nahm von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zu und der Kapitän wollte einen Nothhafen aufsuchen. Ich widersetzte mich dieser Absicht auf das bestimmteste, denn ich hatte die Ueberzeugung, dass bei einem solchen Versuche die Gefahr für uns weit grösser sei als auf offenem Meere, und wo wollte der unerfahrene Seemann in der rabenschwarzen, nur hin und wieder von zuckenden Blitzen erleuchteten Nacht ein Asyl für uns finden? Die morsche Cathariense keuchte langsam und mühevoll über die sich hochbäumen-

den Wogen, ächzte und stöhnte in allen Fugen, zitterte und bebte, als müsse sie im nächsten Augenblick in Trümmer gehen. Ich blieb die ganze Nacht in Sturm und Regen auf dem Radkasten stehen, zweifelnd, dass wir je Santa Catharina erreichen würden, neben mir der Kapitän, dessen einziger, immer wiederholter Trost es war, dass „das Schiff bisher immer ein glückliches gewesen sei“. Wie es glückliche Menschen *par excellence* gibt, die das Unglück unter jeder Gestalt zu fliehen scheint, so gibt es für den Seemann auch glückliche Schiffe, die allen Gefahren trotzen, in denen hundert andere zu Grunde gehen würden. Und wahrlich, die alte Cathariense musste zu den glücklichsten Schiffen gehören! Die ganze Nacht durch glaubte ich jeden Augenblick, ihr letztes Stündlein habe geschlagen und mit dem ihrigen auch das unserige; aber sie arbeitete sich glücklich durch. Mit dem ersten Morgengrauen erblickten wir die Insel Santa Catharina und warfen um 9 Uhr vormittags vor Desterro Anker.

Der Postdampfer nach Montevideo war tags vorher angekommen und heizte schon wieder zur Weiterreise. Ich hatte gerade Zeit genug, ans Land zu gehen, dort ein Billet zu nehmen und meine Effecten überschiffen zu lassen. Der Kapitän der Cathariense athmete leichter auf, als er den Riodampfer sah, und rieb sich vergnügt die Hände, als er meiner los wurde.

Um 2 Uhr nachmittags verliess ich an Bord des „Imperador“ den Hafen. Das Schiff war mit Passagieren vollgepfropft, darunter viele Offiziere mit ihren Familien nach Rio grande. Der Pampeiro, der schon in der verflossenen Nacht so stürmisch geweht hatte, dauerte noch mit Heftigkeit an. Um 6 Uhr abends versammelte der Kapitän die Passagiere, um sie zu fragen, ob er bei diesem Sturme die Reise fortsetzen oder wieder in die Bai von Santa Catharina zurückkehren solle, um dort dessen Nachlassen abzuwarten. Die Mehrzahl der Reisenden entschied für letzteres und der Kapitän selbst war sehr froh über diesen Beschluss, denn ihm selbst kam der Zustand des Schiffes nicht ganz geheuer vor. Die zehnte Nachtstunde fand den Imperador wieder in Sicherheit innerhalb der Bai.

Ich hatte meine Kojе in der grossen Kajüte und dort mein Handgepäck abgelegt. Als ich abends hinunterging, roch es dort von Kindersäure und Negerschweiss ganz unerträglich. Am Boden der Kajüte lagen etwa ein Dutzend Sklavinnen vor den Kojen ihrer Herrinnen, und doch verbietet das Schiffsreglement den Sklaven auf das strengste, sich in der Kajüte aufzuhalten. Ueber Köpfe, Beine und Arme stolpernd, gelangte ich zu meiner Kojе, in der ich eine schlafende Negerin fand. Nachdem ich sie genöthigt, das Feld zu räumen, ging ich noch einmal auf Deck, um frische Luft zu schöpfen; bei meiner Rückkehr in die Kojе lag in meinem Bette ein Negersäugling. Das war mir nun zu arg und ich beschwerte mich beim ersten Steuermannе, der auch sogleich mit herunterkam und den äthiopischen Sprössling unter obligaten Kernausrücken entfernen liess. Doch was nützte es! Leintuch und Matratze hatten schon ihre Taufe erhalten. Der Steuermann wies mir nun auf Deck eine Schlafstelle an. Es befanden sich nämlich auf Hinterdeck einige Kojen wie Hundehütten etwa 2½ Fuss hoch und mit einer Jalousiethür zum Vorschieben und gerade hinreichend gross, um einen Menschen in ausgestreckter Lage zu beherbergen. Ganz abgesehen von der Unbequemlichkeit, sind diese Hütten sogar sehr gefährlich, denn bei erregtem Meere kann eine Sturzwelle die sämtlichen Hütten und ihre Insassen vom Deck wegspülen.

Als ich den Steuermann fragte, warum er denn nicht besser darauf achte, dass das Reglement eingehalten werde, erklärte er mir geradeheraus, seinen Landsleuten gegenüber sei er vollkommen machtlos, keiner von ihnen wolle sich nach Vorschriften richten und eine Bemerkung seinerseits ziehe ihm höchstens Sottisen zu. Wenn z. B. ein Senator oder ein Deputirter einmal in den Kammern für die Subvention der Compagnie gestimmt habe und sich dann an Bord eines der Dampfer einschiffe, so betrachte er das Schiff als sein Eigenthum, erlaube sich jede Ungezogenheit und spreche allen Winken und Warnungen von seiten des Kapitäns Hohn. Er führte mir unter anderm auch das Beispiel eines „Senador do Imperio“ an, der sich an Bord eines Dampfers der nördlichen Linie die unflätigsten Unreinlichkeiten

ten erlaubt hatte und gegen den der Kapitän auf eine ebenso einfache als schonende Weise eingeschritten war. Nach Ankunft in Rio de Janeiro ruhte der Senator nicht eher, als bis er es durch Gevatterschafts- und politische Einflüsse dahin gebracht hatte, dass der Kapitän seines Commandos entsetzt wurde. Die Fremden alle, fügte er hinzu, berücksichtigen die Verordnungen und ich will lieber mit 50 Ausländern an Bord verkehren, als mit fünf von meinen Landsleuten. Auf meine Bemerkung, dass sich aber die Brasilianer auf den europäischen Postdampfern doch den Reglements fügen müssen, erwiderte er mir: Ich möchte, dass alle Passagiere unsers Dampfers zuerst eine Lection auf den europäischen erhalten hätten; dort sehen sie, dass ein Kapitän seinen Warnungen augenblicklich Nachdruck gibt und fügen sich daher ohne Widerrede; das können wir nicht, wenn wir nicht heute oder morgen auf den Sand gesetzt sein wollen.

Der Imperador gehörte der privilegierten Companhia Brasileira dos Paquetes de Vapor, die eine regelmässige Dampfschiffahrt zwischen Pará und Montevideo, mit Berührung der wichtigsten Häfen des Reiches, nämlich: Maranhão, Ceará, Natal, Parahyba do Norte, Pernambuco, Maceio, Bahia, Rio de Janeiro, Santa Catharina zweimal monatlich unterhält. Aber trotzdem diese Linie einen sehr grossen Personen- und Waarenverkehr zwischen diesen vermittelt, fabelhafte Frachten- und Personenpreise bezieht und eine jährliche Staatssubvention von einer Million und achtzigtausend Milreis (über 3 Mill. Franken) geniesst, ist sie vielleicht die am schlechtesten organisirte Dampfergesellschaft der ganzen Welt. Die Schiffe sind in der Regel in solch erbärmlichem Zustande, dass man nicht weiss, ob man mehr über die Unverschämtheit der Administration, über die unverantwortliche Nachlässigkeit der Seebehörden, die solche Wracks auslaufen lassen, oder über den Muth der Seeleute, die sich auf ihnen einschiffen, staunen soll. Die Passagiere sind natürlich meistens im Dunkeln über den Zustand der Fahrzeuge, denen sie ihr Leben anvertrauen. Der obenerwähnte Ausdruck „schwimmende Gräber“ passt auf sie fast in ebendem Maasse, wie er auf die Ferreira'schen Dampfer passte. Thatsache ist es z. B.,

dass im Jahre 1860 der „Brasil“ in See stach mit einem Lecke, der durch Kalk und Lehm verstopft war! 1861 konnte einmal die „Princeza de Joinville“ auf ihrer Rundreise nach Norden keine Passagiere mitnehmen, so gefährlich war ihr Zustand!

Ich möchte nicht in den Verdacht der Uebertreibung fallen und will daher wörtlich citiren, was ein sehr bekannter brasilianischer Publicist *Tavares Bastos* in seinen „*Cartas do Solitario*“ im *Correio mercantil do Rio de Janeiro* über diese privilegierte Compagnie sagt: „Theils morsche, theils kleine Schiffe, schlecht bemannt, schlecht commandirt ¹⁾, ohne Reinlichkeit, ohne Pünktlichkeit; eine möglichst schlechte Direction, ein Dienst ohne Regelmässigkeit, eine ausserordentliche Regierungsunterstützung, theuere Frachten, exorbitante Passagierpreise, das sind die Resultate eines grossen Monopols, welches blos zum Besten einiger Actionäre und Unternehmer besteht und welches nur bestehen kann, weil in diesem Lande alle Misbräuche Wurzel schlagen und blühen!“

Am 14. Mai um 7 Uhr vormittags verliessen wir unsern Ankerplatz. Die See ging zwar noch hoch, der Pampeiro lag aber in Agonie. Gewitter und Regen mit einzelnen Böen wechselten fortwährend ab. Das Wetter war so ungemüthlich wie die Reisegesellschaft und so unerquicklich wie die Nahrung an Bord, die zwar in überreichlichem Masse den Tisch bedeckte, aber meistens schon kalt servirt wurde. Ein seekranker Passagier klagte mir, dass er nichts so sehr bedaure, als dass er nicht die „cobres que pagou“, d. h. sein Passiargeld, abessen könne. Der brasilianische Reisende berücksichtigt selten, dass der Passagierpreis in erster Reihe eine Vergütung für die zurückzulegende Distanz ist und das Essen erst in zweiter Linie steht, und es gibt deren sehr viele, die bei den Mahlzeiten fast Uebermensch-

¹⁾ Das Urtheil über das Commando, so allgemein hingestellt, ist zu hart und gilt eigentlich nur von Kapitänen des Gelichters eines Alcanphorado. Die meisten Schiffe dieser Linie sind von Offizieren der kaiserlichen Marine befehligt und unter ihnen sind ganz tüchtige Leute. Auch wird sicherlich gerechterweise niemand dem alten Engländer Coursell, dem Kapitän der „Apa“, den Vorwurf machen, dass er sein Schiff schlecht commandire.

liches leisten, nur um für ihr schweres Geld so viel als möglich wieder zurückzuerhalten. Auch wir hatten einige solche Exemplare am Tisch, die wol fähig gewesen wären, bei einer langen Seereise selbst auf einem gutverproviantirten Schiffe eine Hungersnoth heraufzubeschwören.

Am 15. Mai um Mitternacht langten wir bei der Barre von Rio grande an und warfen ausserhalb derselben in der Nähe des Leuchthturms Anker. Um 5 Uhr früh näherten wir uns der Barre, mussten aber um 6 Uhr wieder Anker werfen; erst um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr signalisirte uns das Wachtboot hinreichend Wasser zum Einlaufen. Der Lootse kam an Bord und führte uns über die starkerregte Barre nach São José do Norte. Drohende Wetterzeichen veranlassten den Kapitän, sobald als möglich die Reise fortzusetzen; wir blieben also, statt nach Rio grande hinüberzufahren, in Norte und kehrten nach fünfstündigem Aufenthalte abends wieder an die Barre zurück, um sie womöglich am folgenden Tage frühzeitig zu passiren. Um 7 Uhr morgens dampften wir wieder auf offener See nach Süden.

Drittes Kapitel.

Reise von Rio grande do Sul nach Rosario.

(1858.)



usser mir waren nur noch drei Passagiere an Bord des „Imperador“, ein Kaufmann aus Cujaba, der seine Einkäufe in Rio de Janeiro gemacht hatte und nun über Montevideo auf dem Wasserwege den Rio Paraguay hinauf nach seiner Vaterstadt zurückkehren wollte; ein junger Marinebeamter für das brasilianische Geschwader im La Plata; und einer der grössten Charlatane, der mir noch je vorgekommen ist. Er gab sich für einen Spanier aus und nannte sich Don Rafael Pallares, dentista del uni-

verso (Zahnarzt des Weltalls). In der Wirklichkeit war er aber ein Franzose aus den Basses-Pyrenées, scheint früher einmal Bedienter bei einem Zahnarzt gewesen zu sein und von diesem die Rudimente der Kunst gelernt, durch die Praxis aber sich auf

eine merkwürdige Weise vervollkommenet zu haben. Er hatte sich acht Monate lang in Brasilien aufgehalten und während dieser Zeit durch Zahnausreissen und den Verkauf von Mitteln gegen Zahnschmerz, Hühneraugen, Rheumatismus und von Schönheitswassern über 50000 Milreis erworben. In den Städten ritt er jeden Morgen in der Frühe in goldbetresster Phantasieuniform, von einem berittenen Diener mit einem leeren Handpferde begleitet, auf die besuchtesten Plätze, liess die Zahnleidenden sich in den Sattel des letztern setzen, stellte sich hinter dieselben auf zwei Pferde und riss ihnen so unentgeltlich die Zähne aus. Die Neuheit der Sache zog ein ungeheures Publikum an, das den Kram zu ausserordentlichen Preisen kaufte. In Privatwohnungen operirte D. Rafael nur gegen sehr hohes Honorar. Oft nahm er an einem Tage 4—500 Milreis ein. In einer brasilianischen Stadt wurde er jeden Tag wegen unerlaubten Verkaufes von Medicamenten um 25 Milreis gestraft, es lag ihm aber wenig daran, denn seine Einnahme überstieg täglich das Zehnfache der Strafe; die Polizei ihrerseits war mit dem regelmässigen Tribute zufrieden, untersagte ihm aber den Verkauf nicht. Der Mensch konnte weder lesen noch schreiben, weder ordentlich französisch, spanisch oder portugiesisch sprechen, machte aber doch vortreffliche Geschäfte.

Wir setzten 38 Stunden lang unter Sturm und Regen, Hagel und Nebel und bei empfindlicher Kälte unsere Reise fort und glitten am 18. Mai nachts um 9 Uhr langsam zwischen den Schiffen, deren Masten und Takelwerk fast gespensterhaft links und rechts emporragten, in die weite Bai von Montevideo. Ueber uns wölbte sich ein sternenheller Himmel, vor uns lag hellerleuchtet die Stadt und hinter derselben thürmten sich schwere, schwarze Wolken wie ein riesiges Gebirg auf, von Minute zu Minute von zuckenden Blitzen zerrissen. Ein bengalisches Feuer an Bord des „Imperador“ zeigte dem brasilianischen Geschwader die Ankunft des brasilianischen Postdampfers an und erleuchtete einige Secunden lang mit magischem Lichte den todtenstillen Hafen.

Am folgenden Morgen erschien die Sanitätsvisite am Schiffe.

Der Sanitätsarzt übergab dem Bootsmann eine Art Polypenzange, mit der dieser den vom Kapitän von der Schiffstreppe hinuntergereichten Gesundheitspass ergriff und denselben auf die Versicherung, dass an Bord alles gesund sei, dem Arzte übergab. Dieser legte den Pass auf den Boden des Bootes, bestreute ihn von allen Seiten mit einem desinficirenden Pulver und eröffnete ihn dann mit zagender Hand. Wir konnten aus diesem Manöver leicht unser Schicksal errathen. Es wurden uns acht Tage Quarantaine decretirt. Unser Gesundheitspass war kein „ganz reiner“, denn am Tage der Abfahrt des Imperador von Rio de Janeiro waren dort noch zwei Erkrankungen am Gelben Fieber vorgekommen. Das Postfelleisen des Dampfers wurde sogleich in eine im Sanitätsboote befindliche Reinigungskiste gelegt und dort desinficirt.

Ich will hier nicht den Werth oder Unwerth der Quarantainen untersuchen; diese Frage ist schon zur Genüge nach allen Seiten ventilirt worden; ich erlaube mir nur für diesen speciellen Fall eine Bemerkung. Die Intoxicationsdauer des Gelben Fiebers erstreckt sich nicht über fünf Tage; wenn also ein Schiff aus einem Hafen ausläuft, in dem die Epidemie fast als erloschen zu betrachten ist, acht Tage in See bleibt und während dieser Zeit kein einziger Krankheitsfall an Bord vorkommt, so kann mit voller Sicherheit das Schiff für gesund erklärt werden. Die Sanitätsbehörde in Montevideo war aber anderer Ansicht; für sie schien die Fieberintoxication eine Dauer von 14—16 Tagen zu haben. Ueberdies war sie sehr inconsequent. Den Reisenden von Buenos Aires legte sie 12 Tage Quarantaine auf, weil dort das Fieber stark grassirte, denen von Rio de Janeiro nur 8 Tage, weil es in der brasilianischen Hauptstadt schwächer war. Aber die Reisenden von Rio de Janeiro sind bei ihrer Ankunft in Montevideo schon 8 Tage lang vom Fieberherde entfernt, die von Buenos Aires nur 14 Stunden lang; um also beide gleichzustellen, müsste entweder erstern eine Quarantaine von 6 Tagen oder letztern eine von 13 Tagen auferlegt werden.

Um 10 Uhr holte uns ein von einem Italiener geführtes, gelbbewimpeltes Boot ab. Der gewöhnliche Quarantaineplatz ist

die „Ratteninsel“ oder die „Isla de la libertad“, wie sie auch pompöser heisst; ein kleines, flaches, steiniges Eiland mit einem nichtsbedeutenden Fort und einem sehr nothdürftigen Lazareth. Da dieses aber schon überfüllt war, so wurden wir nach der Bergfestung (Fortaleza del Cerro) am westlichen Ufer der Bai beordert. Als wir an der Ratteninsel vorüberfuhren, erblickten wir daselbst eine solche Menge von Leidensgefährten, dass wir sehr zufrieden waren, nicht dort bleiben zu müssen, denn die Räumlichkeiten schienen in keinem richtigen Verhältnisse zu der grossen Anzahl von Quarantainepassagieren zu stehen. Dies wurde mir auch später bestätigt und bittere Klagen über Mangel an Raum, über die Nahrungsmittel, Unreinlichkeit u. s. f. geführt. Als wir uns nach einstündiger Fahrt dem Ufer näherten, wurden wir von einer Schildwache ad hoc bedeutet, in gemessener Entfernung vor Anker zu gehen. Drei Stunden lang mussten wir nun im Regen und bei schneidend kaltem Winde hier im offenen Boote warten, ehe uns die Erlaubniss zur Ausschiffung ertheilt wurde. Vor uns lag das Ziel unserer Bestimmung, die kleine Festung auf der Spitze eines ziemlich hohen, die ganze Gegend dominirenden Hügels. Endlich kamen zwei auf ungeheuer hohen Rädern ruhende, von je drei Maulthieren gezogene Karren an das Boot gefahren. Unsere Effecten wurden übergeladen, wir mussten uns hoch oben hinauf setzen und so ging es nun zum Wasser hinaus aufs feste Land und eine Strecke weiter, bis uns die Fahrt auf dem holperigen Wege auf dem hohen Koffergerüste endlich zu viel wurde. Wir stiegen ab, um den Berg auf dem kürzesten Wege zu ersteigen. Gleich sprengte die Schildwache hinter uns her, um uns mit geschwungenem Säbel zu escortiren und zu verhindern, dass wir ja mit keinem Menschen in Berührung kämen. Der Bursche sah malerisch aus in rothem Poncho, blauer Chiripá ¹⁾, hohen zerrissenen Stiefeln und einem mächtigen Pallasch in der Faust auf einem zaundürren Klepper.

¹⁾ Dieses Kleidungsstück besteht aus einem grossen länglich viereckigen Stück Zeug, einer Art Poncho, der mit einer der schmalen Seiten um die Mitte des Leibes geknüpft und dann von vorn nach hinten zwischen den Füßen durch-

Als wir in der Festung ankamen, blickte uns eine Menge schadenfroher Gesichter von den Wällen entgegen. Es waren die Passagiere des englischen Postdampfers „Camilla“ von Rio de Janeiro, die tags vorher Quartier bezogen hatten und ebenfalls 12 Tage hier oben bleiben sollten. Der Commandant Oberstlieutenant D. Pascual Dias versprach uns, sein Möglichstes zu thun, um uns unsere Lage so wenig unangenehm als möglich zu machen, er konnte aber eigentlich gar nichts thun. Er wies uns vier Passagieren des Imperador ein Gemach an, das eher als ein Loch für Hunde oder Schweine bestimmt zu sein schien als für eine menschliche Wohnung. Statt eines Fensters befand sich in der Mauer eine nothdürftig mit einem Balken geschlossene Luke; die Thür ohne Schloss war nach allen Dimensionen zu klein, der Fussboden mit Ziegeltrümmern belegt, die einst weissen Wände, ekelhaft beschmutzt, die Decke den Einsturz drohend. Für jeden stand ein Bett da mit einer elenden Matratze, einem Kopfpolster von unbeschreiblicher Ekelhaftigkeit und einer schmuzsteifen wollenen Decke. Bett- und Handtücher als Luxusartikel fehlten. Für sämtliche Passagiere war ein zerbrochenes Waschbecken vorhanden. Durch die Decke und die Luke regnete es auf unser Lager, dass wir uns oft nicht mehr zu helfen wussten, und zu alledem wurden wir von Ungeziefer fast aufgefressen. In andern Ländern werden Verbrecher kaum schlechter behandelt.

Das Quarantaineleben ist immer höchst unangenehm und lästig, weil man Gefangener ist, selbst unter günstigen Verhältnissen und in einem wohleingerichteten Lazareth; wie viel mehr aber hier, wo alle Einrichtungen provisorisch waren, wo es an allem und jedem mangelte, das Leben nur einigermaßen erträglich zu machen, wo statt Ordnung und Reinlichkeit unflätiger Schmutz das Panier führte.

gezogen und hinten am Kreuz beim ersten Knoten durchgesteckt wird. Nicht nur die Landleute im allgemeinen tragen dieses sonderbare Kleidungsstück; es macht selbst einen Theil der Uniform aus. Ueber dessen Zweckmässigkeit und Bequemlichkeit lässt sich kaum streiten.

Jedes Lazareth soll täglich von einem Arzt besucht werden. Das fand man in Montevideo überflüssig. Unser Commandant hatte den Auftrag, falls eine Erkrankung vorkomme, Flaggensignale zu machen. Da aber unser Felsennest fast immer in Nebel gehüllt war, so hätten Tage verstreichen können, ehe ein Aesculapsjünger erschienen wäre.

Die Fortaleza del Cerro ist ein verlottertes Fort, das einstens vielleicht einige gute Dienste geleistet haben mag, dann aber als Befestigung aufgegeben und zu einem Leuchthurm mit gut eingerichteten drehenden Feuer bestimmt wurde. Auf den halbverfallenen Wällen stehen einige vernagelte Kanonen, liegen Laffettentrümmer, Kugeln der verschiedensten Kaliber, Kugelzieher und dergleichen herum. Am Fusse des Berges dicht am Ufer liegen vier Saladeros, in denen während der Schlachtzeit täglich 12—1500 Stück Rinder getödtet und eingesalzen werden. Der Ostwind brachte uns immer einen pestilenzialischen Geruch der faulenden Eingeweide u. s. f. herauf.

Der Commandant der Festung, wenn man den mit unserer Beaufsichtigung betrauten, zwei Mann Wache commandirenden Oberstlieutenant D. Pascual Dias, so nennen darf, war ein alter Spanier, der nach Beendigung des Napoleonischen Halbinselkriegs nach Südamerika geschickt wurde und nun hier die Unabhängigkeitskriege zuerst in den Reihen der Königlichen, dann in denen der Patrioten mitmachte. Er kannte das spanische Südamerika sehr genau, hatte viel erlebt und dabei ein bewunderungswürdiges Gedächtniss, liess jedoch bei seinen Erzählungen seiner Phantasie mehr als billig die Zügel schiessen. Als guter Quarantainecommandant trug er die Festungsschlüssel stets in der Tasche mit sich und wollte jemand von draussen mit ihm sprechen, so commandirte er auf 15 Ellen Entfernung halt und nahm die Mittheilung entgegen. Ich hatte mich seiner besondern Gunst zu erfreuen und wurde von ihm alle Abende zum Mate in sein Zimmer eingeladen.

Wir hatten schaudervolles Wetter, dichte Nebel, sodass man kaum zehn Schritt weit sehen konnte, Regen, die die Betten in unserm Gemache unter Wasser setzten, und so wüthende



Zu IV, 175.

Montevideo von der Fortaleza aus gesehen.

Stürme, wie ich sie nur am Cap Horn noch toller erlebt habe. „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen“, uns aber brachte es nur noch rasendere Stürme, wir konnten uns bloß kriechend, dicht an die Mauer gedrückt, über die Wälle bewegen. Als ich abends vom Zimmer des Commandanten über den Wall zurückkehren wollte, war es mir geradezu unmöglich; der Sturm schleuderte mich mit solcher Heftigkeit gegen die Mauer, dass ich, nicht unerheblich am Arme verletzt, wieder zu D. Pascual zurückkehren und die Nacht bei ihm zubringen musste. Fünf Tage lang dauerte diese tolle Wirthschaft, den sechsten heiterte sich der Himmel auf und nun genossen wir einen wahrhaft entzückenden Anblick auf die dicht mit Schiffen besetzte Rhede.

Die ersten paar Tage war die Nahrung einfach, aber gut, dann verschlechterte sie sich bei jeder Mahlzeit mehr und mehr. Zuletzt wurden uns nur faules Fleisch und gänzlich verdorbene Würste vorgesetzt; wir wiesen sie zwar unter kräftigem Protest zurück, wurden aber dadurch zum unfreiwilligen Hungern gezwungen. Der Restaurateur hatte durchaus keine Entschuldigung für sein Verfahren; denn er konnte täglich frischen Proviant im Ueberflusse beziehen, wenn er nur wollte. Am achten Tage erschien endlich zur allgemeinsten Befriedigung die Sanitätsvisite zu unserer Erlösung. Sie bestand aus einem sehr läppischen italienischen Arzte und einem zuvorkommenden und gebildeten Adjutanten der Hafenbehörde (Capitania del Puerto), dem sogleich die Klagen über den Restaurateur mitgetheilt wurden; er versprach genaue Untersuchung und machte noch in unserer Gegenwart dem Wirth die heftigsten Vorwürfe. Nun kam es noch zu einigen höchst unerquicklichen Scenen infolge der unglaublich unverschämten Forderungen des Restaurateurs, der für jede Person beinahe das Dreifache von dem verlangte, was in den besten Hotels von Montevideo bezahlt wird. Ein Italiener warf dem Wirth das Geld vor die Füße, spuckte ihm ins Gesicht und überschüttete ihn mit den derbsten Grobheiten; aber nichts vermochte dessen stoischen Gleichmuth zu erschüttern; die Grobheiten steckte er ein, das Geld hob er auf und das Gesicht wischte er sich mit seinem Aermel ab. Nur einmal kam er in

einige Aufregung, als ihm Rafael Pallares erklärte, er habe kein Geld mehr, und ihn ersuchte, er möchte ihm 2—3 Tage Credit geben, dagegen aber von seinen Effecten, was er nur wünsche, als Pfand zurückbehalten. Der Zahnkünstler, auf den goldenen Boden seiner Praxis, aber nicht auf die Quarantäne rechnend, hatte bei seiner Abreise aus Brasilien sein Geld in einer Bank in Rio grande do Sul deponirt und nur wenige Thaler über den Passagepreis behalten. Der Wirth wollte unter keiner Bedingung auf ein solches Uebereinkommen eingehen, und um neue heftige Auftritte zu vermeiden, zahlte ich auf Bitte des D. Rafael, der trotz seines unübertrefflichen Charlatanismus eine ehrliche Haut war, die Zeche für ihn. Den zweiten Tag nach unserer Ankunft in Montevideo ritt er zum ersten male um 8 Uhr morgens aus, suchte mich um 2 Uhr nachmittags in meinem Gasthofs auf, um mir das Geld zurückzuzahlen und seinen Verdienst zu zeigen. Er hatte in den fünf Stunden nicht weniger als 87 Dollars eingenommen.

Am Strande erwartete uns der Italiener, der uns hergeführt hatte, mit seinem Boote. Da der Wind noch sehr heftig wehte, so zogen die meisten Passagiere es vor, sich zu Wagen nach der Hauptstadt zu begeben; wir vertrauten auf unsern geschickten Bootsmann, hatten aber eine lange und stürmische Ueberfahrt. Im Hafen wurden unsere Effecten einer sehr strengen Untersuchung unterzogen; dann begaben wir uns ins Hôtel de l'Europe, einen vortrefflichen, von einer lebhaften, thätigen Französin musterhaft gehaltenen Gasthof.

Es war den 25. Mai, der Tag, an dem die Republik Uruguay ihre Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft durch ein Volksfest feiert. Aber welch ein Volksfest war das in der Hauptstadt des Freistaates! Vom trüben Himmel drohten düstere unheilverkündende Wolken, auf der ganzen Bevölkerung lastete der schwere Druck der Revolution und des Terrorismus. Die Strassen waren fast unheimlich menschenleer. Abends wurde ein öffentliches Gebäude auf dem Hauptplatze spärlich illuminirt und in der „Calle del Cerrito“ spielte eine Militärmusikbande vor der Privatwohnung des Präsidenten Perreiras in Gegenwart von

ein paar Dutzend Parteigänger der niedersten Volksklassen, die auch jedem Stücke einige Hurrahs nachbrüllten.

Während der Regierung Perreira's, des von den Blancos (Weissen) erwählten Präsidenten, hatte die politische Gegenpartei, die Colorados (Rothen), unter Anführung des D. Cesar Dias, viermal das Banner der Revolution erhoben und war vor kurzem gründlich geschlagen worden. Perreira liess 28 Offiziere und politische Führer seiner Gegner erschiessen und alle Fremden, die meisten Italiener, die sich an Dias angeschlossen hatten und gefangen genommen wurden, ermorden. Man sagte den Gefangenen, sie könnten sich zerstreuen und nach Hause zurückkehren, dann aber jagte Perreira's Cavalerie auf ein gegebenes Zeichen hinter ihnen her, hetzte sie wie Wild, stach sie mit Lanzen todt oder schlachtete sie mit Messern auf das grausamste ab. Noch lagen ihre Leichen unbeerdigt als Frass der Aasgeier in den Campos. Perreira hatte sich während der ganzen Feier des 25. Mai nicht öffentlich gezeigt, aus Furcht, eine italienische Kugel möchte seine grausame That rächen, denn die Erbitterung der in der Republik so sehr stark vertretenen Landsleute der Ermordeten gegen ihn hatte schon den höchsten Grad erreicht.

Die schwach erleuchteten Strassen Montevideos erinnerten an den Vandalismus eines halbcivilisirten Volkes. Im Jahre 1857 war, das Gelbe Fieber aus Brasilien nach dieser Stadt eingeschleppt worden, was bei dem so häufigen Verkehre dieses bedeutenden Hafenplatzes mit dem nördlichen Nachbarlande, in dem schon seit sieben Jahren die Epidemie herrschte, sehr erklärlich war, und hatte ziemlich bedeutende Dimensionen angenommen. Das souveräne Volk fand in der Gasbeleuchtung die Ursache des Fiebers und zerstörte die Gaslaternen. Die hochweise Regierung, unterstützt von einer blödsinnigen Sanitätscommission, sanctionirte diese unvernünftige Handlung und liess die Gasbeleuchtung gänzlich beseitigen.

Montevideo liegt auf einer nach Osten die grosse ziemlich geschützte Bai begrenzenden Landzunge. Die Stadt ist in dem gewöhnlichen Stile der spanisch-amerikanischen Städte gebaut, in dem sich die Strassen nach jeder Seite in gleich grossen Ent-

fernungen unter rechtem Winkel kreuzen und so einen viereckigen Häusercomplex, eine sogenannte Quadra, zwischen je vier Kreuzungspunkten einschliessen. Die Hauptgebäude der Stadt sind die Kathedrale mit ihrem röthlichen Schiffe und den weissen Thürmen, die Douane, das grosse Spital, das Theater von Solis u. s. f. Von den Privatwohnungen sind viele in sehr geschmackvollem Stile aufgeführt. Die Bevölkerung soll 45000 Seelen nicht übersteigen, darunter fast $\frac{1}{4}$ Ausländer, besonders Brasilianer, Spanier und Italiener.

Der Handel von Montevideo ist beträchtlich, könnte aber noch viel bedeutender sein, wenn die politischen Verhältnisse der Republik geregelt wären und nicht fast ununterbrochene Revolutionen die Productionskraft des Landes lähmen würden. Die bedeutendsten Export- und Importgeschäfte liegen auch hier in Händen von englischen und deutschen Kaufleuten. Die Engländer haben ihre eigene Kirche, in der auch die Deutschen (mit Erlaubniss Lord Clarendon's) protestantischen Gottesdienst halten dürfen. Als ich in Montevideo war, versah Dr. phil. Otto Woysch die Functionen eines protestantischen Geistlichen der Deutschen.¹⁾

In wissenschaftlicher Beziehung bietet Montevideo nichts dar. Ich besuchte das Museum und die Bibliothek. Sie sind in einem ehemaligen Staatsgebäude aufgestellt, dem sogenannten „Fuerte“, das einst in Geldnöthen während einer Belagerung einem Engländer verkauft, von diesem aber der Regierung wieder vermietet wurde. Ob es als das, was sein Name bezeichnet, je Dienste geleistet hat, weiss ich nicht; heute ist es so baufällig, dass es wol bald verlassen werden muss.

Das Museum ist eine kaum erwähnungswerthe Rumpelkammer; die Bibliothek ist ebenso unbedeutend. Bücher historischen, medicinischen und theologischen Inhalts, wechselnd mit französischen Romanen, alles in bunter Reihe und ohne die geringste

¹⁾ Dr. Woysch ist seitdem nach Preussen zurückgekehrt und hat ein Buch: „Mittheilungen über das sociale und kirchliche Leben in der Republik Uruguay“, veröffentlicht.

Ordnung. Einige ältere spanisch-amerikanische Geschichtswerke machen den werthvollsten Theil dieser sogenannten Nationalbibliothek aus.

Ich suchte mir statistische Nachweise über die Republick zu verschaffen, aber mit sehr geringem Erfolge; denn von competentester Seite wurde mir versichert, dass in allen Regierungsbureaux die grösste Unordnung herrsche und dass selbst die dort über diesen Gegenstand vorhandenen Documente nicht den geringsten Anspruch auf Genauigkeit machen können. Seit die Banda Oriental aufgehört hat, als „Provincia Cisplantina“ einen integrirenden Theil des brasilianischen Kaiserreichs auszumachen und sich nach langjährigem, hartnäckigem Kriege infolge der Friedensratificationen den 4. Oct. 1828 als Republik Uruguay constituirt hat ¹⁾, haben fast ununterbrochen Bürgerkriege den Freistaat zerfleischt, seine Entwicklung gehemmt und in allen Regierungsgeschäften eine namenlose Unordnung zurückgelassen. Diese Bürgerkriege wurden stets mit unglaublicher Erbitterung und einer wahrhaft vandalischen Grausamkeit geführt. Die besten physischen und geistigen Kräfte fielen ihr als Opfer. An Reibungen mit den Nachbarstaaten fehlte es ebenso wenig, wobei diese stets ein verhältnissmässig leichtes Spiel hatten, indem sich ihnen jedesmal eine der nie fehlenden revolutionären Parteien zur Unterdrückung der herrschenden Regierung anschloss. Besonders gaben Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten längs der Grenzen der Provinz Rio grande do Sul und der Banda Oriental sowol der brasilianischen Regierung als auch der von Uruguay fast ununterbrochen Anlass zu gegenseitigen Reclamationen und kriegesischen Demonstrationen. Von seiten der republikanischen Regierung wird dabei mit wenig Staatsklugheit, aber mit um so mehr blinder Leidenschaftlichkeit gehandelt. So liess diese im Jahre 1864 infolge solcher Differenzen auf öffentlichem Platze von Montevideo sämtliche seit 1852 mit Brasilien abgeschlossene Verträge durch den Henker verbrennen! Die unausbleibliche Folge dieser schwer

¹⁾ Die Constitution wurde von den Schutzmächten England und Brasilien am 24. Mai 1830 approbirt und am 18. Juli beschworen.

beleidigenden, völkerrechtswidrigen Handlung war eine Kriegserklärung von seiten Brasiliens. Den brasilianischen Streitkräften schloss sich die aufständische Partei des Generals Flores (die sogenannten Colorados) an; sie nahmen nach mehrtägiger hartnäckiger Vertheidigung durch Sturm die verhältnissmässig starke Festung Payssandú am Rio Uruguay und blokirten Montevideo, das im Februar 1865 capitulirte, worauf Friede geschlossen wurde. Dies nur die neueste Episode aus fünfundzwanzigjährigem Staatsleben der Republik, die während dieser ganzen Zeit nie zwei Jahre lang ununterbrochen innern Frieden genoss.

Der Staat Uruguay zählt auf ungefähr 5000 Quadratlegoas Flächeninhalt zwischen 260—280000 Einwohner, von denen die Hälfte Ausländer sind. Unter diesen befinden sich über 24000 Italiener und zwischen 6—7000 Deutsche. Nach officiellen Angaben, in die man jedoch, wie schon bemerkt, nur geringes Vertrauen setzen darf, belaufen sich die Immobilwerthe der Republik auf 274 Millionen Duros (Dollars), von denen die Hälfte im Besitze der Ausländer; dagegen aber sollen von dem auf 190 Millionen Duros veranschlagten Werthe des beweglichen Eigenthums volle vier Fünftel den Ausländern angehören. Die fremde Bevölkerung Uruguays hat im allgemeinen, je nach ihrer Nationalität, bestimmte Beschäftigungskreise. Engländer und Deutsche treiben vorzüglich den Engroshandel, letztere auf dem flachen Lande Agricultur; die sehr zahlreich vertretenen Franzosen sind meistens Handwerker, Wirthe, Detailhändler; die Basken, die in grosser Zahl vertreten sind, haben ihren Wirkungskreis hauptsächlich in den Saladeros (die wir schon in der Provinz Rio grande do Sul unter dem Namen Xarqueadas haben kennen gelernt ¹⁾), oder auf den Landgütern (Estancias), auf denen Viehzucht getrieben wird. Die Italiener leben besonders in den Städten, besitzen Schenken und kleine Verkaufsläden mit Lebensmitteln; die Genuesen unter ihnen sind meistens Bootführer. Die portugiesischen Ilheos cultiviren Gemüse. Die Sklaverei ist seit 1843 aufgehoben.

¹⁾ Bd. IV, S. 6.

Der Staat ist in 13 Departements eingetheilt, deren Hauptorte grösstentheils sehr unbedeutend sind; nur am Río de la Plata und längs des Uruguay liegen einige wichtigere und volkreichere Städte und Dörfer.

Das Klima ist gesund. Der aus Brasilien kommende Reisende findet es kühl; mir kam es, allerdings an sehr unfreundlichen Maitagen, empfindlich kalt vor und ich nahm oft sehr gern zum Kamin oder leichten Ofen, der fast in jedem Hause gefunden wird, meine Zuflucht. Das Klima dürfte so ziemlich dem der Pyrenäischen Halbinsel entsprechen.

Bis in die neueste Zeit bildet die Viehzucht den fast ausschliesslichen Reichthum des Landes. Die Rinderheerden werden in den Saladeros des Landes selbst geschlachtet oder (wie die aus den nördlichen Departements) nach der benachbarten Provinz Rio grande do Sul verkauft, um in den dortigen Xarqueadas aufgearbeitet zu werden. Die Stuten (yeguas, Stutenheerden) finden ebenfalls ihre Endbestimmung in den Saladeros; die Walachen und Maulthiere werden auf den Markt von Sorocaba in der brasilianischen Provinz São Paulo getrieben.¹⁾ Seit einer Reihe von Jahren hat man der Schafzucht mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Gegenwärtig besitzt die Provinz bei 4 Millionen Schafe mit einer jährlichen Wollproduction von nahezu 6 Millionen Pfund. Die Verhältnisse des Landes sind der Schafzucht besonders günstig; sie wird voraussichtlich in Zukunft einen ungemein grossen Aufschwung nehmen und eine Hauptstütze des Nationalreichthums werden. Für Veredelung der ordinären einheimischen Schafe ist durch Einführung hochfeiner Böcke von mehrern europäischen Grundbesitzern Wesentliches geschehen. Der Durchschnittspreis der ungewaschenen Uruguaywolle beträgt gegenwärtig in Montevideo 4 spanische Thaler per Arroba zu 25 Pfund oder ungefähr 22 Thlr. preuss. Cour. per Centner. Einzelne Schafzüchter erzielen jetzt schon von ihrem veredelten Producte beinahe das Doppelte dieses Preises. Die Erhaltung der Schafe, von denen ein einziger Schäfer durchschnittlich

¹⁾ Bd. IV, S. 120.

12—1500 Stück unter seiner Obhut hat, ist bei dem trefflichen natürlichen Weideland, das jahraus jahrein benutzt wird, eine sehr geringe, da die europäische Schafzucht so ungemein vertheuernde Weide- und Stallfütterung ganz wegfällt. Freilich ist auch der Preis des Fleisches ein sehr geringer, was jedoch kaum in Betracht kommt, wenn die Preise der Wolle durch rationell betriebene Veredelung steigen. Eine bessere Verwerthung des Fleisches als gegenwärtig wird sich aber voraussichtlich ebenfalls erzielen lassen. Die Schafzüchter von Uruguay sollten bei ihren Veredelungsversuchen nur die Erzielung einer guten mittelfeinen Wolle im Auge behalten.

In neuerer Zeit ist in der deutschen Presse vielfach zur Gründung deutscher Ackerbaugesellschaften zum selbständigen Betriebe der Schafzucht in Uruguay aufgefordert worden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass in der deutschen Schafzucht ein grosser Umschwung zur Nothwendigkeit geworden ist und sich auch schon vorbereitet hat, da durch die jetzt schon ausserordentlich grosse transatlantische Wollproduction die groben und mittelfeinen Sorten Europas die Concurrenz der überseeischen nicht mehr mit Nutzen für die Producenten werden aushalten können. Die Wollproduction auf theuerm Boden und bei kostspieliger Fütterung und Pflege muss jedenfalls jener weichen, die auf den möglichst wohlfeilen Erzeugungskosten basirt. Zudem gebietet das stets sich steigernde Bedürfniss nach Cerealien und Fleisch, die in ihrem Nutzen von Jahr zu Jahr mehr zurückgehende deutsche Schafzucht stark zu reduciren und sie auch insofern zu modificiren, dass die Erzeugung von Wolle in zweite Linie, die von Fleisch in erste Linie zu stehen kommt. In staatsökonomischer Hinsicht ist zweifelsohne eine stets sich steigernde überseeische Wollzucht wünschenswerth, und es ist ebenso gewiss, dass Uruguay und die La Platastaaten alle Bedingungen vereinigen, um in nicht allzu ferner Zeit den ganzen europäischen Bedarf an gewissen und gerade den am meisten verlangten Wollsorten zu decken. Dass aber jetzt schon der Zeitpunkt gekommen sei, um deutsche Kapitalien im grossen Massstabe auf derartige Unternehmungen im Staate Uruguay zu ver-

wenden, wird gewiss jeder ruhige Beobachter der dortigen Verhältnisse entschieden in Abrede stellen. Solange ein Staat von Bürgerkriegen derart zerfleischt ist wie Uruguay seit 30 Jahren und solange erst noch geregelte Zustände geschaffen werden müssen, um dem Leben und Eigenthum die nöthige Sicherheit zu garantiren, solange kann man auch vernünftigerweise der Anlage deutscher Kapitalien in einem sonst voraussichtlich gewinnbringenden Unternehmen das Wort nicht reden. Es hängt übrigens von dem Willen und Geschmacke des einzelnen ab, sein Geld in gewagten Speculationen zu verwenden, aber von jenen, die dem grössern Publikum solche Unternehmungen empfehlen, darf man billigerweise verlangen, dass sie der strengsten Wahrheit gemäss auch deren Schattenseiten offen darlegen, statt sie gewissenlos zu bemänteln.

Die Agricultur ist im Staate Uruguay bis vor wenigen Jahren auf Unkosten der Viehzucht gänzlich vernachlässigt worden. Der Gaucho, der wilde Sohn der Pampa, bindet sich nicht leicht an die Scholle, um sie mit dem Pfluge aufzureissen und sich der friedlichen Beschäftigung des Ackerbaues zu widmen. Seine Pferde, seine Rinder sind ihm sein Alles; nur das unstete, herumschweifende Leben behagt seinem unruhigen wilden Sinne. Erst seit die deutsche Einwanderung nach den Pampas Wurzeln gefasst hat, ist der Anfang gemacht worden, dem reichen Boden seinen Tribut an Feldfrüchten abzugewinnen. Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, dass auch die Deutschen bald mehr Geschmack an der weniger beschwerlichen Viehzucht finden und, dem Gaucho nachahmend, lieber zum Sattel als zum Pfluge greifen. Ein sehr gefährlicher Feind der Agricultur sowol in Uruguay als in den La Platastaaten ist die Wanderheuschrecke, die in manchem Jahre dem Landmann seine Erntehoffnungen gänzlich zerstört.

Das Haupterzeugniss der uruguayischen Landwirthschaft ist Weizen. Bis 1854 wurde kaum der eigene Bedarf gedeckt. Von 1855—60 reducirte sich die fremde Mehleinfuhr auf ein Minimum und 1862 wurden bereits gegen 40000 Scheffel Getreide von vorzüglicher Qualität ausgeführt. Ausser Getreide werden

Kartoffeln, Batatas, Taback, Erdnüsse, Hanf, Lein und ganz vortreffliche Gemüse gepflanzt. Der Zucht der Seidenraupen wurde ebenfalls einige Aufmerksamkeit geschenkt, auch wird etwas Cochenille mittelmässiger Qualität an wildwachsenden Cacteen gewonnen.

Aus dem Mitgetheilten geht hervor, welche einheimischen Producte die hauptsächlichsten Exporthandelsartikel von Uruguay bilden. Es sind: Rinder, Pferde und Maulthiere, ferner die Producte der Saladeros als: lufttrockenes Fleisch (Charqui), gesalzene und trockene Häute, Fett und Unschlitt, Klauenöl, Hörner, Rosshaare, Knochen, Knochenasche, Wolle und Getreide, während die vorzüglichsten Importartikel aus europäischen Manufacturen: Holz, Kohlen, Eisen, Herva Maté, Kaffee, Zucker und andern Colonialwaaren bestehen. Ueber Montevideo geht auch ein grosser Theil der Exportartikel der Republik Paraguay.

Durch den auch in wissenschaftlichen Kreisen ehrenvoll bekannten königlich preussischen Geschäftsträger in den La Platastaaten Hrn. v. Güllich wurde ich mit mehrern Familien bekannt und hatte besonderes Interesse an dem Umgange mit Dr. Castellanos, ehemaligem Minister des Aeussern, einem kenntnissreichen, angenehmen Manne. Durch und durch Parteimann, waren mir seine Mittheilungen über das politische Leben des Freistaates, seine unglücklichen Revolutionen, die Erbitterung, mit der sie durchgeführt werden, der tödliche Hass zwischen den zwei grossen Fractionen der Colorados und Blancos, von denen jene sich hauptsächlich auf das Landvolk, diese aber auf die Städtebewohner stützen, in vielen Beziehungen neu und belehrend. Ich erlangte auch die Ueberzeugung, dass, wenn Männer wie Dr. Castellanos so sprechen und mit so tiefinniger Ueberzeugung ihr politisches Programm durchzuführen entschlossen sind, an eine Consolidirung der politischen Zustände der Republik nicht zu denken ist und dieselbe kaum anders als durch gänzliche Vernichtung der einen Partei wenigstens für eine Reihe von Jahren eine gewisse zur glücklichen Entwicklung des Landes durchaus nothwendige Stabilität erlangen werde.

Die Nachrichten, die der aus Buenos Aires eingelaufene

Postdampfer „Pampero“ aus jener Stadt brachte, denen zufolge ein neuer Ausbruch des Krieges zwischen Buenos Aires und den übrigen Provinzen der Argentinischen Republik unter der Führung des Generals Urquiza als nahe bevorstehend angekündigt wurde, bestimmten mich, Montevideo sobald als möglich zu verlassen, um womöglich noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten das Innere der La Platastaaten zu erreichen. Da der Postdampfer sechs Tage lang in Quarantäne liegen bleiben musste, so benutzte ich gern das freundliche Anerbieten des damaligen Chefs des brasilianischen Geschwaders vor Montevideo, Hrn. Jesuino Lamego da Costa, an Bord eines seiner Schiffe, das er mit Depeschen nach Buenos Aires sandte, die Reise dahin zu machen.

Gegen Mittag des 31. Mai verliess ich an Bord der Corvette *Ipiranga* die Rhede von Montevideo; das Schiff ist ein feiner Segler, hat eine Hülfschraube von 70 Pferdekraft und eine Besatzung von 70—80 Köpfen. Es war mit sieben 32-Pfündern armirt. Ich vermisste an Bord die Reinlichkeit, Ordnung und strenge Disciplin, wie ich sie z. B. später auf der brasilianischen Corvette *Paraense* zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Commandant sowie die übrigen Offiziere zeichneten sich durch lebenswürdige Zuvorkommenheit aus; ersterer stellte mir sogleich einen Theil seiner eigenen Kajüte zur Verfügung.

Die Entfernung von Montevideo nach Buenos Aires beträgt 120 Seemeilen; man durchschneidet direct von Ost nach West die Mündung des La-Plata-Stromes. Bei einbrechender Nacht erreichten wir den 45 Seemeilen von Montevideo gelegenen Ponton, ein grosses Wachtschiff, bei dem Lootsen aufgenommen und abgegeben werden, denn die Schifffahrt von hier nach Buenos Aires bietet, besonders bei niedrigem Wasserstande, für Schiffe von beträchtlichem Tiefgange grosse Schwierigkeiten und das Senkblei muss daher auch als steter Führer dienen. Um 6 Uhr früh ankerten wir auf der Aussenrhede von Buenos Aires und fuhren um 9 Uhr im grossen Bogen auf die Innenrhede. Die Schiffe ankern nämlich vor Buenos Aires in zwei Reihen, die von geringerem Tonnengehalte näher an der Stadt auf der Innenrhede, die grössern ein paar Seemeilen entfernt auf der Aussenrhede.

Die Witterungsverhältnisse des Monat Mai waren am La-Plata sehr abnorm gewesen. Zuerst eine solche Trockenheit und infolge derselben ein so niedriger Wasserstand, dass die Schiffe der Innenrhede gänzlich im Trocknen standen und die Aussenrhede zum Theil so wenig Wasser hatte, dass z. B. ein schwedischer Kapitän von der Stadt bis zur Treppe seines Barkschiffes ritt. Die Verbindung mit Montevideo blieb während dieser Zeit mehr als 14 Tage lang gänzlich unterbrochen. Dann folgten unerhörte Regengüsse in Entre Rios und Paraguay und ein derartiges Anschwellen der Flüsse Uruguay und Paraná, dass der Rio de la Plata zu einer Höhe anschwell, wie er sie, nach Angabe der öffentlichen Blätter, seit 1807 nicht mehr erreicht hatte. Auf unserer Fahrt hatten wir eine bedeutende Anzahl grösserer und kleinerer schwimmender Inseln (Camelotes) getroffen, oft nur von einigen Quadratfuss gross, oft aber von sehr bedeutendem Umfange mit Bäumen und Sträuchern besetzt. Es waren theils unterwühlte und vom Hochwasser losgelöste Uferstücke, meist aus Entre Rios, theils zu Haufen zusammengeschobene Bambusen und Gestrüppe. Die Journale von Buenos Aires veröffentlichten viele Berichte über die Ueberschwemmungen. Schlangen und Rehe sollen in grosser Zahl in der Nähe der Stadt ans Land geschwemmt worden sein; auf einer der Inseln trieb eine todte Unze den Strom hinunter, auf einer andern eine lebende, die in der Nähe von Palermo landete und in der dortigen Umgegend eine Zeit lang unter dem Vieh arge Verwüstungen anrichtete.¹⁾

Bis vor wenigen Jahren hatte Buenos Aires keinen eigentlichen Landungsplatz. Sehr hochräderige Karren fuhren tief in den Strom hinein, oft bis dicht an die Schiffe der Innenrhede, und nahmen dort die Ladungen und Passagiere in Empfang, um sie ans Land zu bringen. Die Construction dieser Karren und die Art ihrer Bespannung ist eine eigenthümliche und man ist

¹⁾ Es wird erzählt, dass bei der grossen Ueberschwemmung von 1807 vier Unzen auf Camelotes des Nachts bei Montevideo landeten und sich am Morgen zum Schrecken der Bevölkerung in den Strassen der Stadt herumtrieben (Woodbine Parish).

leicht versucht, ihr auf den ersten Anblick Zweckmässigkeit abzusprechen; die Erfahrung hat aber ihren Werth sanctionirt. Der Wagenführer steht häufig auf dem Sattelpferde und der Deichsel, welche ebenso hoch als der Rücken der Zugthiere ist, die oft bis weit über die Brust im Wasser in den Strom hineinfahren müssen. Den mit einer solchen Ausschiffung verbundenen Uebelständen wurde in neuerer Zeit durch den Bau von zwei grossen Hafendämmen abgeholfen. Der eine, „Muelle de la Capitanía del Puerto“, war bei meiner Anwesenheit schon dem Verkehre übergeben, der andere, von bedeutenderer Länge, der von dem grossartigen neuen Zollhause abgeht (Muelle de la Aduana), war der Vollendung nahe. Es ist nur zu wünschen, dass die Dauer dieser zweckmässigen und schönen Brücken dem ungemein grossen Kostenaufwande ihrer Herstellung entsprechen möge.

In dem vortrefflichen Hotel Labastide fand ich durchaus europäischen Comfort, also einen ungemein grossen Abstand von den besten Gasthöfen Brasiliens. Buenos Aires steht in dieser Beziehung weit über Rio de Janeiro. Die Stadt macht nicht nur von der Stromseite auf dem etwas erhöhten grünen Ufer, durch ihre vielen Kirchen und schönen grossen Gebäude, sondern auch, wenn man sie betritt und später in ihrem Detail kennen lernt, einen sehr günstigen Eindruck. Buenos Aires gebührt die Krone unter allen Städten der Westküste Südamerikas. Die schon bei Montevideo erwähnte rechtwinkelige Kreuzung der Strassen und die dadurch bedingte Eintheilung der Häuser in gleiche viereckige Gruppen (Manzanas oder Cuadras) zeigt unter allen spanisch-amerikanischen Städten die grösste Regelmässigkeit.¹⁾ Ich gebe daher hier eine Copie von Armarino's Stadt-

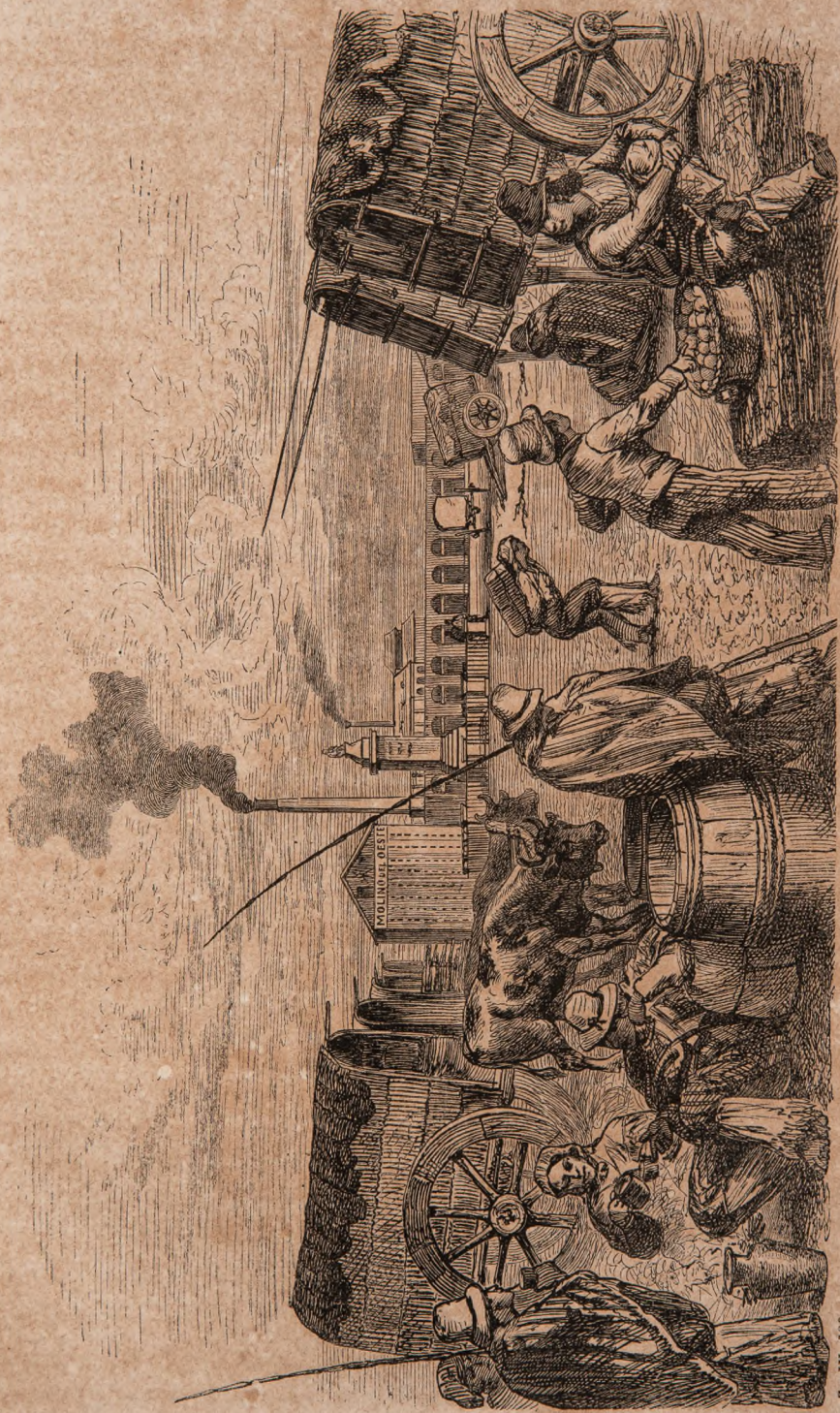
¹⁾ Das Gesetzbuch für die überseeischen spanischen Besitzungen, „El código de Indias“, schrieb den Gründern von Städten diese Art von Anlage vor und bestimmte als Regel, dass sich die Strassen in je 150 Varas (Ellen) Entfernung rechtwinkelig kreuzen sollen. Eine jede Häusergruppe (Manzana oder Cuadra) soll nach dieser Vorschrift einen Flächenraum von 9000 Quadratvaras einnehmen. Auch bei den Städten zweiten und selbst bei vielen dritten Ranges wurde diese Vorschrift befolgt. Die Regelmässigkeit der Cuadras wird jedoch durch Terrainverhältnisse und andere Zufälligkeiten oft mehr oder weniger beeinträchtigt, besonders in den vom Hauptplatze oder Stadtcentrum entfernten Quar-

plan von Buenos Aires gewissermassen als Typus für alle Hauptstädte der südamerikanischen Republiken, da das ebene Terrain die Regelmässigkeit der Anlagen nicht beeinträchtigt. Nur in Einem Punkte wurde bei der Gründung von Buenos Aires von der allgemeinen Regel abgewichen. Gewöhnlich nimmt nämlich bei allen diesen Städten der Hauptplatz (plaza mayor) mehr oder weniger das Centrum der Stadt ein. Bei Buenos Aires hingegen ist dieser, der Doppelplatz Victoria und 25. de Maio, ganz an das östliche Ende der Stadt gerückt. Diese Abweichung ist leicht erklärlich; sie wurde durch den Strom bedingt, in dessen Nähe man den Hauptplatz verlegen wollte. Von diesem geht fast schnurgerade nach Westen die Hauptstrasse von Buenos Aires, die „Calle de Rivadavia“, so benannt zu Ehren des ersten Präsidenten der Union der La Platastaaten Dr. D. Bernardino Rivadavia; sie ist etwas breiter als die übrigen und hat insofern eine locale Bedeutung, als sie für alle die von Norden nach Süden kreuzenden Strassen einen Abschnitt für ihre Benennung bildet. Von den in dieser Richtung verlaufenden Strassen ist die neunte vom Strome an gerechnet ebenfalls etwas breiter und heisst von Norden bis zur Calle de Rivadavia „Calle del buen Orden“, in ihrer Fortsetzung nach Süden „Calle de las Artes“.

Die Strassen von Buenos Aires sind nicht gerade besonders breit und die meisten mit unregelmässigen Granitstücken von der Insel Martin Garcia belegt. Bis vor wenigen Decennien waren sie ungepflastert, und die Schilderungen, die Woodbine Parish in seinem bekannten Werke ²⁾ von denselben macht, geben einen eigenthümlichen Begriff von ihrem damaligen Zustande. Die Trottoirs sind schmal und im ganzen ebenfalls nicht musterhaft gut. Nach südamerikanischer Sitte lässt man Damen und Be-

tieren. Da auch die Bauart der Häuser in spanisch-maurischem Stile mit flachen Dächern in den meisten dieser Städte so ziemlich übereinstimmt, so haben sie eine grosse Aehnlichkeit untereinander und alle einen gewissen Charakter von Monotonie.

²⁾ Buenos Aires and the Provinces of the Rio de la Plata. Second édition. London 1852 (ins Spanische übersetzt von Justo Maeso. Buenos Aires 1852. 2 Bände, mit werthvollen Noten und Beilagen des Uebersetzers Maeso).



Mercado de 11. de Setiembre.



Plaza de la Victoria.

gleiter, gegen die man Rücksichten beobachtet, stets auf der Häuserseite der Trottoirs gehen. Eine vortreffliche Gasbeleuchtung, die jedoch nicht wie jene von Montevideo dem Gelben Fieber weichen musste, gehört zu den Vorzügen der Stadt. Die Benennung der Strassen wurde wiederholt abgeändert. Nach der neuen Nomenclatur führen sie meistens Namen der Schwesterrepubliken, der wichtigsten Schlachten und anderer Ereignisse des Befreiungskrieges. Die elegantesten Verkaufsgewölbe haben sich in der Calle del 25. de Maio und in der Calle del Perú concentrirt. Auch für die Häuser gilt im allgemeinen Woodbine Parish's Urtheil nicht mehr; sie haben in neuerer Zeit, dank dem Einfluss der Fremden, an Eleganz im Aeussern und an Comfort im Innern bedeutend gewonnen. Ueberhaupt soll der Aufschwung der Stadt seit dem Sturze von Rosas' Schreckensherrschaft ein ganz ausserordentlicher sein.

Die Stadt zählt 15 öffentliche Plätze (Plazas y Mercados), von denen manche eine wahre Zierde der Stadt sind. Auch in dieser Beziehung steht Buenos Aires sehr hoch über der Hauptstadt des brasilianischen Kaiserreichs. Den ersten Rang unter diesen öffentlichen Erholungsorten nimmt die nahe am östlichen Ende der Stadt gelegene „Plaza de la Victoria“ ein. Ihre vier Seiten werden gebildet: nach Norden von der schönen, eigenthümlichen Hauptkirche mit ihrer Colonnade, dem erzbischöflichen Palaste und dem Teatro de la Victoria; nach Westen durch das grosse Rathhaus (casa de justicia, cabildo); nach Süden durch eine Häuserreihe, unter der sich ein Bogengang (Portal) hinzieht; nach Osten durch einen schönen grossen Porticus (Recoba), der diesen Platz von der nebenanliegenden ebenfalls grossen, aber weniger hübschen Plaza del 25. de Maio trennt. Ein zweites Portal in der Mitte dieses Bogenganges stellt eine Verbindung zwischen diesen beiden Plätzen her. In der Mitte der Plaza de la Victoria erhebt sich ein bescheidener Obelisk, auf dessen Spitze die Siegesgöttin steht. An dem entgegengesetzten Ende der Calle de Rivadavia liegt der Marktplatz des 11. Sept. (Mercado del 11. de Setiembre), auf den die Landleute ihre Producte zum Verkaufe bringen. Besonders in den schönen Morgenstunden

bietet er viele malerische Scenen und Gruppen, die nicht verfehlen, das lebhafteste Interesse des fremden Besuchers von Buenos Aires zu erregen. Von den übrigen öffentlichen Plätzen erwähne ich nur noch die „Plaza del Parque“, ein angenehmer, als Spaziergang zu benutzender, mit Bäumen beplanzter Platz, ungefähr in der Mitte des nördlichen Theils der Stadt. Hier ist auch die Anfangsstation des ersten argentinischen Schienenwegs.

Ausser den schon angeführten öffentlichen Gebäuden sind noch erwähnenswerth die grossartige Douane, die Münze, das schöne palastähnliche Gebäude der Sociedad filarmónica, das Teatro de Colon. Von den vier Theatern der Stadt (Victoria, Argentino, Porvenir, Colon) besuchte ich nur das Teatro de Colon. Das Haus ist von aussen schön, von innen elegant; es fasst circa 1800 Personen. Die Parterresitze sind mit rothem Leder gepolstert und werden, wie in allen südamerikanischen Städten, ausschliesslich von Männern benutzt. Stehplätze gibt es keine. Ueber den vier zum Theil an den Seiten offenen Logenreihen, damit mehr Platz für die Damentoiletten gewonnen wird, ist eine Reihe von Sperrsitzen (Casuelas), die nur für Damen bestimmt sind, über denselben ist das Paraiso (Paradies). Es würde von einer spanischen Gesellschaft ein läppisches, vieractiges Lustspiel mit der obligaten Schlussposse (Sainete) vortrefflich gespielt.

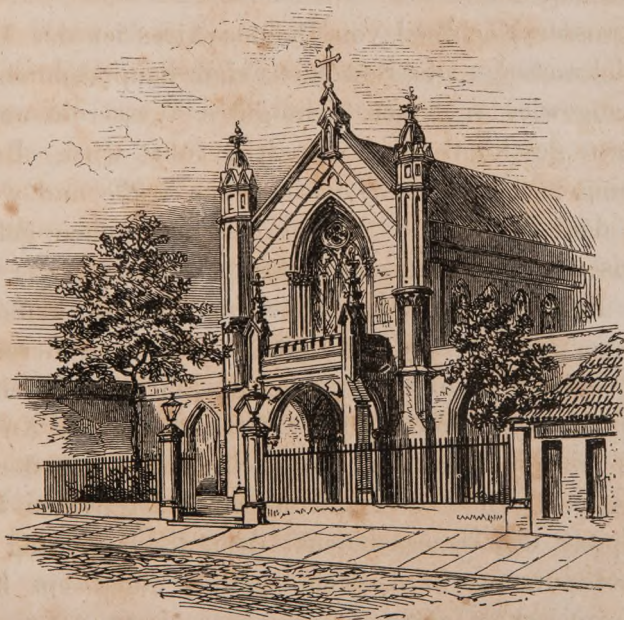
Von den 19 katholischen Kirchen und Kapellen, von denen der grössere Theil den Jesuiten ihren Ursprung verdankt, nehmen die grossartige Kathedrale und die Iglesia de N^a S^a de la Merced und San Francisco den ersten Rang ein. Die meisten Kirchen haben Kuppeln und unterscheiden sich dadurch von dem in den frühern Bänden wiederholt erwähnten Baustile der brasilianischen Gotteshäuser. Die innere Ausschmückung der meisten Kirchen ist mehr reich als geschmackvoll, zuweilen überladen und wenig der Würde des Ortes angemessen.

Der deutschen protestantischen Bevölkerung in Buenos Aires ist es gelungen, die erste Kirche ihrer Sprache und ihres Glaubens in Südamerika zu errichten. Im Juni 1842 vereinte sich eine Anzahl deutscher Protestanten zu einer Besprechung über



Plaza del Parque.

die zweckmässigsten Mittel zur Gründung einer deutschen Kirche und Schule in Buenos Aires und beschloss die Berufung eines Seelsorgers. Ein Jahr später traf dort der Geistliche A. L. Siegel ein und erhielt durch Erlass vom 18. Oct. 1843 von der Landesregierung die Erlaubniss, seine amtlichen Functionen anzutreten. Im Jahre 1845 beschloss die Gemeinde, sich der evangelischen Landeskirche Preussens anzuschliessen; 1847 kaufte sie das Terrain für die künftige Kirche. Die freiwilligen Beiträge, sowol aus Deutschland als auch insbesondere von den in Buenos Aires niedergelassenen Deutschen, ermöglichten es, am 18. Oct. 1851 den Grundstein zum Baue zu legen, der in ungefähr fünf Vierteljahren vollendet wurde. Die feierliche Einweihung fand am 11. Febr.



Die deutsche protestantische Kirche in Buenos Aires.

1853 statt. Die Kirche ist in gothischem Stile ausgeführt, durchaus edel gehalten und macht einen vortrefflichen Eindruck, der noch weit günstiger wäre, wenn sie, statt mitten in einer Häuserreihe zurückgedrängt, auf freiem Platze stehen würde. Sie ist klein, aber doch für die gegenwärtigen Bedürfnisse ausreichend gross.

Dicht neben der Kirche steht die deutsche Schule. Als ich eines Tags um die Mittagsstunde im Pfarrhause einen Besuch machte, sah ich auf dem sehr kleinen Hofe die Schüler, Knaben und Mädchen, in einer ununterbrochenen Kette paarweise herumspazieren, um frische Luft zu schöpfen. Die muntern und frischen deutschen Gesichter der nett und reinlich gekleideten Kinder machten einen sehr vortheilhaften Eindruck. Mit der Seelsorge der deutschen evangelischen Gemeinde war Hr. Pastor Schweinitz betraut. Ich lernte in ihm einen ebenso gebildeten als liebenswürdigen und gefälligen Mann kennen.

Die Engländer und Nordamerikaner vereint besitzen ebenfalls eine hübsche protestantische Kirche; die Schotten eine presbyterianische Kapelle.

Ein grosser Nachtheil von Buenos Aires ist der Mangel an gutem Trinkwasser. Die Bewohner sind hauptsächlich auf den La-Plata angewiesen, dessen nicht gutes Wasser in unförmliche Fässerkarren geschöpft in die Stadt geführt wird. Bei Stromanschwellungen (Crescipienten) ist es ganz trübe und wird allgemein vor dem Gebrauche 12—24 Stunden stehen gelassen; in vielen Häusern wird er durch Filtrirapparate gereinigt; in andern sind zwar Brunnen, sie liefern aber nur salziges, kaum geniessbares Wasser; wieder andere besitzen Cisternen, deren Wasser unangenehm fade ist und in trockenen Jahren nicht einmal den Bedarf der Hausbewohner deckt. Während meiner Anwesenheit in Buenos Aires beschäftigte man sich gerade mit der Bildung einer Actiengesellschaft zur Bohrung eines artesischen Brunnens. An der Spitze des Unternehmens, dem die Regierung die thätigste Unterstützung in Aussicht stellte, stand ein kenntnisreicher französischer Ingenieur.

Da ich mich bei verschiedenen Gelegenheiten auf das bestimmteste geäußert hatte, dass ich in der Stadt Buenos Aires selbst solche Bohrversuche für absolut fruchtlos halte, mit diesem Ausspruche aber auf heftige Opposition stiess, so wurde mir versprochen, mich au courant der Arbeiten zu halten, und ich empfang auch in der That von befreundeter Hand mehrere Mittheilungen über die ein paar Jahre später ins Werk gesetzten

Bohrungen. Hr. Sourdeaux begann im Januar 1861 in der Nähe der Kirche Piedad seine Arbeiten, bohrte daselbst monatelang fort bis zu einer Tiefe von nahezu 500 Fuss, ohne ein anderes Resultat zu erlangen, als bei 250 Fuss Tiefe auf Wasser zu stossen, welches jedoch nicht das Niveau des Bohrloches erreichte. Da die Bohrung in einer Schichte von rothem plastischen Thon, die man schon circa 200 Fuss tief durchsenkt hatte, ohne sie ganz zu durchbohren, immer mühsamer wurde, so gab man die Arbeit hier als erfolglos auf und versuchte eine Bohrung in dem circa 50 Fuss tiefer gelegenen Thale von Barraca, eine halbe Legoa südlich von Buenos Aires. Hier traf man bei 243 Fuss Tiefe auf das nämliche Wasser, das man im Bohrloche von Piedad erreicht hatte, und das sich auch in ziemlicher Quantität in hinreichender Höhe über das Bohrloch erhob. Das Wasser ist fade und enthält eine bedeutende Menge von aufgelösten Salzen (in 1000 Grammen 2,²¹ Gr. Chlornatrium, 1,³⁵ Gr. schwefelsaures Natron u. s. w.¹⁾

Die Zahl der Fremden in Buenos Aires beläuft sich auf 62—65000 Seelen. Mehr als die Hälfte von ihnen sind Italiener, die besonders den Detailhandel mit Lebensmitteln und Spirituosen betreiben und, wie in Montevideo, hauptsächlich Matrosen und Bootführer sind. Nach ihnen sind die Franzosen numerisch am stärksten vertreten. Wie überall am südamerikanischen Continent, beschäftigen sie sich auch hier hauptsächlich mit dem Detailhandel in Mode- und Quincailleriewaaren, als Handwerker (Schneider, Schuster, Hutmacher, Tischler; Tapezierer u. s. f.), als Friseure, Köche u. dgl. Engländer und Schotten sind über die ganze Provinz sehr zahlreich vertheilt. Deutsche sollen sich zwischen 2—3000 in der Stadt befinden. Der Grosshandel ruht besonders in den Händen von Deutschen, Engländern und Nordamerikanern.

Die Gesamtbevölkerung der Stadt belief sich 1858 nach

¹⁾ Hr. Burmeister in Buenos Aires hat in „Petermann's Mittheilungen“, 1863, Nr. 3, genaue Angaben über die Bohrversuche und deren Resultate veröffentlicht.

officiellen Angaben auf 109392 Individuen ¹⁾, hat sich aber seitdem sehr bedeutend vermehrt, wie überhaupt der Aufschwung von Buenos Aires insbesondere nach dem Sturze des Dictators Rosas grösser ist, als von irgendeiner andern Stadt Südamerikas, trotzdem die politischen Verfolgungen Rosas', welche eine massenhafte Emigration zur Folge hatten, und die darauffolgenden Bürgerkriege die Populationsentwicklung von Buenos Aires ungemein gehemmt und insbesondere ein auffallendes Misverhältniss zwischen den Geschlechtern hervorgebracht haben. Es wurde mir versichert, dass noch 1858 das Verhältniss der weiblichen zur männlichen Bevölkerung die in der That unglaubliche Proportion von 5:1 erreicht habe! ²⁾ Factisch sollen die Taufregister jährlich mehr weibliche als männliche Kinder nachweisen.

Als ich in Buenos Aires war, wurde eben wieder zu einem neuen Defensivkriege gerüstet. Die Stadt mit ihrem Gebiete

¹⁾ Sie waren nach den verschiedenen Sprengeln folgendermassen vertheilt:

Cathedral al Norte	9318	Einwohner.
Cathedral al Sud	12627	„
San Miguel	10582	„
San Nicolas	7756	„
Piedad	7722	„
Montserrat	16541	„
Concepcion	11402	„
San Telmo	6214	„
Socorro	7208	„
Pilar	4190	„
Balvanera	7102	„
Barracas al Norte	5750	„
Oeffentl. Anstalten	3000	„

109392 Einwohner.

¹⁾ Ein anderer ebenfalls sogenannter officieller Census gibt für Buenos Aires im Jahre 1856 zwischen 120—130000 Einwohner an, ein dritter 120000 in runder Zahl und zwar 58615 Männer und 61385 Weiber. Das Verhältniss zwischen der männlichen und weiblichen Bevölkerung scheint auch in dieser Angabe ein irriges zu sein, jedenfalls aber der Wahrheit näher zu stehen als das obenerwähnte von 5:1. Eine solche Disproportion der Geschlechter dürfte wol nur äusserst selten und infolge ganz ausserordentlicher Ereignisse, wie sie freilich ein paar Decennien lang in Buenos Aires stattfanden, eintreten. Ich erinnere mich, dass ein französischer Reisender für Santa Cruz de la Sierra in Bolivia ein ganz ähnliches Misverhältniss angab, das sich aber, wie ich mich in Bolivia überzeugte, als ein ganz irriges herausstellte.

hatte sich von der Argentinischen Conföderation, an deren Spitze damals General Urquizas stand, losgesagt und zum unabhängigen Freistaate constituirt. Nachdem die Stadt schon eine siebenmonatliche hartnäckige Belagerung ausstanden und schliesslich die feindlichen Armeen siegreich zurückgeworfen hatte, bereitete sie sich vor, einer neuen Invasion des Generals Urquiza die Stirn zu bieten. Sie blieb nicht aus und wiederum gingen die Truppen von Buenos Aires siegreich aus dem Kampfe hervor. Urquiza wurde gestürzt und Buenos Aires trat von neuem der Conföderation der La Platastaaten bei.

Der Freistaat Buenos Aires zählte 1858 auf einem Flächeninhalte von 5359 Quadratleguas 204000 Einwohner (die Bevölkerung der Hauptstadt nicht inbegriffen) die in acht Präfecturen folgendermassen vertheilt waren: 1) Präf. de Moron mit 24075; 2) Präf. de San Antonio de Areco 30876; 3) Präf. de San Nicolas 31750; 4) Präf. de Chivilcoy 33728; 5) Präf. de las Flores 21925; 6) Präf. de Tandil 10804; 7) Präf. de Dolores 13491; 8) Präf. de San Vicente 34749 Einwohner. Die wilden Indianer, über deren Zahl es bisjetzt noch nicht möglich ist, genauere Angaben zu machen, sind bei dieser Berechnung natürlich nicht mit inbegriffen. Diese Bevölkerung lieferte einen Nationalgardestand von 25000 Mann, um die Unabhängigkeit des Staates zu vertheidigen.

Von den 5359 Quadratleguas waren 344 dem Ackerbau, 5015 für die Viehzucht bestimmt. Der Viehstand belief sich (freilich nur nach annäherungsweise Schätzung) auf 4,495000 Rinder, 2,339000 Pferde und 8,423000 Schafe.

Die Feier des Fronleichnamfestes bot mir eine treffliche Gelegenheit zu einem Ueberblicke über die verschiedensten Klassen der Bevölkerung und einem Vergleich mit jener der Hauptstadt Brasiliens. Es ist nicht zu leugnen, dass ein solcher entschieden zu Gunsten von Buenos Aires ausfällt, schon aus dem einfachen Grund, weil sie nicht die bunte Farben- und Rasse-Musterkarte wie die von Rio de Janeiro zeigt. Das in Brasilien überwiegende afrikanische Element ist in der Hauptstadt der La Platastaaten sehr in den Hintergrund gedrängt. Die Zahl der Schwarzen ist gering und ebenso bilden ihre gemischten Abkömmlinge keinen

bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung. Unter den einheimischen Bewohnern sind, wie aus der Geschichte der Eroberung des Landes leicht begreiflich, die Nachkommen der Indianer und Spanier sehr zahlreich vertreten; in sämmtlichen La Platastaaten machen sie den Haupttheil der Bevölkerung aus. Der „Gaucho“ ist ein solcher Mischling, in dem bald mehr der spanische, bald mehr der indianische Typus vorherrscht. Diese Mestizen haben sich durch Jahrhunderte als solche ziemlich rein erhalten, da durch das Zurückdrängen und die im ganzen ziemlich feindselige Haltung die Indianer Verbindungen mit ihnen selten wurden, auch Heirathen mit Gliedern der reinen kaukasischen Rasse unter der Landbevölkerung nicht allzu häufig sind. Durch eine bedeutende europäische Einwanderung dürfte sich in einer Reihe von Jahren dieses Verhältniss ändern.

Die Bewohner von Buenos Aires, gewöhnlich Porteños (von Puerto, der Hafen) genannt, sind im ganzen ein hübscher Menschenschlag, die Damen durch ihre Schönheit und Grazie weit berühmt. Sie bedienen sich beim Ausgehen, was mit Ausnahme des Kirchenbesuches gewöhnlich nur abends nach Sonnenuntergang geschieht, der malerischen spanischen Tracht, und es wäre jammerschade, wenn sie durch geschmacklose französische Moden verdrängt würde. Die Männer der bessern Stände tragen sich auf europäische Art, die der niedern Klassen aber die gewöhnliche Tracht der Landbewohner, d. h. den Poncho, den Chiripa und die weissgefransten Hosen. Die in der Stadt als Tagelöhner, Handwerker u. s. f. verwendeten Gauchos nennt man Compadres (Gevatter). Durch das Diminutiv Campadritos aber wird eine eigenthümliche Klasse der Gesellschaft bezeichnet. Es sind gewissermassen verfeinerte Gauchos, die alle deren Laster und Fehler mit denen des gebildeten Argentiners vereinen. Der kleine Fuss steckt im glanzledernen Stiefel mit rothem oder grünem Schafte, die befransten Hosen, die Chiripa und der Poncho sind von feinem Gewebe; eine Rundjacke von feinem Tuche und ein hoher Filzhut vervollständigen den Anzug. So ein Compadrito macht so ziemlich den äussern Eindruck eines idyllischen Bauern unserer Bühnen. Im Betragen verschwindet aber die Idylle. Der

Compadrito ist vorzüglich Raufer und Spieler von Profession und deshalb in bessern Kreisen gemieden und selbst gefürchtet. Die Porteños sagen: Der Compadrito, der ausgeht, um sich zu unterhalten, braucht vier Sachen: einen harten Hals, eine angezündete Laterne, ein paar Pistolen und im Gürtel einen Dolch.¹⁾

Sowol das reguläre Militär als auch die Nationalgarde machen einen weit vortheilhaftern Eindruck als die nämlichen Truppen in Brasilien. Sie haben mehr militärische Haltung, sind besser uniformirt, manövriren weit präciser als diese, aber es fehlt auch ihnen an einer vollkommenen militärischen Durchbildung, was besonders bei etwas schwierigm Evolutionen recht auffallend ist.

Die Porteños sind durchschnittlich sehr talentirt. Ausgezeichnete deutsche Schulmänner, deren Instituten wiederholt Söhne angesehener Familien von Buenos Aires anvertraut wurden, versicherten mir, dass diese in der Regel zu ihren begabtesten Schülern zählen; sie sollen ganz vorzügliche Anlagen, besonders ein äusserst leichtes Auffassungsvermögen, ein treffliches Gedächtniss und scharfe Urtheilskraft, im ganzen aber wenig Fleiss und Concentration haben. Zudem besitzen sie einen solchen Grad von Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit, dass sie nach kaum halb-vollendeten Studien schon dem Wahne sich hingeben, als seien sie vollkommen durchgebildet und weiteres Lernen für sie überflüssig. Eine gewisse angeborene Trägheit, die ihnen überall hindernd entgegentritt, lässt es nicht zu, dass sie auch nach vollendeter Schulzeit durch Selbststudien für ihre weitere Ausbildung sorgen. Ein bekannter Pädagoge bemerkte mir einmal, dass, wenn die Argentinier mit ihrer grossen Begabung deutschen Fleiss und Ausdauer verbinden würden, sie auch in den meisten Wissenschaften berühmtere Männer besitzen würden. Bis-jetzt aber haben sie weder in den exacten noch in den speculativen Doctrinen wissenschaftliche Grössen aufzuweisen.

In jenen Fächern aber, die mehr Phantasie als Studium und

¹⁾ Cuatro cosas son necesarias cuando un compadrito quiere salir a tunar: un cuello duro, un farol encendido, un par de pistolas y en el cinton un puñal.

exacte Forschungen, mehr angeborenes Talent als ausdauernden Fleiss und eiserne Beharrlichkeit erheischen, haben sich mehrere Porteños ausgezeichnet und sich einen ehrenvollen Namen als Dichter und Schriftsteller erworben. Ich nenne hier den Sänger der Pampa, *Echeverría*, den sinnigen Dichter der „Cantos del peregrino“ und des „Divino infierno“, *José Mármol*, zugleich auch Begründer des historischen Romans, in der spanisch-süd-amerikanischen Literatur berühmt durch seine „Amalia“, der eine Episode aus Rosas' Schreckensherrschaft zum Vorwurfe dient und die nicht nur von historischem, sondern auch von literaturgeschichtlichem Standpunkte aus eine bedeutende Erscheinung ist ¹⁾; ferner den Autor von „Civilizacion y Barbarie“, *Domingo Faustino de Sarmiento*, den geistreichen Biographen des Generals „Facundo Quiroga“, dann *Juan Maria Gutierrez*, *José Rivero Indarte*, *Hidalgo*, *Lopes*, *Luca*, *Lafinur*, *Molina*, *Rodriguez*, *Rojas*, *Varelá* u. a. m. Einzelne Arbeiten dieser Schriftsteller bilden unbestreitbar eine Zierde der spanischen Literatur. Vor Einem haben sich jedoch die argentinischen Dichter im allgemeinen zu hüten: vor sentimentalem Pathos, vor überschwenglichen Bildern und Gefühlsausdrücken, die durch ihre überreiche Fülle und Ueppigkeit bald zur lächerlichen Prahlerei, bald zur geschmacklosen Caricatur verzerrt werden. Es fehlt der argentinischen Dichterschule noch so ziemlich an geläutertem Geschmacke und an vollendeter Formbildung, und manche ihrer Jünger verwechseln hochtönendes Wortgefüge mit dichterischem Schwunge und Reimerei mit Dichtkunst. Selbstgenügsamkeit und Mangel an gründlichem und fleissigem Studium haben auch auf diesem Felde manches Talent verhindert, sich weit über die Mittelmässigkeit emporzuschwingen.

¹⁾ Der berühmte Kenner der spanischen Literatur Dr. *Ferdinand Wolf* sagt über diesen ersten historischen Roman im spanischen Südamerika: „Der Verfasser schrieb sein Werk als Flüchtling in Montevideo und gehörte zu der von Rosas bis zur Vertilgung verfolgten Partei der Unitarier. Ein unter solchen Verhältnissen verfasstes Werk wird zwar die realistische Frische des unmittelbaren Eindruckes, aber auch die stark subjective Auffassung des mithandelnden und mitleidenden Parteimannes haben und muss, eben weil die objective epische Ruhe noch fehlt, weniger den Charakter einer freien künstlerischen Schöpfung, als den mit Erdichtungen durchwebter Memoiren tragen.“

Während der grossen politischen Gärung nach den Kämpfen der Unabhängigkeit von spanischer Herrschaft und später unter Rosas' Terrorismus war der Schulunterricht in Buenos Aires in höchstem Grade vernachlässigt und es blieb erst der Neuzeit vorbehalten, in dieser Richtung das Langversäumte einigermaßen nachzuholen. Bedeutende Verdienste erwarb sich dabei durch guten redlichen Willen, eifrige Bemühungen und ausgedehnte Fachkenntniss der schon erwähnte Schriftsteller D. Faustino Sarmiento, während meiner Anwesenheit in Buenos Aires Vorsteher des Schuldepartements (Departemento de escuelas). Sein Bestreben war vorzüglich darauf gerichtet, eine allen gerechten Anforderungen genügende Normalschule zu errichten, was ihm auch gelungen zu sein scheint. Nach Sarmiento's officiellen Angaben befanden sich 1856 in der Stadt Buenos Aires 90 Schulen und Collegien ¹⁾, die von 6790 Schülern, nämlich 3661 Knaben und 3129 Mädchen besucht wurden. Ohne Schulunterricht waren 17210 Kinder. Bei diesen Angaben nimmt Sarmiento für die Stadt eine Totalbevölkerung von 120000 Seelen an. Für die Provinz Buenos Aires (mit Ausnahme der Hauptstadt) gibt unser Gewährsmann eine Gesamtbevölkerung von 164700 Individuen ²⁾ 4122 Schulkinder (2200 Knaben, 1922 Mädchen) und 28900 Kinder, die keinen Unterricht genossen. Es würde also in der Gesamtprovinz auf je 28 Individuen 1 Kind Schulunterricht empfangen, im ganzen aber von je 4 Kindern nur 1. Es stehen mir keine neuern statistischen Nachweise über den Schulunterricht zu Gebote und ich bemerke nur noch, dass ich in die ebenangegebenen Zahlen kein volles Vertrauen setze. Es ist übrigens in den jüngstverflossenen zehn Jahren ununterbrochen rüstig an der Ausbreitung der Volksschulen und an der Vervollkommnung der höhern Lehranstalten gearbeitet worden. Die Universität

¹⁾ Im folgenden Jahre wurden noch 2 öffentliche Schulen und 15 Privatschulen und Collegien errichtet.

²⁾ Nämlich im Departement des Nordens 43182

„ „ Westens 59132

„ „ Südens 62676

von Buenos Aires (1822 gegründet), 1838 von Rosas während der französischen Blokade unter dem Vorgeben, ihre Renten zur Vertheidigung des Vaterlandes zu benöthigen, für eine Reihe von Jahren gesperrt, zählte 1858 403 immatriculirte Studenten (65 mehr als im Vorjahre), die medizinische Facultät 49 Hörer. Ein zweckmässiges, hübsches Gebäude für die Facultad de Medicina war 1858 der Vollendung nahe.

Mein erster Besuch in Buenos Aires galt dem naturhistorischen Museum, in das ich von dessen damaligem Director Hrn. Apotheker Santiago Torres geführt wurde. Es befand sich im Universitätsgebäude, einem ehemaligen Jesuitencollegium, und umfasste einen grossen Saal, einen kleinern Nebensaal und ein geheimes Zimmerchen, in dem menschliche und thierische Misgeburten etc. in Spiritus aufbewahrt werden. Als wissenschaftliche Sammlung hatte das Museum fast gar keinen Werth und enthielt nur eine kleine Partie pêle-mêle in einigen Glasschränken aufgestellter Säugethiere und Vögel, einige interessante Mineralien aus den Provinzen Catamarca und Rioja, mehrere Petrefacten aus Entre Rios und Paraguay; einige wenige Fische, Schlangenhälge und Muscheln; ein paar aegyptische Mumien, Indianeranzüge und Waffen, einige Gemälde, die Eroberung von Mexico in 23 Tafeln, theils gemalt, theils in Perlmutter einglegt, von einem gewissen Ant. Gutierrez, kurz ein echtes Raritätencabinet eines Dilettanten¹⁾, aber immerhin ein Krösus im Vergleich zum Nationalmuseum von Montevideo. Ebenso schlecht bestellt war die Nationalbibliothek, die schon zur spanischen Zeit über 25000 Bände gezählt hatte. Unter Rosas' Regierung wurden sowol sie als die Staatsarchive vom Neapolitaner „Pedro Angelis“, einem schamlosen politischen Parteigänger, unter Rosas Archivar und Redacteur des Organs des Dictators, auf die niederträchtigste Weise ihrer werthvollsten Schätze beraubt; Angelis verkaufte die gestohlenen Bücher, Manuscripte, Urkun-

¹⁾ In neuester Zeit soll sich das Museum ausserordentlich zu seinen Gunsten umgestaltet haben, seit nämlich der bekannte Zoologe Hr. Dr. H. Burmeister, früher Professor in Halle, die Direction desselben erhalten hat, und es soll gegenwärtig äusserst werthvolle palaeonthologische Schätze enthalten.

den ¹⁾ und Medaillen theils an die brasilianische Regierung, theils nach England und Frankreich.

Zur Hebung des Studiums der Naturwissenschaften wurde durch Regierungsdecret vom 6. Mai 1854 eine naturforschende Gesellschaft (*Asociacion de la historia natural del Plata*) gegründet, die sich im folgenden Jahre unter dem Präsidium des damaligen Rectors der Universität, José Barros Pazos, constituirte. Das wissenschaftliche Leben und das Streben, dasselbe durch Vereine zu heben, ist in Buenos Aires weit weniger ausgeprägt als in der brasilianischen Hauptstadt. Der Grund davon dürfte hauptsächlich darin liegen, dass früher bei den steten heftigen Parteikämpfen die Aufmerksamkeit der gebildeten Klasse weit mehr auf Politik als auf Wissenschaften gerichtet war, später aber unter Rosas das Vereinsleben mit der grössten Strenge unterdrückt wurde, sich also erst seit dem Jahre 1852 in voller Freiheit entfalten konnte. Zu Rosas' Zeiten war ausser den fanatischen Anhängern des Dictators nur den Fremden das Recht bewilligt, sich in einem Club zu vereinen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, dass kein Eingeborener Zutritt haben dürfe. Wenn ich nicht irre, behält der Club (*Sociedad de los extranjeros residentes en Buenos Aires*) auch jetzt noch diesen exclusiven Charakter. Er hat seinen Sitz in der Calle del 25 de Maio. Von vorzüglich einheimischen Mitgliedern gebildete und hauptsächlich der Unterhaltung gewidmete Vereine sind die „*Sociedad filarmonica*“ und der „*Progreso*“, beide mit splendiden Localitäten.

Ich machte dem Präsidenten der Republik, D. Valentin *Alsina*, einen Besuch und fand in ihm einen feingebildeten, angenehmen und zuvorkommenden Mann mit sehr intelligentem Ausdrücke in seinen scharfmarkirten Gesichtszügen. Die übrigen Mitglieder der Regierung, D. José Matias Zapiola, D. Norberto de la Riestra, D. José Barros Pazos, machten mir ebenfalls den Eindruck von

¹⁾ Unter den von Angelis veruntreuten Urkunden soll sich auch die „*Real cédula originaria de la fundacion de la ciudad de Buenos Aires*“, eins der interessantesten Documente der Stadt, befinden.

gescheiten, ruhigen und ernsten Männern. Bei einem von ihnen traf ich einen deutschen Arzt, einen gewissen Dr. St., der von ihm, unter dem Vorwande wissenschaftlicher Forschungen, für einige Zeit um die Erlaubniss zur Praxis in Buenos Aires petitionirte. Später wurden mir an der Westküste eine Menge curiöser Geschichtchen über diesen Herrn mitgetheilt, aus denen jedenfalls hervorgeht, dass die wissenschaftlichen (medicinisch-geographischen) Forschungen sehr in zweiter Linie standen. Ein besonders freundliches Entgegenkommen und viele werthvolle Mittheilungen verdankte ich dem Vicepräsidenten der Municipalität, D. Miguel J. Ascuénaga, der sich mit Leib und Seele den neuen Municipalinstitutionen widmete. Durch den Dictator Rosas war die Autonomie des Gemeindelebens auf das vollständigste unterdrückt worden; denn neben sich litt er keine Behörde, keine Institution mit dem geringsten Schein von Selbständigkeit, da er die ganze Gewalt und die alleinige Führung aller Geschäfte in seiner Hand vereinen, unter seine starre Willkür beugen wollte. Ein paar Jahre nach seinem Sturze, nachdem wieder normale Verhältnisse sich Bahn gebrochen hatten, wurde ein Municipalgesetz für Buenos Aires ausgearbeitet und im October 1854 sanctionirt. Das Municipium umfasst die 11 Kirchspiele der Stadt, besteht aus 21 Mitgliedern und einem Vicepräsidenten. Mitglieder der Municipalität können nur Bürger von Buenos Aires, über 25 Jahre alt, und im Besitze eines Vermögens von 10000 Pesos oder eines Geschäfts, dessen jährliche Reineinnahme den Interessen dieses Kapitals entspricht, werden. Erst am 3. April 1856 wurde die Municipalität installirt, hatte aber während der erst zweijährigen Dauer ihres Bestehens unter ihrem ungemein thätigen und einsichtsvollen Vicepräsidenten (Präsident ist nach dem Gesetze der Staatsminister, Ministro del Gobierno) schon einen ausserordentlich günstigen Einfluss auf die Entwicklung des Gemeindelebens ausgeübt und sehr viele wichtige materielle Verbesserungen durchgeführt.

Man hat Buenos Aires wol hin und wieder das Athen, selbst das Rom am La Plata genannt. Diese Euphemie ist nicht zutreffend. Diese Stadt verdient weit eher das Prädicat des süd-

amerikanischen Paris und zwar mehr als irgendeine andere Stadt Südamerikas. Ihre prädominirende, tonangebende Stellung, der leichte bewegliche Sinn ihrer Bewohner, ihr kosmopolitischer Charakter verleihen ihr manche Aehnlichkeit mit der Hauptstadt des französischen Kaiserreiches. Die Assimilation der fremden Elemente mit den einheimischen ist eine möglichst vollständige. Der fremde Einwanderer, der einmal das Bürgerrecht erworben hat, und seine Nachkommen, werden nicht wie in Brasilien blos tolerirt und besonders mit stetem, kleinlichem Misträuen betrachtet und als „estranjeros“ womöglich von allen höhern Stellen ausgeschlossen. Das Entgegenkommen der Einheimischen gegen die Fremden ist ein offenes, aufrichtiges und ehrliches. Die Argentinier fühlen, dass der Fremde, welcher Nation er auch angehöre, wenn er einmal das Bürgerrecht der La Platastaaten erworben, mit ihnen nun gleiche Interessen zu bewahren und zu vertreten habe, dass er einer der Ihrigen sei. Buenos Aires hat an dieser freisinnigen, gesunden und vernünftigen Anschauung seit einem halben Jahrhundert festgehalten; ihr verdankt es die Hauptstadt vorzüglich, dass sie den durch zwei Jahrzehnte dauernden systematischen, namenlos hartnäckigen und gewalthätigen Bemühungen, sie zu barbarisiren, nicht gänzlich unterlegen ist und, als sie sich wieder in den normalen Verhältnissen bewegen konnte, zu ihrer gegenwärtigen Grösse entwickelte und voraussichtlich auch mit der Zeit den moralischen Sieg über den engherzigen Nativismus Brasiliens davontragen und die erste Stelle der Städte Südamerikas einnehmen wird. Durchblättert man die Geschichte von Buenos Aires vom Abschluss des ersten Decenniums unsers Jahrhunderts an, so findet man unter den berühmtesten Vorkämpfern für Freiheit und Fortschritt deutsche, englische, französische und italienische Namen, aber nur sehr selten einen, der sich zum blinden Werkzeuge des verächtlichen, entsittlichenden Gauchismus entwürdigt hätte.

Man wirft Buenos Aires lockere Sitten und grosse Immoralität vor. Ich kann nicht beurtheilen, ob dieser Vorwurf begründet ist. Unter dem Terrorismus des Dictators Rosas ist wenigstens systematisch an der vollständigen Entsittlichung der

Bevölkerung gearbeitet worden. Die nachfolgenden politischen Zuckungen, eine langmonatliche Belagerung und grosse Noth unter dem ärmern Theile der Bevölkerung waren ebenfalls nicht geeignet, die Moral zu heben. Sollte indessen der erwähnte Vorwurf begründet sein, so steht doch so viel fest, dass das Laster in Buenos Aires nicht mit so frecher Stirn in die Oeffentlichkeit tritt, wie dies in europäischen Städten der Fall ist, und dass der Fremde, der nur kurze Zeit dort weilt, versucht ist, Buenos Aires sogar für eine sehr moralische Stadt zu halten.

Das Auftreten der Damen in Buenos Aires scheint mir die richtige Mitte zwischen der scheuen Zurückgezogenheit der Frauen von Rio de Janeiro und dem allzu ungezwungenen Benehmen der Pariserinnen zu halten. Wenn sie sich öffentlich zeigen, so geschieht es mit grossem Anstande und Grazie, die durch den langen schwarzen, hinten hinabwallenden Schleier und die meist edeln Gestalten noch mehr gehoben wird. Ich glaube, dass man in keiner andern Stadt der Welt so viele schöne Frauen sieht als bei einem Abendspaziergang durch die belebten, eleganten, trefflich beleuchteten Strassen von Buenos Aires. Die Schönheit der Portenäs ist weltberühmt.

Das Gelbe Fieber, das 1858 zum ersten mal in Buenos Aires zum Ausbruche kam, hat doch die Municipalität nicht veranlasst, dem Beispiele von Montevideo zu folgen und die Gasbeleuchtung zu zerstören. Glücklicherweise waren hier einsichtsvollere Männer an der Spitze der massgebenden Behörden als dort.

Infolge einer nichts weniger als meisterhaften Finanzwirthschaft während der verschiedenen politischen Phasen des Kriegs ist Buenos Aires mit Papiergeld als hauptsächlich cursirender Münze beglückt. Die Papiernoten lauten auf 1, 5, 10, 20, 50 und 100 „Pesos“. Eine Goldunze hält 340 Pesos de papel, ein Pfd. St. 96, ein Frank 4 Pesos und 2 Reales. Diese Werthe schwanken natürlich je nach dem Geldcourse sehr bedeutend und eine Goldunze wird, je nach demselben, zu 340—380 „Pesos papel“ berechnet; natürlich steht im nämlichen Verhältnisse der Handelskurs auf fremdländische Handelsplätze.

Die schwere commerzielle Handelskrise von 18^{57/58} hat

Buenos Aires härter getroffen als irgendeinen andern südamerikanischen Handelsplatz. Die Mehrzahl der fremden Handlungshäuser war gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen, darunter auch viele, die bisher für sehr solid gegolten hatten, aber nun, ohne ihr Verschulden, der Wucht der plötzlich vom europäischen Markte an sie zurückströmenden Verbindlichkeiten doch erliegen mussten. Von den wenigen Häusern, die dieser gewaltige Druck nicht zum Weichen brachte, hebe ich besonders hervor die Firma *I. und F. Mallmann*, schon seit 1845 in Buenos Aires etablirt, sowie die schweizerische *Fels und Comp.* Es wird jedoch kein anderer Handelsplatz in der Lage sein, sich von einem solchen Schlage so rasch zu erholen wie dieser. Der ausserordentliche Aufschwung, den Buenos Aires nach dem Sturze Rosas', trotz innerer Zerwürfnisse und äusserer Kriege und einer siebenmonatlichen Belagerung, genommen hat, ist der sicherste Beweis der stets fortschreitenden günstigen Entwicklung der überreichen Hülfquellen des Landes. Politische Ruhe bleibt jedoch immerhin die Hauptbedingung des Aufblühens der Republik. Glücklicherweise hat die Zwitterstellung, welche dieser Staat eine Reihe von Jahren der Conföderation gegenüber einnahm, ihr Ende erreicht und Buenos Aires steht nun, wie es ihm gebührt, wieder an der Spitze des argentinischen Bundesstaates.

Die europäische Auswanderung hat sich seit längerer Zeit nach Buenos Aires und den übrigen La Platastaaten gewendet, bis vor wenigen Jahren waren es aber hauptsächlich romanische Stämme, die hier ein neues Vaterland suchten. Im Jahre 1857 z. B. wanderten nach Buenos Aires 4951 Personen ein und zwar hauptsächlich Basken, Franzosen, Italiener, Spanier, Lombarden, italienische und deutsche Schweizer, einige Irländer und Belgier, aber kein einziger Deutscher. Das südamerikanische Auswanderungsziel der letztern war zu jener Zeit noch vorzüglich Brasilien. Seit aber das Kaiserreich durch so viele nachtheilige Berichte von dortigen Colonisten und durch systematische Agitation in Deutschland gegen die Auswanderung dahin für die deutschen Emigranten den grössten Theil seiner Anziehungskraft verloren

hat, ist die germanische Auswanderung nach den La Platastaaten alljährlich im Steigen begriffen.

Vor 1857 wurde zu Gunsten der Einwanderung sehr wenig gethan. Die bestimmungslos anlangenden ärmern Emigranten blieben oft tage-, ja wochenlang im Elend in den Strassen herumliegen, bis sie Unterkommen und Arbeit fanden. Diejenigen, die mit einigem Gelde, aber noch keiner sichern Bestimmung landeten, fielen gewissenlosen Speculanten in die Hände, die sie in schmutzige Kneipen führten und ihnen dort ihr bischen Geld abschwindelten. Diesen abschreckenden Uebelständen abzuhelpen, bildete sich 1857 eine Gesellschaft unter dem Namen Sociedad filantropica de Inmigracion und miethete unweit des Landungsplatzes, in der Calle de Corrientes, ein geräumiges Haus als Asyl für die frisch angekommenen Einwanderer. Nach §. 1 der Statuten ist der Zweck der Gesellschaft, durch vier Tage allen ärmern Einwanderern Unterkommen und Nahrung zu verschaffen. Ausserdem wird den Emigranten an die Hand gegangen, um möglichst schnell eine angemessene Bestimmung zu finden. Das Wirken dieser wahrhaft philanthropischen Gesellschaft war auch von günstigem Erfolge gekrönt.

Während meiner Anwesenheit in Buenos Aires klagte man insbesondere über Mangel an ordentlichen Dienstboten, und deutsche Auswanderer hätten in dieser Eigenschaft in bedeutender Zahl auf unverzügliche Anstellung unter günstigen Bedingungen rechnen können.

Das Einwanderungsgesetz (Lei de inmigración) vom 27. Sept. 1854 ist sehr klar und einfach; ebenso unzweideutig und einfach sind die durch Vermittelung der Auswanderungscommission ausgestellten Contracte zwischen Gutsbesitzern und Auswanderern (Contractos de Conchavo). Man könnte sowol dem Gesetze als auch den Contracten sogar den Vorwurf einer allzu grossen Einfachheit machen, indem in beiden offenbar wichtige und wesentliche Bestimmungen gar nicht erwähnt sind.

Der Besuch eines „Saladero“, d. h. eines jener Etablissements, in denen der Hauptreichthum des Staates, Rindvieh und Pferde, für den Export zubereitet wird, hat für den, der eine

solche Anstalt entweder gar nicht oder bloß nach Beschreibungen kennt, ein besonderes Interesse. Da noch Schlachtzeit war, ritt ich eines Morgens früh, von einem Bekannten begleitet, nach einem der grössten Saladeros. Das Etablissement umfasst drei Seiten eines sehr grossen freien Platzes, in denen die weitläufigen Räumlichkeiten für alle nöthigen Manipulationen angebracht sind. Wir ritten zuerst zu dem Corral, liessen hier die Pferde unter Aufsicht stehen und erstiegen die Einfassungsmauer. Der Corral ist ein grosser ummauerter oder mit starken palissadenartigen Planken umgebener Raum in drei Abtheilungen; in die äusserste oder Hauptabtheilung werden am Abend vor dem Schlachttag die zu schlachtenden Rinder, je nach dem Betriebe des Saladero 4—600, selbst, wiewol selten, 800—1000 Stück an der Zahl getrieben; von diesem werden sie in Partien von 100—150 in die zweite kleinere Abtheilung und von dieser wiederum zu 25—40 Stück in einen dritten noch kleinern Corral gelassen. Dieser hat einen engen, vorn durch eine Barrière geschlossenen Ausgang, in dem gerade zwei Ochsen Platz haben. Oben neben demselben sind zwei Wellen angebracht; über eine jede derselben geht ein sehr starker Lasso, an dessen einem freien Ende ein paar Pferde angespannt sind; auf einem derselben sitzt ein Junge. Das andere oder Schlingenende wirft ein auf der Umfassungsmauer stehender Mann einem Ochsen des kleinsten Corrals um die Hörner und gibt dem Jungen ein Zeichen; dieser treibt seine Pferde an, reisst den Ochsen durch den schmalen Eingang bis zur Barrière, wo er gespreizt, mit etwas in die Höhe gezogenem Kopfe, stehen bleiben muss. Hier gibt ihm der ebenfalls auf der Umfassungsmauer stehende Schlächter augenblicklich den Genickstich. Wie vom Blitz getroffen stürzt das Thier zusammen, die Augen stier, gebrochen, das Maul offen mit heraushängender Zunge. Bei einigen und zwanzig Ochsen, die ich hier in kaum mehr als ebenso viel Minuten tödten sah, musste der Schlächter ein einziges mal den Stich wiederholen. Sowie das Thier stürzt, reitet der Junge zurück. Der Lasso wird durch einen Ruck von den Hörnern gelöst, um sogleich wieder ein anderes Stück zu fangen. Den Boden des schmalen Ausganges des Corrals bildet

eine hölzerne Brücke auf Rollen (Zorra). Diese wird, sobald der gestochene Ochse daraufliegt, von ein paar Männern gefasst und auf einem Schienenwege in den nahe liegenden, zum Enthäuten und Zerlegen bestimmten Raum geschoben. Hier werden die Ochsen auf eine etwas schief geneigte Fläche, den Kopf nach abwärts, in eine Reihe gelegt und zuerst in das Herz gestochen, um ihnen das Blut abzapfen, das indessen infolge des Genickstichs nur sehr spärlich fliesst. Neben jedem Ochsen stehen zwei Männer, die ihm mit staunenswerther Fertigkeit die Haut abziehen, die Viertel loslösen und den Brustkasten zertheilen. Ihre Geschicklichkeit und Schnelligkeit ist so gross, dass je zwei Mann nicht mehr als 7—8 Minuten bedürfen, um einen Ochsen abzubalgen und regelrecht zu zertheilen. Der Quarantänecommandant in der Fortaleza von Montevideo erzählte mir, er sei Augenzeuge gewesen, wie zwei Männer in einer Stunde an 14 Ochsen dieses Geschäft vollkommen ordnungsgemäss verrichtet haben. Ich überlasse ihm die Verantwortung dieser Angabe. Häute, Viertel, Köpfe, Bruststücke, Eingeweide u. s. w. werden sogleich auf Schiebkarren an den Ort ihrer fernern Bestimmung abgeführt. Die Viertel werden in dem angrenzenden Raume aufgehängt, hier wird der Fleischbestand von den Knochen gelöst und auf grossen Tischen in lange Streifen geschnitten. Von jedem Ochsen werden acht Streifen von $3-4\frac{1}{4}$ Fuss Länge, 6—8 Zoll Dicke und 16—24 Zoll Breite geschnitten. Jeder solcher Streifen wird sogleich in einen im Boden gemauerten Behälter mit sehr concentrirter Salzlösung (Salmuera) geworfen, aber alsbald wieder mit Haken herausgezogen und in einen Haufen aufgeschichtet. Auf jede Schichte werden einige Schaufeln Salz geworfen. Man rechnet auf das Fleisch von einem Ochsen, 3—400 Pfd., ungefähr 70—75 Pfd. Salz. Nach 24 Stunden wird der Haufen umgesetzt, sodass nun die obersten Schichten untenhin kommen und ihrerseits dem durch das Fleischgewicht ausgeübten Drucke ausgesetzt werden. Den folgenden Tag wird der Haufen ins Freie umgesetzt, das lose Salz von jedem Stücke abgeschüttelt und der ganze Haufen mässig beschwert. So bleibt er 3—4 Tage lang liegen, dann werden die

Fleischstreifen bei schönem Wetter tagsüber auf Stangen zum Trocknen gehängt, aber alle Abende wieder abgenommen und nachtsüber einem starken Drucke ausgesetzt. Bei günstiger Witterung hat das Fleisch nach 3—4 Tagen seine gehörige Trockne erlangt. Es ist leicht einzusehen, dass in Saladeros, in denen monatelang täglich 600 Rinder und darüber geschlachtet werden, die Räumlichkeiten für alle diese Manipulationen ausserordentlich gross sein müssen. Von der Art und Weise des Trocknens hängt hauptsächlich die Qualität des Products ab; es wird daher demselben womöglich besondere Sorgfalt gewidmet. Schlecht getrocknetes Fleisch kann nur im Lande selbst zur Verwendung kommen, es verträgt keine längern Seereisen. Die Häute werden entweder eingesalzen oder in einer Arseniksolution getränkt und dann getrocknet. Sollen gesalzene Häute versandt werden, so müssen sie beim Einschiffen nochmals gesalzen werden. Talg und Unschlitt werden theils nach Europa exportirt, theils finden sie im Lande selbst oder im benachbarten Brasilien Verwendung zur Seifen- und Kerzenfabrikation. Die Knochen kommen entweder roh oder calcinirt oder wohllassortirt für Drechsler u. s. f., die Hörner für Kammarbeiter in den Handel. Ohren und andere Abfälle erhalten ihre Bestimmung in den Leimsiedereien. Aus den Fussknochen und den Klauen wird das ausgezeichnete Klauenöl gewonnen. Der Brustkasten mit dem daranhängenden Fleische, die Gedärme, Herz, Leber, Nieren, Milz, der Kopf mit dem Gehirn, aber ohne Zunge, die früher ausgelöst und entweder gesalzen oder getrocknet in den Handel kommt, werden in ein hölzernes Gefäss (Tina) gegeben, wo ihnen durch Dampf der Fettgehalt entzogen wird. Die Rückstände werden an Luft und Sonne getrocknet und in der holzarmen Gegend in den folgenden Tagen als Brennmaterial unter dem Dampfkessel benutzt. Man hat schon einigemal versucht, die ausgesottenen Rückstände als Dünger nach Europa zu schicken. Die Schiffe sind aber während der Reise durch Selbsterhitzung der Masse verunglückt. Es ist daher einzig angezeigt, die Asche dieser Rückstände nach Europa zu versenden. Nur für das Blut hat man bisjetzt noch keine passende Verwerthung gefunden. Versuche, dasselbe mit

Knochenasche zu sättigen und aus dem Teige Kuchen zu formen, sie zu trocknen und in dieser Form als Dünger nach Europa zu senden, haben, wie mir in Buenos Aires versichert wurde, kein befriedigendes Resultat gegeben.

Man rechnet unter normalen Verhältnissen durchschnittlich die Ausgaben für einen Ochsen sammt allen Expensen für dessen Aufbereitung, Salz u. s. f., nur 8 pesos duros, die sämtlichen Einnahmen auf 9 pesos duros; es fällt also ein Profit von 1 peso duro per Stück Rind, was für die Besitzer von Saladeros, in denen jährlich 60—80000 Stück Rinder geschlachtet werden, einen sehr bedeutenden Gewinn repräsentirt.¹⁾

Das Schlachten der Rinder geschieht wegen des Trocknens des Fleisches nur während der heissen Sommermonate, verlängert sich aber die Schlachtzeit oder treten Verhältnisse ein, dass Rinder im Winter geschlachtet werden müssen, so bleibt das Fleisch bis zur günstigen Jahreszeit oft monatelang in Haufen geschichtet, ohne dass es wesentlich Schaden leidet. Zur Winterszeit werden in den Saladeros auch Pferde geschlachtet und zwar fast ausnahmslos Stuten, die man in den La Platastaaten, wie im ganzen spanischen Südamerika, nur äusserst selten zum Reiten benutzt. Hengste und Walachen kommen nur ans Messer, wenn sie einen angeborenen Defect haben oder aus irgendeiner andern Ursache zu jedem Dienste untauglich sind. Im Jahre 1857 wurden in den Saladeros von Buenos Aires 200000 Stuten geschlachtet. Das Tödten der Pferde geschieht nicht durch den Genickstich, sondern durch einen Schlag mit einem gewichtigen eisernen Hammer vor die Stirn. Das Fleisch wird nicht aufbereitet, sondern kommt in den Dampfapparat und dient nachher zur Feuerung; einiges wird zur Mastung von Schweinen benutzt. Die Verwerthung der übrigen Theile ist wie bei den Rindern.

In der nächsten Umgebung von Buenos Aires befanden sich

¹⁾ Buenos Aires zählte im Jahre 1866 nach approximativer Schätzung:

Hornvieh 6,800000 Stück

Pferde 1,800000 „

Schafe 50,000000 „

1858 14 Saladeros. Das Fleisch des Rindviehes in Uruguay ist saftiger und schmackhafter und der durchschnittliche Fettgehalt eines Ochsen grösser als in Buenos Aires. Man rechnet in den Saladeros von Montevideo 34—36 Pfd. Unschlitt auf einen Ochsen; in Buenos Aires aber nur 25 Pfd. Die Stuten hingegen liefern dort durchschnittlich nur 24—26 Pfd. Fett, in Buenos Aires hingegen 40—50, in günstigen Jahren sogar bis 60 Pfd. Die Pampasrinder, wie sie in Buenos Aires zu den Saladeros getrieben werden, gehören einem Schlage an, der fast unter der Mittelgrösse ist; sie sind unedle, halbwilde, struppige Thiere mit lebhaftem Auge, aber doch von ziemlich sanftem Naturell. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, sich mit Rassenverbesserungen zu beschäftigen, und wenn ich nicht irre, wurden 1857 die ersten Durhamstiere und Kühe nach Buenos Aires gebracht. Eine Mischung dieser edeln Rasse mit dem einheimischen Landeschlage wird sicherlich von den günstigsten Erfolgen für die argentinischen Hacendados sein. Die Gutsbesitzer von Buenos Aires haben ebenfalls in neuerer Zeit die Pferdezucht etwas zu Gunsten der Rindviehzucht vermindert; sie sind zu der Einsicht gelangt, dass die gespaltene Klaue der Rinder der Grasnarbe auf den Weiden weit weniger nachtheilig ist als der scharfe Vollhuf der Pferde.

Von den Saladeros weg darf dem Publikum durchaus kein frisches Fleisch verkauft werden, denn die für den Consum der Bevölkerung zu schlachtenden Rinder sind einer Verzehrersteuer unterworfen, während das für die Saladeros bestimmte Vieh steuerfrei ist.

Von der bewunderungswürdigen Fertigkeit der Schlächter in den Saladeros sticht grell die Art und Weise ab, wie das Rindvieh auf den öffentlichen Schlachtplätzen (Corrales de Abasto) für den Consum der Hauptstadt getödtet wird. Die Ochsen werden nämlich dort mit dem Lasso gefangen, ihnen die Sprunggelenke durchgeschnitten und dann erst nach vielen qualvollen und muthwilligen Martern wird ihnen der Hals abgeschnitten oder der Genickstich gegeben. Man behauptet, das Fleisch werde schmackhafter, wenn das Thier kurz vor seinem Tode tüchtig gehetzt werde.

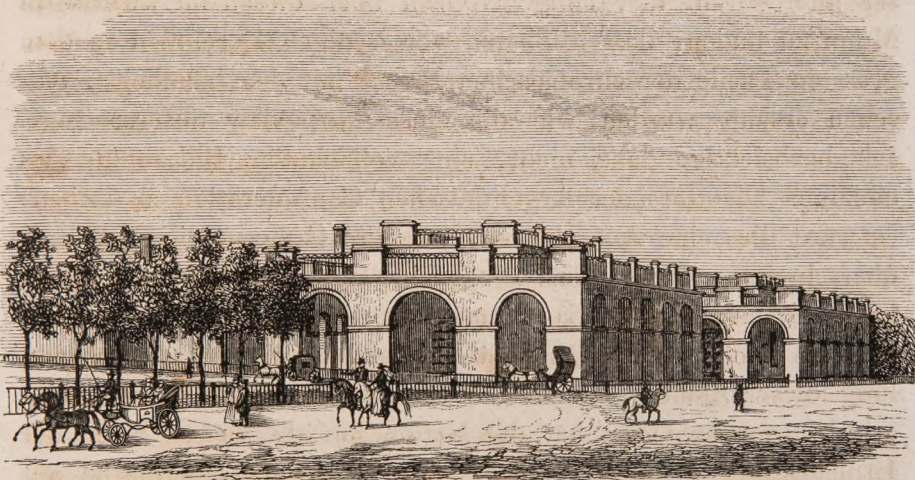
Von den Saladeros ritten wir nach *Barracas*, dem muldenförmigen, von einem kleinen Flüsschen durchfurchten Thale südlich von Buenos Aires, zu dem von der Stadt aus mehr oder weniger steile Wege über die sogenannten *Barrancas* (*Barranca de Brown*, *de Balcarce*, *de Marcó* u. s. w.) hinunterführen. Hier befinden sich zahlreiche Depots von Landesproducten, die theils aufgestapelt, theils für den Export zubereitet werden, z. B. die Häute durch Arseniksolution gezogen, Klauenöl extrahirt, Wollen sortirt und gepresst u. s. f. Ich sah in solchen Depots grosse Mengen von Wildfellen aus dem Innern, z. B. von Rehen, Ameisenbären, Unzen, Pumas, Tapirn, Tigerkatzen u. s. f. Auffallend war mir der hohe Preis, in dem in Buenos Aires die Faulthierfelle stehen. Während man z. B. in Santos in Brasilien für ein lebendes Faulthier ein paar Patacas (2—3 Franken) zahlt, kostet hier ein Fell das Zwanzigfache und darüber. Man verfertigt aus den Faulthierhäuten, die Haarseite nach aussen, Satteldecken, denen der Volksglaube eine specifische Wirkung gegen Hämorrhoidalleiden zuschreibt.¹⁾

In den nach *Barracas* und *La Boca* führenden Strassen staunt man über die zahllose Menge von meistens kleinen Verkaufsläden, die sich hier aneinanderreihen und von denen oft 30—40 einer dicht am andern genau die nämlichen Artikel, meist Bekleidungsstoffe für die Landbevölkerung, enthalten. Es ist leicht einzusehen, dass diese ungeheure Concurrenz keine gesunde sein kann, denn sie übersteigt weit die Bedürfnisse, ruinirt immer einen Theil der Verkäufer, der Rückschlag fällt auf den Importhandel und das Publikum selbst profitirt dabei nicht mehr, als wenn die Concurrenz nur halb so gross wäre.

Zu den Sehenswürdigkeiten der Umgegend von Buenos Aires gehört „*Palermo de San Benito*“, der einstige Landsitz des ehemaligen Dictators *D. Juan Manuel de Rosas*. Es ist eine hübsche Villa in spanisch-maurischem Stile. Ich fand nur öde, verlassene

¹⁾ Wie wenig Werth früher auf Hörner und Knochen des Rindviehes gelegt wurde, wird einem in *Barracas* recht anschaulich, denn hier sieht man ganze Mauern aus diesem Material aufgeführt.

Räume und einen verwilderten Park. Sie haben aber ein historisches Interesse. Hier residirte jahrelang der allgewaltige Dictator der Argentinischen Republik, von hier aus datirt ein grosser Theil seiner Decrete, durch die er Angst und Schrecken über das ganze Land verbreitete; hier unterschrieb er seine Todesurtheile, die Tausende von Familien in Jammer und Verzweiflung stürzten. Rosas schuf hier mit bedeutenden Anstrengungen und beträchtlichen Geldopfern eine liebliche Besetzung mit herrlichen Gärten und grossartigen Parkanlagen mit wundervollen Gruppen von Trauerweiden und duftenden Aromabäumen



Palermo de San Benito.

und stolzen Pappelalleen. Eine durch den Sturm auf den Strand geworfene Brigg wurde in einen reizenden Pavillon umgestaltet, russische Schaukeln und andere Einrichtungen für Spiel und Unterhaltung hergestellt. Man suchte hier einen Sitz des Comforts und der Ruhe, des Friedens und der Freude zu schaffen, die in dem grellsten Contraste mit dem rauhen, blutdürstenden Charakter und den barbarischen Sitten seines Schöpfers standen, in dessen Brust die wildesten Leidenschaften tobten, die je eines Menschen Herz durchwühlt haben.

Die Lage der Besetzung ist keine günstige, denn bei hohem

Wasserstande des La Plata wird häufig ein Theil des Parks unter Wasser gesetzt. Nach Rosas' Flucht vom argentinischen Boden wurde Palermo de San Benito von der Regierung confiscirt, das Landhaus geschlossen und die Parkanlagen sich selbst überlassen. Wenige Monate vor meinem Besuche in Palermo wurde dort die erste landwirthschaftliche Ausstellung der Argentinischen Republik (*exposicion agricola-rural argentina*) abgehalten. Ich sah noch als Ueberrest davon eine kleine Lamaheerde auf einer eingepferchten Wiese neben dem Landhause.

Ich habe wiederholt den Namen von D. Juan Manuel de Rosas genannt und glaube, es dürfte die meisten meiner Leser interessiren, hier einige Notizen über diesen merkwürdigen Mann zu finden, dessen Thaten vor wenigen Decennien in dem grössten Theile der europäischen Presse mit dem nämlichen Abscheu erzählt wurden wie die eines Murawiew unserer Tage. Ich beabsichtige dabei nicht, eine vollständige Biographie des einstigen Dictators der Argentinischen Conföderation zu geben; es wäre dies eine Aufgabe, die weit die Grenzen dieser Blätter überschreiten würde. Eine Biographie Rosas' ist auch die jahrelange Geschichte der La Platastaaten; denn Rosas war nicht blos ein wichtiges handelndes Glied in der politischen Entwicklung dieser Staaten, sondern er hat recht eigentlich deren Geschichte gemacht; er hat die Nation auf die tiefste Stufe der Erniedrigung gebracht und mit freventlichem Uebermuthe mit ihrem Gesckicke gespielt. Ein Mann, der über eine freie, intelligente, lebhafte Bevölkerung ein solche Macht erlangt, kann entweder nur ein geistig gewaltig hervorragender Charakter oder ein auf rohe Gewalt sich stützender grausamer Tyrann sein, dem, um sein Ziel zu erreichen, kein Mittel zu verächtlich, kein Weg zu schlecht ist. Welcher dieser beiden Kategorien Rosas angehörte, mögen die folgenden biographischen Aufzeichnungen zeigen.

Juan Manuel Rosas wurde am 30. Mai 1793 in Buenos Aires geboren. Sein Vater, D. Leon Ortiz de Rosas, stammte aus einer edeln spanischen Familie ab. Nach mir zu Gebote stehenden handschriftlichen Familiennotizen war er ein Abkömm-

ling der Herzoge der Normandie und ein Urenkel des „Conde dos Poblaciones“; seine Gattin, Juan Manuel's Mutter, war D^a Agostina Lopez de Osornio, ebenfalls eine geachtete Frau spanischer Abkunft. Ihre Kinder erhielten, wie es damals in den spanischen Colonien so häufig der Fall war, eine sehr mangelhafte Erziehung. Juan Manuel wurde zum Kaufmann Ildefonso Paso in die Lehre gegeben und erhielt von diesem den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben. In seinem funfzehnten Jahre wurde er wegen wiederholter Vergehen von seiner Mutter strenge gezüchtigt und unter Aufsicht eines Mulatten nach einer der Familie gehörigen Estancia geschickt, wo er sich nun mit Eifer den ländlichen Beschäftigungen der Gauchos widmete; nachdem er aber dort grössere Summen Geldes seiner Aeltern veruntreut hatte, wurde er von diesen nach der Stadt zurückberufen. Hier belauschte er eins ihrer Gespräche und floh, harter Strafe zu entgehen, infolge dessen aus dem väterlichen Hause, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Wie wenig Vertrauen sein eigener Vater in ihn setzte, geht schon daraus hervor, dass er bei seinem Tode nicht ihn, obgleich er damals schon auf der Spitze seiner Macht stand, sondern seinen jüngern Bruder Gervasio zum Testamentsvollstrecker ernannte. Juan Manuel trieb sich nun eine Zeit lang theils in der Banda Oriental, theils in der Campaña von Buenos Aires herum und suchte vergeblich nach irgendeiner Anstellung auf einer Estancia; endlich erbarmte sich seiner der Dr. D. Luis Dorrego und gab ihm eine Anstellung und einen Gewinnantheil in einem seiner Saladeros. Hier lernte er den Dr. D. Manuel Vicente Maza kennen, der ihm freundlich gewogen noch einigen Elementarunterricht ertheilte. Eine Reihe von Jahren später musste Dorrego proscibirt nach Montevideo flüchten und entkam nur wie durch ein Wunder den Meuchelmördern Rosas'; der unglückliche Maza aber, Präsident des Gerichtshofes und der Kammer der Volksvertreter, wurde auf Rosas' Befehl im Saale des gesetzgebenden Körpers erdolcht und wenige Stunden später sein Sohn der Oberst D. Ramon Maza erschossen (28. Juni 1839). Im Jahre 1820 trat Rosas, der unterdessen den Familiennamen Ortiz abgelegt hatte, ins öffentliche Leben und

zwar als Commandant einer Schwadron Cavalerie der Miliz, um den Gouverneur der Provinz, General D. Martin Rodriguez, gegen den General Quintana zu unterstützen. Es kam zum Strassenkampfe in Buenos Aires. Die Partei Rodriguez siegte. Rosas aber hatte sich schon beim Beginne des Kampfes unter dem Vorwande heftiger Zahnschmerzen von seiner Schwadron entfernt und erschien erst wieder, nachdem der Kampf, an dem seine Reiter tapfer theilgenommen hatten, glücklich entschieden war. Bei seinem ersten Auftreten legte er also schon den Beweis einer verächtlichen Feigheit ab.

Rodriguez marschirte nach Beruhigung der Hauptstadt gegen die feindlich gesinnte Provinz Santa Fé. Es kam zwischen ihm und dem Gouverneur derselben, D. Estanislao Lopez, zu einem freundlichen Vergleich. Lopez bat Rodriguez bei den Friedensstipulationen um eine Unterstützung an Vieh für die arme Provinz Santa Fé. Rodriguez versprach seine Verwendung bei den reichen Hacendados von Buenos Aires und drückte die Hoffnung aus, dass sie nicht erfolglos sein werde. Da trat der bei den Verhandlungen gegenwärtige Rosas zur grössten Ueberraschung sämmtlicher Anwesenden auf und erklärte, er mache sich anheischig, der Provinz 50000 Stück Rindvieh zu schenken!

Nach der Rückkehr des Generals Rodriguez nach Buenos Aires verlangte Rosas von ihm officiële Empfehlungen an die Hacendados (Gutsbesitzer) der Grenze, um sie zu einem Beitrage für das versprochene Rindvieh zu ersuchen. Er erhielt sie und infolge derselben auch eine bedeutende Anzahl Rinder. Bald darauf erschien Rosas wiederum und bat den Gouverneur um 25000 Dollars (pesos fuertes) Unterstützung, um sein Versprechen zu lösen; der Gouverneur liess sie ihm ausbezahlen. Wenige Wochen später erneuerte er die Anforderung um eine ähnliche Summe. Rodriguez legte die Forderung der Volksvertretung (Sala de representantes) vor und hier wurde sie mit vieler Mühe und einer ernsten Rüge hewilligt; zugleich erhielt Rosas auf seine Bitte vom Gouverneur den Befehl an die Militärcommandanten, ihm beim Zusammentreiben der Rinder behülflich zu sein. Kurze Zeit darauf erschien eine Deputation der angesehensten Hacen-

dados der Campaña bei Rodriguez und beschwerte sich, dass Rosas einen betrügerischen Misbrauch mit der ganzen Angelegenheit getrieben habe, dass er theils durch Bitten, theils durch Erpressungen, theils durch Kauf mehr als 100000 Stück Rinder zusammengebracht, davon zwar 50000 an Santa Fé abgeliefert, die grössere Hälfte aber verkauft und aus dem Erlöse Pferdeherden für seine eigenen Estancias angeschafft habe. Rodriguez forderte Rosas vor, machte ihm heftige Vorwürfe über sein unredliches Gebaren und nannte ihn mit dürren Worten einen Dieb (Ladron). Trotz alledem verschaffte dieses sogenannte Geschenk Rosas einen grossen Anhang in der Provinz Santa Fé, wo man die nähern Details, wie er sein grossmüthiges Anerbieten realisirt hatte, nicht kannte.

In einer Campagne, die der Gouverneur Rodriguez bald darauf gegen die wilden Indianer des Südens unternahm und an der Rosas mit seiner Cavalerie theilnehmen musste, betrug er sich geradezu als feiger Verräther und es fehlte wenig, dass Rodriguez infolge dessen mit den unmittelbar unter seinem Befehle stehenden Truppen aufgerieben worden wäre. Diese wenigen authentischen Züge aus dem ersten Auftreten Juan Manuel Rosas' auf dem politischen Schauplatze mögen genügen, um vorläufig den Mann zu charakterisiren, der sogar in Europa einzelne enthusiastische Bewunderer und Lobredner gefunden hat.

Von nun an spielte Rosas beinahe dreissig Jahre lang die Hauptrolle in den Parteikämpfen der La Platastaaten. Nach den obenerwähnten Vorgängen war sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, erstens die sogenannte „Comision del negocio pacifico“ zu erhalten, und zweitens zum Generalcommandanten der Miliz der Campaña ernannt zu werden. Das Negocio pacifico (friedliche Geschäfte) bestand darin, die Indianer, die durch Waffen nicht zu bezwingen waren, von Staats wegen durch Geschenke und Tribute von Raubzügen gegen die Gutsbesitzer abzuhalten. Diese Commission gab Juan Manuel die beste Gelegenheit, durch unverschämte Defraudationen sein Privatvermögen zu vergrössern; als Milizcommandant der Campaña aber konnte er sich einen grossen Einfluss unter den Gauchos verschaffen, die durch zahl-

reiche Verwandte und Gesinnungsgenossen in der Stadt unterstützt wurden.

Im Jahre 1828 wurde der Oberst D. Manuel Dorrego, Bruder des einstigen Beschützers und Compagnons von Rosas, zum Gouverneur von Buenos Aires ernannt und auch von diesem unterstützt. Um diese Zeit trat eine grosse politische Principienfrage in den Vordergrund und theilte die Bewohner der Argentinischen Conföderation in zwei Parteien. Die eine wollte die vierzehn verschiedenen Staaten, aus denen die Conföderation bestand, unter einem dem Volke verantwortlichen Oberhaupte mit ausgedehnter Machtvollkommenheit und einer starken Centralregierung vereint, eine Union; die andere hingegen wollte die Autonomie der einzelnen Staaten in voller Integrität gewahrt wissen und nur für die auswärtigen Angelegenheiten und zur Landesvertheidigung ein gemeinsames Organ, eine Föderation. Es war der Streit um Bundesstaat und Staatenbund. Die Unitarier hatten den General D. Juan Lavalle, unterstützt von den Generalen La Paz, La Madrid u. s. f., zum Anführer und zählten in ihren Reihen die gebildete, bessere und wohlhabende Klasse der Bevölkerung und hauptsächlich die Stadtbewohner. An der Spitze der Gegenpartei, der Föderalen, standen Rosas, Quiroga, Lopez, Artigaz, Bustos, Ibarra, der Mönch Feliz Aldao u. a., fast ausnahmslos ungebildete, leidenschaftliche, blutdürstige Männer, die ihre Herrschaft nur durch die unerhörtesten Grausamkeiten befestigen konnten. Sie stützten sich vorzüglich auf die rohe zügellose Landbevölkerung und das Städteproletariat.

D. Manuel Dorrego, der Partei der Föderalen angehörig, wurde von Lavalle, der mit einem kleinen Heere von Unitariern aus der Banda Oriental gekommen war, angegriffen, am 13. Dec. 1828 bei Guardia de Navarro geschlagen, gefangen genommen und auf Lavalle's Befehl erschossen. Dieses Todesurtheil war der Ausgangspunkt von Tausenden von politischen Morden. Lavalle wurde zum Gouverneur von Buenos Aires ernannt. Der Gouverneur von Santa Fé, D. Estanislao Lopez, vereinte sich mit Rosas zum Sturze von Lavalle. Sie griffen seine Truppen bei Puente del Marquez an und nöthigten ihn zum

Rückzuge. Infolge dessen kam ein für die Lage des Landes günstiges Compromiss zu Stande und General Viamont wurde zum provisorischen Gouverneur von Buenos Aires ernannt. Rosas aber ruhte nicht, bis er selbst durch seinen und seiner Anhänger Einfluss 1830 von der „Sala“ (Volksvertretung) auf drei Jahre zum Gouverneur erwählt wurde und zwar, da er die Lage des Landes als im höchsten Grade gefährdet darzustellen wusste, „mit ausserordentlichen Vollmachten, um nach bestem Wissen und Gewissen zu regieren“. Nun begann von Seite Rosas' ein System von Unterdrückungen und politischen Verfolgungen, wie es bisher in den La Platastaaten noch nie erlebt worden war, das aber doch nur ein schwaches Vorspiel von den Greuelszenen bildete, die in einer etwas spätern Epoche so furchtbar schwer auf der Bevölkerung des unglücklichen Landes lastete. Landesverweisungen, Confiscationen, Gefängniss und Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Die Kerker von Buenos Aires genügten nicht mehr, die politischen Gefangenen zu fassen; es wurden aus alten Schiffen Pontons zu scheusslichen Gefängnissen hergerichtet, die Pressfreiheit wurde gänzlich unterdrückt, in keiner Zeitung durfte irgendein politischer Artikel ohne besondere Bewilligung des Gouverneurs abgedruckt werden; es wurden Listen von verbotenen Büchern angefertigt und selbst Buch- und Bilderhändler, die noch vor Veröffentlichung dieser Liste solche Werke verkauft hatten, deshalb ins Gefängniss geworfen; durch Henkershand wurden Bücher, z. B. die Werke von Volney u. a., auf dem öffentlichen Platze von Buenos Aires verbrannt. Das philosophische und das theologische Collegium wurden als staatsgefährlich aufgehoben. Ein verächtliches Denunciationssystem wurde eingeführt und der Befehl erlassen, dass jeder Anhänger der Regierung, d. h. jeder Föderale, ein rothes Band mit der Inschrift: „Es lebe die Föderation, nieder mit den Unitariern!“ tragen müsse.

Nach Verlauf seiner Regierungsdauer wurde Rosas wiederum zum Gouverneur erwählt, aber ohne ausserordentliche Vollmachten. Wie vorausszusehen war, nahm er die Ernennung nicht an. An seiner Stelle wurde General Balcarce Gouverneur und auf

Antrag des Deputirten Generals Iriarte von der Volksvertretung der Beschluss gefasst, dass alle zur Zeit der Dictatur erlassenen Gesetze, die nicht in Uebereinstimmung mit der Constitution der Provinz seien, ausser Kraft zu treten haben.

Rosas, wüthend über diesen für ihn unerwarteten Ausgang der Deputirtenversammlung, bekleidete sich selbst wieder mit der Stelle eines Generalcommandanten der Campaña und stellte sich an die Spitze eines Heeres, um einen längstprojectirten Feldzug gegen die wilden Indianer des Südens zu unternehmen. Von nun an lebte er in offenster Opposition mit der Regierung; ihren Befehlen gehorchte er nur, wenn es ihm gerade convenirte, diejenigen, die ihm nicht behagten, zerriss er, sobald er sie gelesen hatte, und warf sie mit verächtlichen Bemerkungen weg. Sein Hauptzweck war, an der Spitze seiner Truppen die Bewegungen der Hauptstadt zu beobachten und den günstigen Zeitpunkt für seine Plane und Absichten abzuwarten. Die Campagne des Südens war ein Vorwand. Rosas blieb mit dem Gros seiner Truppen am Rio Colorado und conspirirte, schickte jedoch eine Vorhut von circa 800 Reitern in die südlichen Pampas mit dem Befehle, die Indianer, wo sie solche treffen, unbarmherzig niederzumetzeln. Diese Reiterei drang auch ungefähr 120 Leguas nach Süden vor und tödtete einige friedliche Indianertribus. Dies war das einzige Resultat dieses Feldzugs, den Rosas selbst als seine grösste Heldenthat bezeichnete und die der Staatskasse von Buenos Aires über drei Millionen Pesos fuertes kostete, dem General Rosas aber ein immenses Privatvermögen eintrug.

In Buenos Aires entwickelte sich unterdessen eine vollständige Anarchie. Balcarce konnte sich nur kurze Zeit halten. Sein Minister Guido schickte einen Abgeordneten an Rosas, um ihn zum Gehorsam gegen die Regierung und Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge aufzufordern. Statt jeder andern Antwort spuckte Rosas in das Feuer, vor dem er sass und sagte: „Diese Regierung wird gerade so lange dauern als der Speichel in der Glut.“ Nach Balcarce's Sturz wurde der General Viamont zum Gouverneur erwählt. Dieser versuchte ebenfalls Rosas zum Gehorsam zu bewegen und sandte zuerst dessen Bruder Gervasio

an ihn ab, dann aber den General Facundo Quiroga, einen der grausamsten Parteiführer in den La Platastaaten. Beide Missionen waren erfolglos. Quiroga sagte bei seiner Rückkunft den Regierungsmitgliedern: „Sehen Sie, ich bin an Blut gewöhnt und Sie wissen, dass mich zerstückelte Menschen und zertrümmerte Häuser nicht schrecken, aber dieser Rosas hat mir so fürchterliche Pläne eröffnet, dass ich schaudere.“

Während Rosas in der Campaña der Dinge, die kommen sollten, wartete, entwickelte seine Frau D^a Encarnacion Ecurra in der Stadt selbst eine fieberhafte Thätigkeit, um ihm unter seinen Gesinnungsgenossen eine mächtige Partei zu verschaffen. Auf ihre Anregung bildete eins ihrer Subjecte, ein gewisser Tiburcio Ochoteco, einen Club unter dem Namen „Sociedad popular Restauradora“. Er war aus den gemeinsten Elementen und grösstentheils aus der Hefe des Volkes zusammengesetzt, sein Zweck war Rosas' Wahl zum Gouverneur mit ausserordentlichen Vollmachten. Rosas schickte eines Tages der Gesellschaft einen enormen Maiskolben (Masorca) mit blauen Bändern (Farbe der Unitarier) verziert und liess ihr durch seine Tochter Manuela sagen: jemand, der sich für die Gesellschaft interessire, schicke ihr diese mas horca für die Unitarier. Die Leiter der Gesellschaft begriffen Rosas' Absicht. Die gedehnte Aussprache des dem Volke wohlbekannten unanständigen Symbols (mas horca, mehr Galgen, statt masorca, Maiskolben), sollte nun ihre Devise sein. Mit Jubel wurde Rosas' Geschenk in der Stadt herumgetragen, die Gesellschaft führte von nun an den Namen Masorca und setzte mit erneuter Thätigkeit den Terrorismus der Bewohner von Buenos Aires fort.

General Viamont resignirte als Gobernador, denn er erkannte die Unmöglichkeit, dem stets wachsenden Einflusse Rosas' die Stirn zu bieten. Drei nacheinander gewählte Gouverneure weigerten sich, die Stelle anzutreten, endlich übernahm Rosas' alter Freund, Präsident der Sala, D. Manuel Vicente Maza, proviso- risch die Regierung, aber es war ihm nicht möglich, den täglich sich steigenden Unordnungen zu steuern. Die Sala trug nun Rosas die Stelle eines Gouverneurs an, er schlug sie aus und

nun begann eine lächerliche, unwürdige Komödie zwischen ihm und den Regierungsmitgliedern, diese bittend, jener verweigernd, bis Rosas endlich einwilligte, die Stelle eines Gouverneurs statt auf drei auf fünf Jahre und mit den unbeschränktesten Vollmachten (*suma del poder publico*) anzunehmen. Das geschah am 7. Mai 1835. Rosas war nun Dictator, absolutester Herrscher des Staates. Für Buenos Aires begann mit diesem Tage eine 17 Jahre lange Periode von namenlosem Elend, den unerhörtesten Schandthaten, den blutigsten Greueln.

Es ist nicht meine Absicht, hier auf die complicirten Verwickelungen der La Platastaaten im Innern und vorzüglich ihre Beziehungen zu den Nachbarstaaten und zu England und Frankreich einzutreten. Diese beiden grössten europäischen Seemächte haben in der mehr als zwei Decennien andauernden La Plata-Frage die möglichst unwürdige Rolle gespielt. Von fünf zu fünf Jahren wurde Rosas von neuem zum Dictator gewählt. Kein Mensch hätte es gewagt, ihm die Stimme nicht zu geben. Bei den Wahlen der sogenannten Volksvertretung musste jeder Wähler vorher erklären, für wen er stimmen werde, und wehe dem, der es nicht für einen fanatischen Anhänger des Dictators gethan hätte. So war die Machtstellung Rosas' nach innen gesichert. In jeder Provinz stand an der Spitze der Regierung ein ihm unbedingt ergebener Gouverneur, und der Dictator, der die Unitarier bis zur gänzlichen Vernichtung verfolgte, beherrschte die La Platastaaten nach durchaus unionistischen Principien. Fast bei jeder Eröffnung der Deputirtenkammer bat Rosas mit frechster Heuchelei, die Versammlung möchte ihm die schwere Bürde, der er körperlich und geistig beinahe erliege, abnehmen. Im Jahre 1851 erklärte der Gouverneur von Entre Rios, General D. Justo José de Urquiza, bei einer solchen Gelegenheit, dass Entre Rios gesonnen sei, ihm einen Theil seiner Bürde abzunehmen und sich in Zukunft dem Auslande gegenüber nicht mehr durch ihn vertreten lassen werde, und es werde seine Souveränität und volle Unabhängigkeit wahren, bis ein Congress sämmtlicher Einzelstaaten eine endgültige Einrichtung der Conföderation beschlossen habe. Der Erklärung von Entre Rios trat auch der

Nachbarstaat Corrientes bei. Dieser Beschluss des argentinischen Mesopotamiens war eine offene Kriegserklärung gegen Rosas. General Urquiza hatte diesen Schritt wohl überlegt und vorbereitet und zu diesem Zwecke mit Uruguay und Brasilien geheime Allianzen geschlossen, um in erster Linie in dem seit zehn Jahren durch Krieg verwüsteten Staate Uruguay Frieden herzustellen. Vor allem galt es, den General Oribe, den gemeinsten von Rosas' Henkerknechten, der mit Unterstützung des Dictators Montevideo bedrohte, zu beseitigen. Am 22. Juli 1851 marschirten die Bundestruppen in Uruguay ein und nach einer kurzen und glücklichen Campagne war die Banda Oriental befreit. Gegen Ende des Jahres versammelte sich die grosse „Befreiungsarmee Südamerikas“, wie die Bundestruppen, worunter 12000 Brasilianer waren, genannt wurden, bei Diamante am Paraná. Im December 1851 und Januar 1852 marschirten sie, 28700 Soldaten, 50000 Pferde und 40 Geschütze stark, über den Strom und rückten rasch gegen Buenos Aires. Am 3. Febr. wurde die erste und auch total entscheidende Schlacht bei *Monte Cazoros* in der Nähe von Santos Lugares, jenem berüchtigten Gefängniss und befestigten Lager, in dem so viele Hunderte unschuldiger Opfer auf Rosas' Befehl ermordet wurden, einige Leguas von der Hauptstadt, geschlagen. Die alliirte Armee errang einen vollständigen Sieg. Die brasilianische Fremdenlegion, zum grossen Theile aus ehemaligen Theilnehmern an der schleswig-holsteinischen Campagne zusammengesetzt, soll das meiste zum glänzenden Resultate des Tages beigetragen haben.¹⁾

Noch ehe die Schlacht vollständig entschieden war, verliess Rosas seine Truppen und floh nach Buenos Aires, wo er sich im Hause des englischen Gesandten versteckte und mit Zittern den Ausgang des Kampfes erwartete. Am folgenden Tage schiffte er sich unter Vermittelung dieses Diplomaten, als Matrose verkleidet, mit seinen Kindern an Bord des englischen Kriegsschiffes *Locust* ein und verliess für immer den südamerikanischen

¹⁾ Von brasilianischer und argentinischer Seite wird dies oft entschieden in Abrede gestellt.

Boden. Bei seiner Ankunft in England wurde der hundertfache Mörder mit einer Ehrensalue von 21 Kanonenschüssen begrüsst. Er lebt seit 1852 auf einem reizenden Landgute in der Nähe von Southampton.

Dieser sehr flüchtigen Skizze lasse ich noch einige charakteristische Züge aus der politischen Thätigkeit und dem Privatleben des Dictators folgen. Sie mögen einen kleinen Begriff davon geben, was Buenos Aires zur Zeit der Schreckensherrschaft eines Mannes gelitten hat, der ein Cajus Verres vor, ein Sulla während seiner Dictatur war.

Die Proclamation und das Circular, mit denen Rosas die Annahme der Dictatur der Nation kundgab, sind ein sonderbares Gemisch von Gleissnerei, ekelhafter Heuchelei und echter Gauchobarberei. Sie liessen indessen das Volk nicht im mindesten in Zweifel über sein Programm: die Vernichtung der Gegner durch Verbannung, Gefängniss und Tod, und die Nothwendigkeit, dass Väter ihre Kinder und Kinder ihre Aeltern verrathen und opfern, falls er es verlange. Als beim Empfang der Regierungsmitglieder der Präsident der Volksvertretung (Sala) auszusprechen wagte, dass die Nation hoffe, der Dictator werde der Provinz eine Constitution verleihen, erwiderte Rosas nichts, liess aber am folgenden Tage in seinem officiellen Journale seinen Unwillen darüber ausdrücken, dass der Präsident es gewagt habe, den anarchischen und unitarischen Gedanken einer Constitution auszusprechen.

Die verschiedensten Corporationen boten Rosas Ehrenwachen an; er nahm sie beifällig auf, hielt an jede eine Anrede gegen die Unitarier und alle anständigen Leute, die einen Frack und einen reinen Hemdkragen tragen, und nöthigte dann seine Gardisten, sich mit verkohlten Korkstöpseln Schnurrbärte zu malen. Bald füllten sich die Gefängnisse und Militärquartiere mit politischen Gefangenen. Angst und Schrecken lagerten auf der Stadt, Hinrichtungen und Auspeitschungen waren an der Tagesordnung.

Am 22. Febr. 1835 wurde der kühne, grausame General D. Facundo Quiroga, einige Poststationen von Cordova, sammt seinem Gefolge ermordet. Rosas war der intellectuelle Urheber, der Gouverneur von Cordova D. José Vicente Remafée und sein

Bruder D. Guillermo die Auftraggeber und der Gauchokapitän Santos Perez mit einer Schar Gauchos der Vollbringer des Mordes. Mit beispielloser Heuchelei liess Rosas nach Empfang der Nachricht der so sehnlich erwarteten blutigen That eine so- lenne Todtenfeier veranstalten und die Mörder verfolgen. Die Brüder Remafée's wurden nach zweijähriger grausamer Haft zu- gleich mit Santos Perez auf der Plaza de la Victoria in Buenos Aires erschossen. Das nämliche Schicksal erlitt später der Gou- verneur von Santa Fé, D. Domingo Cullen, einzig weil er im Besitze wichtiger Briefe von Rosas war, die dessen Mitschuld an Quiroga's Mord unzweifelhaft machten. Als bei einer Gele- genheit die Frauen von Buenos Aires das Bild des Dictators in einem Wagen durch die Strassen zogen, wurde auch Quiroga's Witwe genöthigt, mit Hand anzulegen. Bei der Rückkehr in ihre Wohnung wurde ihr im Namen Rosas' eine Schachtel über- geben; sie war gefüllt mit Heu und Klee!

Rosas verlangte, dass seinem Bilde göttliche Ehre erzeigt werde; es wurde von seinen fanatischen Anhängern von Kirche zu Kirche getragen, von den Geistlichen in vollem Ornate empfangen und auf den Hochaltar gestellt. Nur die Jesuiten weigerten sich, ihre Kirche durch einen solch unwürdigen Act zu profaniren, und wurden auch deshalb von Rosas aus Buenos Aires vertrieben.

Als im Jahre 1838 Juan Manuel's Gattin D^a Encarnacion Ecurra, eine schlaue, intrigante, ihrem Manne geistig weit über- legene Frau, die das meiste für seine Ernennung zum Dictator beigetragen hatte, auf dem Todtenbette lag, wurde sie von Rosas auf beispiellos rohe Weise behandelt und für den Ausdruck ihrer Schmerzen hatte er nur schmutzige Zoten. Selbst den Beistand eines Geistlichen verweigerte er ihr, und als seine Tochter ihn fussfällig bat, der Mutter einen Beichtiger zu gewähren, erwi- derte er in Gegenwart der Dienerschaft: „Die Encarnacion weiss zu viel von der Föderation und die Pfaffen erzählen nachher wieder, was ihnen die Dummköpfe in der Beichte anvertrauen. Ob sie beichtet oder nicht beichtet, ist gleichgültig; nach ihrem

Tode werden wir einen Pfaffen in ihr Zimmer lassen und sagen, sie habe gebeichtet, und alle Welt wird es glauben.“ Und so geschah es. Nachdem Encarnacion Escurra verschieden war, wurde ein Geistlicher geholt, um ihr die letzte Oelung zu geben, und um diesen zu täuschen, musste einer von Rosas' Narren unter das Bett kriechen und den Leichnam schütteln. Rosas befahl dann grosse Leichenfeierlichkeiten, heuchelte den tiefsten Schmerz und nöthigte die Bevölkerung, ein Jahr lang Trauer zu tragen. Alle officiellen Documente mussten schwarz berändert sein.

Nicht minder empörend war die Scene in dem Sterbezimmer seines Vaters, den Rosas wüthend und in der rohesten Weise darüber zur Rede stellte, dass er nicht ihn, sondern seinen jüngern Bruder Gervasio zum Testamentsvollstrecker ernannt habe. Der rechtschaffene D. Luiz Ortiz raffte noch seine letzten Kräfte zusammen, um seinem entmenschten Sohne ein Spiegelbild seines Lebens und seiner Verbrechen vorzuhalten, vor dem aber Rosas entsetzt floh.

Nach dem Tode der D^a Encarnacion Escurra spielte deren Schwester Maria Josefa Escurra unter den Organen Rosas' eine hervorragende Rolle; sie war ein habsüchtiges, bösertiges, leidenschaftliches Weib, eine blutdürstige Megäre, die die Unitarier mit der raffinirtesten, wahrhaft teuflischen Bosheit verfolgte. Hauptsächlich ihren Bemühungen gelang es, das beim Dictator so sehr beliebte Denunciationssystem auf eine des vollkommensten Polizeistaates würdige Weise auszubilden. Von Rosas' Geschwistern war sein Bruder Prudencio, ein roher, ungebildeter Mensch, ein zu jeder Schlechtigkeit willfähriges Werkzeug; der jüngere, Gervasio, weit besser als seine Brüder, war ihnen an persönlichem Muth und Geist weit überlegen. Er hat nie die Initiative zu grausamen Handlungen gegen die Unitarier ergriffen. Die ältere Schwester des Dictators, D^a Mercedes, an den Arzt Dr Rivera verheirathet, eine durchaus harmlose Natur, mischte sich nie in die Politik und begnügte sich mit kleinen Liebschaften und poetischen Tändeleien. Die Jüngere, D^a Agustina, eine der berühmtesten Schönheiten von Buenos Aires, Gattin des Generals Mancilla, war zufrieden und glücklich, wenn sie durch Geschmeide und reiche

Kleider ihre Eitelkeit befriedigen konnte, und blieb ebenfalls bis in die letzten Jahre von Rosas' Dictatur der Politik fremd.

Eine gewisse Berühmtheit erlangte D^a Manuelita, des Dictators Lieblingstochter. Sie ist sehr verschieden beurtheilt worden: während sie von vielen Seiten als ein Engel an Güte und Unschuld geschildert wurde, trafen sie von ihren Gegnern die härtesten, jedenfalls von Parteilidenschaft übertriebenen Beschuldigungen. Rosas' Feinde warfen ihm in den öffentlichen Blättern von Montevideo sogar vor, dass er in blutschänderischem Umgange mit seiner Tochter gelebt habe. D^a Manuelita soll ein treffliches Herz gehabt haben, aber jede edle Regung wurde von ihrem Vater gewaltsam unterdrückt; er legte es darauf an, dass sie die Achtung vor sich selbst verlieren musste. Er zwang sie, mit den gemeinsten Meuchelmördern zu fraternisiren, die unflätigsten Spässe anzuhören, den entsetzlichsten Greuelthaten zu applaudiren; darf man sich wundern, dass die bessern Gefühle in dem Mädchen unterdrückt wurden, da auch ihre Mutter nie von solchen beseelt war? D^a Manuelita gewöhnte sich allmählich an die täglich sich wiederholenden Blutthaten, und wenn sie auch anfangs viel und schwer unter dem Drucke all der entmenschenden Scenen, die um sie her vorgingen, gelitten haben mag, so wurde sie doch nach und nach dagegen abgestumpft. General Oribe liess den Obersten D. Facundo Borda erschiessen und schickte dessen Ohren eingesalzen an Rosas, der sie in einer silbernen Schüssel seiner Tochter präsentirte. Mit lächelnder Miene zeigte Manuelita diese ekelhaften Trophäen ihrer Abendgesellschaft vor. Der anwesende Fregattenkapitän Frankland vom englischen Kriegsschiffe Pearl drehte der Tochter des Dictators verächtlich den Rücken, nahm seine Mütze und verliess den Saal. Es steht jedoch fest, dass D^a Manuelita durch Verwendung und Bitten bei ihrem Vater, selbst mit schweren Opfern von ihrer Seite, manches Leben gerettet hat. Einmal z. B. wollte Rosas einem politischen Gefangenen das Leben nur unter der Bedingung schenken, dass seine Fürbitterin Manuelita auf einem seiner Narren ein paarmal durch den Saal reite (ohne Sattel reite), ohne von ihm abgeworfen zu werden, was er

„Montar el peludon“ nannte und eins seiner rohen Lieblingsvergnügen war. Rosas' Unterhaltungen waren der allergemeinsten Natur und kennzeichneten durch und durch den niedrigen Charakter des Mannes. Seine vorzüglichsten Privatvergnügen verschaffte er sich mit einem Paar halb blödsinnigen Mulatten, seinen Hofnarren, die er je nach seinen Launen bald eigenhändig blutrünstig schlug, bald wieder mit Freundlichkeiten überhäufte. Den einen nannte er Padre Vigua und behandelte ihn oft als kirchlichen Würdenträger, häufig liess er ihn beim Essen neben sich stehen, stopfte ihm den offenen Mund mit Brocken so voll als nur möglich, und befahl ihm dann zu kauen; verlor dabei der Unglückliche den geringsten Bissen, so wurde er unbarmherzig gepeitscht.

Mit dem Jahre 1840, nach dem unglücklichen Versuche des unentschlossenen, immer zögernden Generals Lavalle, mit orientalischen Truppen, denen sich zahlreiche emigrierte Porteños angeschlossen hatten, Rosas zu stürzen, vermehrte sich die Wuth des Dictators und seiner Anhänger gegen die Unitarier und die Greuelthaten gegen dieselben vermehrten sich in schaudererregender Weise. Die verruchte Masorca entwickelte nun ihre vollste Thätigkeit; in Trupps von 8—12 Individuen drang sie in die ihr von der Polizei bezeichneten Wohnungen oder überhaupt in Häuser, bei deren Bewohnern die Leiter dieser Mörderbanden unitaristische Gesinnungen vermutheten. Während nun hier einige unter fanatischem Geschrei Thüren und Fenster zerstörten, andere alles Glas- und Porzellangeschirr auf die Strasse warfen und wieder andere Kästen und Schränke erbrachen, um alles, was sie gebrauchen konnten, zu rauben, mishandelten einige die Frauen, schlugen sie mit ihren schweren Lederpeitschen, warfen sie auf den Boden, schnitten ihnen mit ihren Messern die Haare ab und schändeten sie auch oft; andere aber suchten die männlichen Hausbewohner, rissen sie auf die Strasse und schnitten ihnen unter teuflischem Gelächter den Hals ab.

Wöchentlich wiederholten sich in dem einen oder andern Stadttheile solche Metzeleien, von Zeit zu Zeit aber nahmen sie auf Rosas' Befehl schauderhafte Dimensionen an. Es wurde dann

von Rosas der Masorca angezeigt, es werde eine „Hunde-tödtere“ (Matanza de perros) stattfinden. Noch heute erinnern sich Tausende von Bewohnern von Buenos Aires mit Entsetzen der grauenvollen Menschenschlächtereien vom 1.—28. Oct. 1840 und derer durch den ganzen April 1842. In der letztern ruhte die Masorca weder Tag noch Nacht. Den von Rosas bezeichneten Unitariern wurde der Kopf mit stumpfer Säge abgeschnitten, wobei eigens zu diesem Zwecke gedichtete Gassenhauer gesungen wurden. Diese vom Dictator selbst erfundene Marter hiess „La resbalosa (die Rutschpartie). Wenn eine Masorcabande ein Dutzend Opfer ermordet hatte, liess sie Raketen steigen; dann kam der Polizeikarren, um die Cadaver aufzuladen. Die Wagenführer riefen durch die Strasse „Pfirsich kaufen“ aus. Die Köpfe wurden mit blauen Bändern geschmückt auf dem Markte aufgestellt und ein Fleischer setzte zwischen seine zum Verkaufe hergerichteten Hammelsköpfe solche blutige Trophäen. Ich habe in den Jahren 1839—1841 viele flüchtige Unitarier in Peru getroffen und von ihnen Schauderscenen erzählen gehört, die zu wiederholen sich die Feder sträubt.

Nicht zufrieden damit, nur die Männer unter den Unitariern zu ermorden, wollte Rosas auch ihre Familien für alle Zeit unschädlich machen, und erliess desshalb am 16. Sept. 1840 das berüchtigte Hungergesetz (ley de hambre) das die Unitarier völlig rechtlos, aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Habe für verlustig erklärte und sie so recht eigentlich dem Hungertode preisgab. Rosas nannte sich den Wiederhersteller der Gesetze (Restaurador de los leyes)!

Wenn die Masorca eine Zeit lang ihre Thätigkeit einstellte, so wurden dafür in den Kasernen, Gefängnissen und insbesondere in Santos Lugares die officiellen Hinrichtungen in grossartigem Masstabe vollzogen. Nach jahrelanger Gefangenschaft, in der die Unglücklichen die qualvollsten Leiden ausstehen mussten, zuweilen von den Würmern bei lebendigem Leibe aufgefressen wurden (z. B. Major D. Manuel Cano), liess sie Rosas ohne irgendeinen weitem Process erschiessen. Wagte es einer, in den letzten Momenten noch eine Verwünschung gegen den Tyrannen auszu-

stossen, so wurde ihm die Zunge abgeschnitten und erst eine halbe Stunde später wurde er dann erschossen (z. B. D. Antonio Elguero, erschossen am 8. Febr. 1842). Eine der spätern von Rosas angeordneten Executionen (vom 10. Aug. 1848), die des Priesters Gutierres und seiner Haushälterin Camila O'Corman, erregte um so mehr Empörung, als die Unglückliche in wenigen Monaten ihre Entbindung erwartete. Augenzeugen erzählen, dass manchem Soldaten der an blutige Thaten so sehr gewöhnten Executionsmannschaft bei dieser Hinrichtung die Augen mit Thränen gefüllt waren.

Wenn Rosas es für nöthig glaubte, der Bevölkerung Schrecken einzujagen, griff er nach einer Anzahl Polizeinoten der Gefangenen — sogenannte Filiaciones — von denen immer eine grosse Menge in seinem Arbeitszimmer lag, setzte eigenhändig das Todesurtheil darunter und schickte sie zur Polizei, die zur bestimmten Stunde die Execution vornehmen liess. Mit den Gefangenen wurde kein Verhör vorgenommen, es wurde ihnen kein Process eingeleitet, sie wurden vor keinen Richter gestellt. Eine einfache Denunciation genügte, der Verdächtige wurde in das Gefängniss geworfen, und die Filiacion dem Dictator überreicht. Eine solche Filiacion mit dem Todesurtheil ist in meinem Besitze und ich will sie hier wörtlich wiedergeben. Sie ist auf einem halben Bogen klein spanisch Folio und lautet: „Es lebe die Föderation! Faustino Ruiz, Vaterland Buenos Aires, Alter 34 Jahre, verheirathet, wurde am 19. Juli 1840 durch den Lieutenant Commissionär D. Gervasio Espindola gefangen genommen, weil er sich öffentlich und zügellos gegen die geheiligte Sache der Föderation und gegen den erlauchten Wiederhersteller der Gesetze ausgesprochen hat.“ Darunter steht: „Februar 13/1841. Wird künftigen Donnerstag im Gefängniss erschossen.“¹⁾ Das Urtheil sammt Datum ist von

¹⁾ ¡ Viva la Federacion !

Faustino Ruiz, Patria B^s Ay^s edad 34 an^s Estado casado fué preso el 19 de Julio de 840 p^r el Teniente comisionado Dⁿ Gervasio Espindola p^r haberse pronunciado publica y desenfrenadamente contra la sagrada Causa de la Federacion y de la Ilustre persona del Restaurador de las Leyes.

Febrero, 13/841.

Fusilese el Jueves Proximo en la carcel.

Rosas eigenhändig geschrieben, aber nicht mit seinem Namen, sondern nur mit seinem Handzuge (Rubrica) unterzeichnet. Oben bemerkt man ein kleines Kreuz mit Bleistift. Dieses Zeichen wurde nach der Execution vom Polizeidirector auf die Filiacion gesetzt und dieselbe ins Archiv gelegt. Faustino Ruiz wurde also wegen einiger unbesonnenen Aeusserungen (wenn diese Angabe überhaupt wahr war und nicht bloß auf einer gehässigen Denunciation beruhte) sieben Monate lang im Gefängnisse gehalten und dann ohne Urtheil hingerichtet, mit ihm zugleich wurden am 15. Febr. 1841 noch vier andere Gefangene wegen ähnlicher Motive im Gefängniss erschossen.

Blutroth war die Farbe Rosas' und der Föderalen in Kleidung, Schmuck, Geräthen u. s. f., ja es wurde sogar verlangt, dass die Häuser roth angestrichen wurden. Jeder Bewohner von Buenos Aires musste das rothe Abzeichen der Föderation tragen; die Männer ein wenigstens sechs bis acht Zoll langes und einen Zoll breites Band im Knopfloche oder am Hut; die Frauen eine solche Masche am Kopf. Wenn die eine oder andere sich ohne eine solche oder nur mit einer wenig bemerkbaren kleinern sehen liess, so wurde sie von den Masorqueros gepackt und ihr mit heissem Pech eine grosse rothe Masche an den Kopf geklebt. An Sonn- und Feiertagen wurden bei jeder Kirche Pechpfannen zu diesem Zwecke bereit gehalten. Auf den Bändern stand die Inschrift: „Vivan los Federales! Mueran los salvajes, asquerosos, inmundos unitarios! F. o. M.“ (Es leben die Föderalen; Tod den wilden, ekelhaften, schmuzigen Unitariern! ¹⁾) Diese Devise musste an die Spitze der öffentlichen und Privat-Documente gesetzt werden, an die Spitze der Zeitungsannoncen, auf die Flaggen, kurz wo sie sich nur anbringen liess; im Theater mussten die Schauspieler mit diesem Feldgeschrei beginnen, die Nachtwächter mussten es mit der Stunde abrufen; die Verurtheilten wurden gezwungen, es vor ihrer Execution zu wiederholen.

Gegen die neutralen Fremden bezeugte sich Rosas im allge-

¹⁾ Los inmundos Unitarios heisst nicht die „unmündigen“ Unitarier, wie es ein deutscher Tourist übersetzt, sondern die schmuzigen, unreinen Unitarier.

meinen freundlich, und daher kommt es auch, dass er unter ihnen viele Anhänger und warme Vertheidiger fand. Die verächtlichste Rolle unter Rosas' Schreckensherrschaft spielte der damalige englische Gesandte Sir John Henry Mandeville. Die Geschichte der Diplomatie weist kaum ein zweites Beispiel auf, dass sich ein Gesandter so schmähiblich tief erniedrigte wie Mandeville vor Rosas, dessen blindes Werkzeug und Spielball er war und der ihn oft beinahe ebenso wie seine Narren behandelte.

José Rivera Indarte gibt in seinem Werke „Rosas y sus oppositores“, dem ein grosser Theil der obigen Angaben entlehnt ist, an, dass bis 1843 22030 Personen der Gewaltherrschaft Rosas' zum Opfer gefallen seien; darunter 3765 Individuen, denen der Hals abgeschnitten (degollados), 1393, die erschossen, 722, die erdolcht wurden. Ueber 30000 Argentinier hatten damals schon ihr Vaterland verlassen, um in den benachbarten Republiken, in Brasilien oder in Europa ein Asyl zu suchen. Ueber die Anzahl sämmtlicher Opfer bis zum 4. Febr. 1852 liegen mir keine sichern Angaben vor. Liest man eine Darstellung von Rosas' Regierung, so glaubt man, man durchblättere die alte römische Geschichte und habe die Blutthaten eines Sulla, Nero, Caracalla, Heliogabal oder Caligula aufgeschlagen. Man begreift schwer, dass zwischen den Tyrannen Roms und dem Dictator von Buenos Aires mehr als anderthalbtausend Jahre fortschreitender Civilisation liegen.

Rosas wurde von keiner grossen politischen Idee getragen; er war nicht einmal fähig, eine solche zu fassen. Er potenzirte in sich alle rohen und schlechten Eigenschaften der Gauchos, denen er zwar nicht durch die Geburt, aber doch aus Inclination angehörte. Der „Kampf“, den er leitete, war der Kampf der Barbarei gegen die Civilisation, jene durch die Land-, diese durch die Städtebevölkerung repräsentirt, und konnte daher nur durch die rohesten und grausamsten Mittel unterhalten werden. Rosas war blos dadurch im Stande, so lange zu herrschen, dass er die wilden Elemente der Pampas und das Proletariat der Hauptstadt entfesselte, ihnen schmeichelte, ihre bösen Neigungen stets neu aufstachelte, und ihren Leidenschaften möglichst freie Action gewährte. Lasst

solche Elemente Blut kosten, und Blut wird ihnen zum Bedürfnisse. Nachdem Rosas jede Association seiner Gegner im Staate selbst zur Unmöglichkeit gemacht hatte und nur noch das Individuum existiren liess, hatte er auch die vollste Tyrannengewalt erreicht. Das Individuum ist aber einem solchen Regenten nur dann gefährlich, wenn es zum Meuchelmörder wird. Ein solcher aber hatte sich für Rosas nicht gefunden. Es gehört in der That zu den auffallendsten Erscheinungen in der neuern Geschichte der La Platastaaten, dass kein Vater, kein Sohn, kein Bruder den Muth hatte, durch eine entscheidende That die geschändete Familienehre zu rächen und das Vaterland von der Blutherrschaft des Dictators zu befreien. In den Blättern von Montevideo wurde die Ermordung Rosas', besonders von Indarte, mit einem gelehrten Aufwande von Argumenten und jedenfalls mit mehr Logik, als in der berüchtigten, das Regicidium vertheidigenden Bulle „in coena Domini“, als eine verdienstvolle Handlung geschildert. Die That unterblieb, aber nicht etwa aus Abscheu gegen einen solchen politischen Meuchelmord, sondern lediglich aus Feigheit. Nur einmal und zwar durch eine Art Höllenmaschine, die dem Dictator in einem Kästchen zugeschickt ward, wurde ein Versuch gegen sein Leben unternommen; er blieb aber resultatlos. Rosas war übrigens gegen meuchlerische Angriffe wohl geschützt, er war stets von seinen ergebensten fanatischen Anhängern umgeben und überwacht und trug auch ein feingearbeitetes Panzerkoller unter seinen Kleidern. Er fand es jedoch selbst nöthig, seine nächsten Umgebungen oft über seinen Aufenthalt zu täuschen und verliess häufig als gemeiner Gaucho verkleidet unbemerkt nachts seine Wohnung, um anderswo zu schlafen; besonders war dies der Fall, wenn er in Palermo residirte.

Fassen wir kurz die hervorstechenden Charakterzüge des Dictators zusammen, wie die Geschichte seiner Jugend und seiner Regierung sie uns kennen gelehrt hat. Juan Manuel Rosas vereinigte in sich eine Menge der niedrigsten Eigenschaften und Leidenschaften, er war feig, rachsüchtig, roh, grausam und blutdürstig; er war falsch, wortbrüchig und treulos. Sein Grundsatz war: Verträge mit den Feinden braucht man nicht zu hal-

ten; sie dienen nur dazu, um die Gegner desto sicherer in die Gewalt zu bekommen! Wir kennen von Rosas weder als Privat- noch als Staatsmann irgendeine edle oder aner kennenswerthe Handlung. Nicht durch geistige Ueberlegenheit und hervorragende Talente gelangte er auf den Gipfel der absoluten Gewalt und hielt sich 17 Jahre lang auf demselben, sondern nur durch Furcht und Schrecken, die er seinen Gegnern durch rohe Grausamkeit einzuflössen wusste. Rosas war schlau und energisch und verstand es, durch kluge Benutzung der Schwächen seiner Feinde für sich den grössten Vorthail zu ziehen. Da es ihm durchaus an persönlichem Muthe und auch an jedem andern Feldherrntalent fehlte, so ist es auch erklärlich, dass nach der ersten verlorenen Schlacht sein ganzes System, das nur von den schlechtesten Elementen getragen war, wie ein Kartenhaus zusammenbrach und nach derselben der Dictator für immer von dem Schauplatze seiner mehr als zwanzigjährigen politischen Thätigkeit verschwinden musste.

Wir besitzen bisjetzt noch keine genaue und unparteiische Geschichte der La Platastaaten unter Rosas' Dictatur; das vorhandene Material ist durch die extremsten Parteifärbungen mehr oder weniger entstellt. Es ist hohe Zeit, dass sich ein gründlicher und gewissenhafter Historiograph mit dieser Aufgabe beschäftigt und die sehr werthvollen Zeugnisse und Mittheilungen der noch lebenden Personen, die während jener Epoche eine hervorragende Rolle gespielt haben, benütze. Je länger diese Arbeit hinausgeschoben wird, desto schwieriger gestaltet sie sich. Die Sichtung des zum grossen Theile absichtlich gefälschten Materials kann nur in Buenos Aires unter Beiziehung durchaus verlässlicher Zeitgenossen jener Periode geschehen, in der cisatlantischen Studirstube eines europäischen Gelehrten ist sie nicht möglich. Schliesslich nur noch die Bemerkung, dass unmittelbar nach dem Sturze von Rosas aus verschiedenen Archiven von Buenos Aires eine grosse Anzahl wichtiger auf seine Regierung bezüglicher Documente entwendet wurden.

Ich musste mich zur Weiterreise nach dem Innern der La Platastaaten mit einem neuen Passe versehen. Die südamerikanischen

Republiken hatten sich, wenigstens damals, noch nicht von den lästigen Passplackereien emancipirt. Man kann es allenfalls noch begreiflich finden, dass Reisende, die sich nach europäischen Polizeistaaten einschiffen, mit Pässen versehen sein müssen, aber was ein solches Document für die Pampas dienen soll, ist nicht einleuchtend. Man findet bei südamerikanischen Polizeibeamten oft sonderbare Begriffsverwirrungen bezüglich der europäischen Geographie; besonders unklar ist ihnen die Vielgliedrigkeit Deutschlands. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, am allerwenigsten, wenn wir einen Pass sehen, der von einem „Generalconsul“ jener Nation, die sich so gern schmeichelt, an der Spitze der deutschen Intelligenz zu stehen, ausgestellt ist und „zur Reise nach Europa und den übrigen deutschen Bundesstaaten“ lautet. Dieser nämliche Functionär gebrauchte auch stets auf den ihm zur Beglaubigung vorgelegten Documenten die Formel: „Was ich mit meiner eigenthümlichen Unterschrift bezeuge.“

Am 8. Juni verliess ich um 10 Uhr vormittags Buenos Aires an Bord des Dampfers „Sycee“. Zu jener Zeit beschifften den Rio Paraná zwischen Buenos Aires und La Bajada, dem damaligen Sitze der Centralregierung der La Platastaaten, zwei concurrirende Gesellschaften, eine Franco- und eine Angloargentinische. Jene liess ihr Boot „El primer Argentino“ jeden Montag, diese das ihrige jeden Dienstag von Buenos Aires abgehen. Die Unternehmer waren aber vernünftig genug, sich nicht durch sinnloses Herabsetzen der Fahrpreise gegenseitig ruiniren zu wollen, sondern sie beschränkten ihre Concurrenz hauptsächlich auf die Verköstigung der Passagiere. Während nämlich von der einen Gesellschaft die Reisenden auf das reichlichste mit französischen Weinen bewirthet wurden, setzte die andere den ihrigen ausgezeichnet gute und reichliche Mahlzeiten vor.

Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr passirten wir die Insel *Martin Garcia*. Dieses kleine Eiland liegt quer vor der Mündung der Ströme Uruguay und Paraná; dicht an ihr vorbei führt ein breiter Kanal, der Paranaguazú, mit einem Fahrwasser von 14—16 Fuss Tiefe. Es ist die Haupteinfahrt in die beiden Ströme. Die Insel ist unbewohnt und wird nur zuweilen von Schiffen besucht, die dort

Steine als Ballast holen. Nach ihrer Lage ist sie aber von ausserordentlicher Wichtigkeit und wahrscheinlich bestimmt, in Zukunft noch eine sehr hervorragende Rolle zu spielen. Sie beherrscht vollständig den Eingang zu den beiden grossen Strömen der wichtigsten Handelsstrasse des südlichen Südamerika. Eine zweckmässige Befestigung von Martin Garcia macht aus der Insel gewissermassen ein argentinisches Gibraltar. Der Besitzer derselben kann durch seine Kanonen den Kanal und somit die Haupt-Aus- und Einfahrt der beiden Ströme nach Belieben sperren. Es ist daher leicht einzusehen, dass dieses zwischen der Banda Oriental und der Provinz Buenos Aires gelegene Eiland von jeher ein Gegenstand des Streites dieser beiden Republiken war. Urquiza soll es im Jahre 1852 an England und Frankreich abgetreten haben, die indessen keinen Werth auf dieses zweideutige Geschenk legten. Der fünfte Artikel des wichtigen Vertrages von José de Flores, der am 10. Juli 1853 zwischen der Argentinischen Conföderation einerseits und Grossbritannien, Frankreich und Nordamerika andererseits unterzeichnet wurde und durch den die freie Schifffahrt auf beiden Strömen, soweit sie durch conföderirtes Gebiet fliessen, allen Nationen freigegeben wird, bestimmt über diese wichtige Insel nur, dass die contrahirenden Mächte ihren Einfluss anwenden wollen, dass dieselbe von keinem Staate am Rio de la Plata in Besitz genommen oder als Eigenthum behalten werde, der nicht seinen Beitritt zum Princip der freien Schifffahrt erklärt habe. Es tauchte sogar einmal das Project auf, nach Martin Garcia die Regierung eines mächtigen Bundesstaates sämmtlicher am mittlern und untern Verlauf der beiden Ströme liegenden Republiken zu verlegen.

Eine historische Erinnerung wenig erfreulicher Natur knüpft sich an diese Insel, nämlich das Scheingefecht der argentinischen Kriegsschiffe gegen die der Conföderation im Jahre 1853. Als 1852 der Krieg zwischen Buenos Aires und dem General Urquiza ausbrach, besass jener Staat einen Kriegsdampfer unter dem Commandanten Koe, einem Nordamerikaner. Von Urquiza bestochen, übergab ihm Koe den Dampfer um 1000 Goldunzen. Die Regierung von Buenos Aires kaufte nun einige Kauffahrtei-

fahrer, armirte sie in Kriegsschiffe und schickte sie gegen Urquiza's Geschwader. Koe hatte aber einen Theil der Kapitäne dieser Schiffe, meist ehemalige Lootsen, erkauft. Bei Martin Garcia fand ein Scheingefecht statt und die meisten der argentinischen Schiffe gingen während desselben zu Koe über. Urquiza blockirte nun Buenos Aires zu Land, Koe mit seinem ziemlich starken Geschwader zu Wasser von der Aussenrhede. Die Regierung von Buenos Aires kannte aber ihren maritimen Gegner sehr genau. Sie machte ihm durch Unterhändler den Antrag, wiederum zu ihr überzugehen, und richtig lieferte ihr Koe um den Preis von 15000 Goldunzen die sämtlichen Schiffe des Blockadegeschwaders aus. Urquiza wurde dadurch genöthigt, die Belagerung der Stadt aufzugeben. Koe fand es nicht gerathen, sich nach diesem neuen Verrathe länger in Buenos Aires aufzuhalten. Der Kapitän des englischen Packetbootes weigerte sich, ihn als Passagier aufzunehmen. Bei seiner Ankunft in Nordamerika empfing ihn die dortige Presse mit dem Ausdrücke der namenlosesten Verachtung, das Volk insultirte ihn, wo er sich erblicken liess und er erkannt wurde. Er verliess daher auch sein Heimatsland, um in Paris die Früchte seines vielfachen Verrathes zu geniessen.

Vor seiner Verbindung mit dem Uruguay theilt sich der Paraná in mehrere Arme, von denen jedoch nur zwei für die Flussschiffahrt von Bedeutung sind. Der nördliche ist der schon erwähnte Paranaguazú; er ist die tiefste und breiteste, daher auch die befahrenste dieser Wasserstrassen, der grosse südliche Arm „Paraná de las Palmas“ erlaubt nur Fahrzeugen von sechs bis acht Fuss Tiefgang freie Schifffahrt; noch viel seichter ist das Fahrwasser des zwischen beiden gelegenen Paraná miri. Die übrigen Arme können nur mit ganz seicht gehenden Schiffen und unter vielen Beschwerden befahren werden. Die zahlreichen von diesen Armen gebildeten Inseln sind flach und bei Hochwasser grösstentheils überschwemmt, die in Brasilien an ähnlichen Localitäten stets vorherrschenden Manguebäume fehlen hier gänzlich; ihre Stelle nimmt der Seïbo (eine Erythrina) ein.

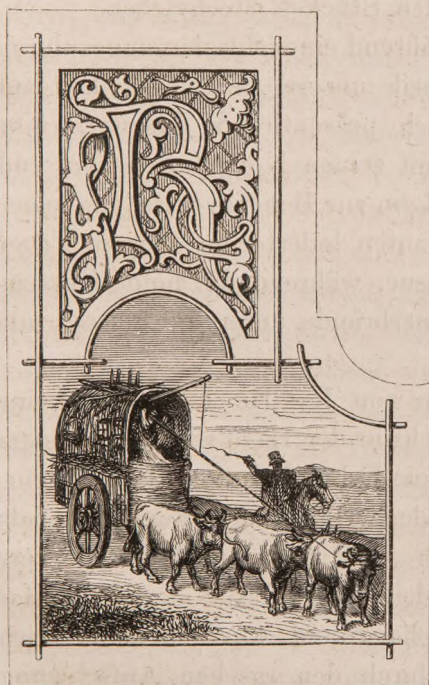
Die Fahrt auf dem Paraná ist ziemlich monoton und erfor-

dert wegen der vielen seichten Stellen besonders bei niedrigem Wasserstande grosse Vorsicht und einen vorzüglichen Lootsen. Trotzdem an Bord der Sycee weder das eine noch das andere fehlte und wir einen sehr hohen Wasserstand vorfanden, rannte doch das Boot einigemal auf Untiefen fest und wir verloren einige Stunden, um das Schiff flott zu machen. Das linke Flussufer ist fast ganz flach, das rechte fällt wenig hoch, aber ziemlich steil ab. Eine bedeutende Zahl in verschiedenen Richtungen segelnde Schiffe belebten den Strom und brachten einige Abwechslung in die einförmige Landschaft. Man versicherte mir, dass die Partie des untern Stromlaufes, die wir während der Nacht zurücklegten, die schönste sei, ich kann darüber nicht urtheilen. Am rechten Ufer des Paraná soll viel Weizen gebaut werden. Bei S. Nicolas, das wir am künftigen Morgen um 10 Uhr erreichten, ist eine Dampfmühle errichtet worden, die angeblich sehr gute Geschäfte macht. Bei den drei Ortschaften S. Pedro, Obligado und S. Nicolas legte der Dampfer für kurze Zeit an. Sie gehören noch zur Provinz Buenos Aires. S. Nicolas ist der bevölkertste District (Partido) der Campaña der Provinz und zählt 12000 Einwohner. Im Jahre 1852 wurde das der gleichnamigen Insel gegenüberliegende Städtchen S. Nicolas durch eine Explosion der Pulvervorräthe, welche der General Paz bei seiner beschleunigten Einschiffung nach Buenos Aires dort zurückliess, theilweise zerstört. Etwas nördlich von S. Nicolas ist die Grenze zwischen den Provinzen Buenos Aires und Santa Fé.

Nach 30stündiger Bergfahrt langten wir nachmittags um 4 Uhr in Rosario an. Der Wasserstand war noch so hoch, dass der Hafendamm und die untern Räume des Zollhauses unter Wasser standen und die Ausschiffung auf den bekannten hochräderigen Wagen nur mit Mühe bewerkstelligt werden konnte.

Viertes Kapitel.

Reise von Rosario nach Catamarca.



osario hatte damals eine grosse Bedeutung, denn es war seit Los-trennung der Provinz Buenos Aires von der Argentinischen Con-föderation Haupthafen der übrigen vereinigten La Platastaaten geworden und hatte auch schon angefangen, einen beträchtlichen Aufschwung zu nehmen. Man berechnete die damalige Einwohnerzahl auf 10—12000 Seelen. Der Ort machte aber den Eindruck des Unfertigen, Provisorischen, und die ganze Stadt hatte

noch ein ziemlich verwildertes Aussehen. Die meisten Häuser waren ärmlich und nur wenige von solider, hübscher Bauart, die ungepflasterten Strassen spärlich erleuchtet und bei anhaltendem Regen wahre Kothmeere. An leidlichen Gasthäusern mangelte es noch so sehr, dass es den Reisenden oft kaum möglich war, ein Unterkommen zu finden. Ich benutzte daher gern das An-

erbieten eines Reisegefährten, Hrn. Teichmann aus Buenos Aires, mit ihm bei einem seiner Bekannten die Nacht zuzubringen.

Die socialen Zustände der aufstrebenden Handelsstadt liessen zu jener Zeit noch viel zu wünschen übrig. In wenigen Tagen waren sechs Meuchelmorde vorgekommen, am Abend vor unserer Ankunft hatte ein Contrebandist seinen Gefährten aus Furcht, von ihm verrathen zu werden, beim Heraustreten aus dem Kaffeehause niedergestochen. Die politischen Verhältnisse hatten eben aus Rosario einen Punkt für lockenden Gewinn gemacht, es war daher auch viel Gesindel dort zusammengeströmt und besonders stark war jene Klasse vertreten, die wegen des frivolsten Anlasses sogleich zum Messer greift, der eines Menschen Leben nicht mehr gilt als das des ersten besten Stückes Stechviehes.

Bei einbrechender Nacht, während eines Spazierganges durch die Stadt, lockte eine lustige Musik unsere Aufmerksamkeit auf das kleine, aber recht hübsch sich präsentirende Theater. Vor demselben stand das Orchester mit seinen Notenpulten und lud durch heitere Melodien das Publikum zur Benefizvorstellung einer Tänzerin ein. Neben den Musikanten loderte ein grosses Feuer und beleuchtete malerisch die Scene, während die holde Gassenjugend sich damit unterhielt, Feuerbrände unter die umstehende Zuschauergruppe zu werfen.

Ueber die Bildungsanstalten von Rosario kann ich keine Mittheilungen machen, da ich nicht in der Lage war, bei meinem kurzen dortigen Aufenthalte genaue Erkundigungen darüber einzuziehen. Die medicinische Schule der Conföderation soll damals ihren Sitz dort gehabt haben, ob jetzt noch, nach Wiedervereinigung von Buenos Aires mit den übrigen conföderirten Staaten, weiss ich nicht. Der ärztliche Stand war jedenfalls reich vertreten, denn es hatten sich, durch den raschen Aufschwung der Stadt verlockt, nicht weniger als 12 Aerzte niedergelassen, darunter auch mehrere Deutsche. Es scheint jedoch, dass ihre etwas sanguinischen Erwartungen nicht erfüllt wurden; wenigstens hat einer der letztern die praxis aurea mit einer Ziegelbrennerei vertauscht.

Unter den Passagieren der Sycee befand sich eine ziemliche

Anzahl von Basken. Es waren durchaus schöne, rüstige Leute. Sie setzten ihre Reise nach Santa Fé fort, wo sich schon eine grosse Anzahl ihrer Landsleute niedergelassen hatten. Der ganze beträchtliche Auswanderungszug der französischen Basken hat seine Richtung nach den La Platastaaten genommen; kein anderes amerikanisches Land hat auf sie Anziehungskraft ausgeübt. Im Jahre 1864 sollen in Montevideo und der Argentinischen Conföderation schon 70—75000 Basken ansässig gewessen sein. Sie bilden ein vortreffliches Element in diesen schwach bevölkerten Staaten. Sie sind fleissige, nüchterne, unverdrossene und pünktliche Leute und werden dieser Eigenschaften wegen zu jedem Dienstverhältnisse sehr gesucht; da sie zugleich auch intelligent und willig sind, so schicken sie sich leicht zu jeder Art Arbeit, wenn sie ihnen nur Aussicht auf Gewinn gibt; durch ihre Sparsamkeit gelingt es ihnen auch, sich in der Regel ein hübsches Vermögen zu erwerben, mit dem einzelne wieder nach ihrer Heimat zurückkehren; die überwiegend grosse Mehrzahl lässt sich aber bleibend in den La Platastaaten nieder. Das Geld, das sie bei Kaufleuten und Banken in Buenos Aires und Montevideo deponirt haben, zählt nach Millionen. In der Umgebung von Buenos Aires sind sie vorzüglich im Thale von Barracas und La Boca ansässig und finden besonders ihre Beschäftigung in den Saladeros und in den schon früher erwähnten Productendepots, ferner als Hafenarbeiter, Schiffer, Ziegelschläger, Milchmeier, Gärtner, Eisenbahnarbeiter, Tagelöhner u. s. f. Auf dem flachen Lande verdingen sie sich gern auf Viehestancias als Knechte (Peones) wo sie den unruhigen, unzuverlässigen, etwas arbeitsscheuen Gauchos meist vorgezogen werden. Auch dem Ackerbaue widmen sie sich gern; der 21 Leguas von Buenos Aires gelegene Ort Guardia de Lujan ist eine ziemlich stark bevölkerte, fast ausschliesslich baskische Ackerbaucolonie in gutem Zustande. Die Basken gehören unstreitig zu den besten Colonisten in den La Platastaaten und nehmen unter diesen den nämlichen Rang ein wie die Holsteiner unter den brasilianischen. Sie halten fest zusammen und bewahren ihre eigenthümlichen heimischen Sitten, Gebräuche und Sprache. Weit weniger geschätzt als die fran-

zösischen Basken, besonders die aus der Béarn, sind ihre Nachbarn jenseit der Pyrenäen, die spanischen Basken. Sie sollen durchaus nicht so zuverlässig sein wie diese.

Die Colonisation von Santa Fé sowie der angrenzenden Provinzen ist in neuerer Zeit Gegenstand vielfacher Speculationen geworden. Ich kenne diese Colonien nicht aus persönlicher Anschauung und kann mich daher nur an fremde Mittheilungen, darunter die Aussagen von Colonisten selbst, halten. Die Urtheile lauten sehr verschieden; im ganzen genommen nicht besonders günstig. Von vielen werden Klima und Boden sehr gelobt, manchem ist weder das eine noch andere recht. Während einzelne behaupten, dass es auf diesen Colonien gar nicht zum Existiren sei, versichern wieder andere, dass ein jeder ordentliche Colonist daselbst sein reichliches Auskommen finden könne. Fast alle stimmen darin überein, dass ihnen der Ackerbau mehr Gewinn abwerfe als die viel leichtere Viehzucht, weil sie bei den durchschnittlich niedrigen Vieh- und Wollpreisen mit den grossen Estancieros nicht concurriren können. Dem Ackerbau sollen sich aber zwei grosse Hindernisse entgegenstellen, nämlich häufige Dürre und die Wanderheuschrecken, die, wenn auch nicht jedes Jahr, doch von Zeit zu Zeit die Saaten gänzlich zerstören. Alle Colonisten, die ich gesprochen habe, stimmen ohne Ausnahme darin überein, dass sie mehr oder weniger in den Hoffnungen, die sie, auf die in Europa vertheilten Programme, auf Versprechungen und Einladungen gestützt, gefasst hatten, getäuscht worden seien. Das darf übrigens nicht überraschen, diese Klagen wiederholen sich überall, in Nord- und Südamerika, in Australien und Algerien, in jedem Lande, für das Colonisten angeworben werden.

Die Regierung hat sich bisjetzt klugerweise der Colonisation so ziemlich fern gehalten und dieselbe der Privatspeculation überlassen; es ist immerhin besser so, da sie dadurch eine grosse Verantwortlichkeit von sich fern hält und sich die volle Freiheit der Action wahrt, falls sie einmal durch die Umstände genöthigt würde, in diese Verhältnisse handelnd einzugreifen.

Es liegen mir mehrere Programme und Reglements solcher

Colonien vor; durch alle weht ein eigenthümlicher Geist des Absolutismus oder der Oligarchie, in einigen kommen sogar wahrhaft drakonische Bestimmungen vor und man kann nur staunen, dass solche in einer Republik, ja selbst von republikanischen Colonieunternehmern festgesetzt werden konnten. Würde in einer brasilianischen Colonie ein Reglement von so drückenden, gewalthätigen Bestimmungen bestehen, man wäre schon jahrelang nicht müde geworden, durch alle möglichen deutschen Zeitungen die unglücklichen Colonisten zu bejammern und die Tyrannei im Sklavenstaate zu verfluchen; da aber die Tyrannei unter dem Deckmantel der Republik ausgeübt wird und die hochherzigen, stimmangebenden Menschenfreunde in Berlin ihr eifriges Bestreben nur dahin richten, brasilianische Verhältnisse in den Koth zu ziehen und den giftigen Stachel der Verleumdung nur gegen das südamerikanische Kaiserreich richten, aber weit schlimmere Misbräuche in andern Staaten, denen sie nicht eine so zärtliche Aufmerksamkeit schenken wie Brasilien, auf das schonendste beurtheilen oder ganz mit Stillschweigen übergehen, so ist noch wenig davon in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Ich kann nicht umhin, hier einige Paragraphen aus dem Reglement einer gewissen Colonie San José mitzutheilen, um zu zeigen, wie väterlich dort die persönliche Freiheit gewahrt ist:

§. 3. Das Coloniatribunal besteht aus dem Verwalter der Colonie (!) als Präsident und zwei von den Colonisten zu ernennenden Richtern und einem vom Tribunal zu wählenden Secretär.

§. 4. Die Urtheile sind durch Stimmenmehrheit des Präsidenten und der Richter soviel wie möglich den Landesgesetzen gemäss (!) zu fassen.

§. 9. Die Colonisten, deren Betragen als schlecht anerkannt wird, können zu Gefängnisstrafe verurtheilt werden, bei Wiederholung werden sie von der Colonie ausgeschlossen und dem General Urquiza zur Verfügung gestellt.

§. 16. Jeder Ankauf oder Verkauf von Vieh muss, um gültig zu sein, vom Secretär des Tribunals eingeschrieben werden.

§. 17. Den Colonisten ist verboten, mehr als drei Tage abwesend zu sein, ohne die Verwaltung davon zu benachrichtigen.

§. 18. Jedes Geschäft, welches in der Colonie errichtet wird, muss unter die Aufsicht der Verwaltung gestellt werden.

§. 19. Die Colonisten können nur mittels Erlaubniss der Administration ein Geschäft errichten.

§. 20. Jede Anleihe oder Schuld, welche die Summe von 20 Pesos übersteigt, muss vom Secretär des Tribunals eingeschrieben werden.

§. 33. Der Verkauf von Waffen steht unter Aufsicht der Verwaltung.

§. 38. Es ist verboten, den Eingeborenen geistliche (wörtlich) Getränke zu geben oder für dieselben solche einzukaufen. Der dagegen Fehlende wird Sr. Ex. dem General Urquiza zur Verfügung gestellt.

Dieses Reglement, vom 3. April 1859, ist unterschrieben von Al. Peyret, Administrator der Colonie, François Comte, Claude Brélaz, Dr. Bastian, Antoine Marie Pralong und Christian Heinen als Mitglieder des Municipalrathes.

Also ein Colonist, dem gerechter- oder ungerechterweise ein schlechtes Betragen vorgeworfen wird, oder der den Eingeborenen geistige Getränke verkauft, kann von dem Gerichte, das aus dem Administrator der Colonie und zwei Colonisten besteht, die möglicherweise erbitterte Feinde des Angeklagten sind, zur Disposition des Generals Urquiza gestellt, d. h. zu jahrelangem schweren Militärdienste verurtheilt werden! Kann es eine grössere Willkürherrschaft auf einer Colonie geben? Die Wahl der beiden Colonistenrichter wird unter dem Einflusse des Administrators vollzogen, sie urtheilen nach seinem Willen, nach seinen Angaben, und von diesem Gerichte, das weder aus Geschworenen noch aus ordentlichen Richtern besteht, gibt es keine Appellation! Die Strafbestimmung selbst ist aber gegen die Landesgesetze, denn diese kennen eine derartige Freiheitsstrafe nicht.

Auch die übrigen angeführten Reglementsbestimmungen beweisen, wie sehr die Freiheit der Handlung des einzelnen auf jede Weise beschränkt wird und wie die Administration ihre

Macht nach allen Richtungen geltend zu machen sucht. Aehnlich wie auf der angeführten Colonie geschieht es mehr oder weniger auf den meisten Ansiedelungen der La Platastaaten, nur dass die ebenbesprochene drastische Bestimmung fehlt. Freiheitsstrafen von 8—40 Tagen und Geldstrafen bis zu 100 Thlrn. kommen auch in den Reglements anderer Colonien vor. Sie haben gewissermassen eine eigene Gesetzgebung und bilden einen Staat im Staate. Die Colonisten werden dadurch zu ihrem eigenen Nachtheile den Gesetzen und Gerichten ihres Adoptivvaterlandes entzogen. Man versicherte mich, dass die drückendsten Polizeireglements auf Colonien vorkommen, die von Schweizern und Deutschen gegründet wurden. Es ist möglich, dass sich mit der Zeit ein vernünftiges Colonisationssystem in den La Platastaaten Bahn bricht; nach meiner Ansicht dürfte es am zweckmässigsten sein, wenn die Privatspeculation dabei ganz ausser dem Spiele bleiben würde. Jedenfalls stehen sich diejenigen Emigranten, die auf eigene Faust nach der Argentinischen Conföderation auswanderten und sich dort, von jedem Colonieunternehmen unabhängig, um ihr ferneres Fortkommen bemühten, im ganzen genommen weit besser als jene, welche in irgendeine Verbindung mit solchen treten.

Seit regelmässige Dampferlinien zwischen Buenos Aires und Rosario verkehren, wird von Rosario aus die Hauptverbindung mit den Provinzen des Innern unterhalten. Von hier aus gehen zwei Fahrpoststrassen ab, deren Endpunkt Mendoza im Westen und Salta im Norden sind.¹⁾ Erstere berührt die Provinzialhauptstädte S. Louis, letztere Cordova, Santiago del Estero und Tucuman. Ausgeschlossen aus diesen Fahrpostverbindungen sind die Hauptorte der Provinzen San Juan, La Rioja, Catamarca und Jujuy.

In der synoptischen Tabelle, welche die Generalpostinspektoren Rusiñol und Fillol der Centralregierung über die Entfernung der verschiedenen Hauptstädte der Conföderation unterein-

¹⁾ Die Argentinische Republik hat mit Einschluss des argentinischen Theiles von Patagonien 1,210000 geographische Quadratmeilen Flächeninhalt.

ander überreichten (1858), sind die Distanzen derselben von Rosario folgendermassen angegeben.

Von Rosario nach Santa Fé			19 Leguas.
"	"	La Bajada	44 "
"	"	Buenos Aires	82 "
"	"	Cordova	113 "
"	"	San Luis	163 "
"	"	Corrientes	190 "
"	"	La Rioja	229 "
"	"	Santiago del Estero	233 "
"	"	Catamarca	237 "
"	"	Mendoza	241 "
"	"	Tucuman	276 "
"	"	Salta	368 "
"	"	Jujuy	386 "

Nach dieser Scala, die auf ziemliche Genauigkeit Anspruch machen kann, wird das Rittgeld bezahlt und das Passagiergeld erhoben.

Rosario ist mit Cordova zweimal wöchentlich durch Diligencen (Messagerias) zweier concurrirenden Gesellschaften verbunden. Die Wagen von Rusiñol y Fillol fahren jeden 2., 10., 18., 25. eines jeden Monats von Rosario ab und erreichen Cordova den 5. Tag. Bei diesen Fahrten wird grösstentheils, wenigstens immer, wenn es der Weg erlaubt, im gestreckten Galop gefahren. Die Fahrpreise sind ziemlich hoch. Für jede Legoa wird ein Sitz im Coupé mit 2 Real (circa 10 Sgr.), im Innern des Wagens mit $1\frac{1}{2}$ Real bezahlt. An Gepäck sind $1\frac{1}{2}$ Arrobas ($37\frac{1}{2}$ Pfd.) frei. Das Uebergewicht wird für je 112 Leguas mit 2 Doll. (Pesos) die Arroba¹⁾ berechnet. Die Passagiere können beliebig viel Gepäck mitnehmen, da den Diligencen eigene Gepäckwagen beigegeben werden.

Den 16. eines jeden Monats fährt von Cordova ein Personenwagen nach Santiago del Estero, Tucuman und Salta. In Tucuman langt er nach 10—11tägiger Reise an und fährt den

¹⁾ Eine spanische Arroba hat 25 Pfd.

3. des künftigen Monats nach Salta weiter, bis wohin er 5—6 Tage unterwegs bleibt. Diese Zeitangaben gelten aber nur für die günstige Jahreszeit; während der Regenmonate dauern die Reisen länger. Zwischen Tucuman und Salta bleiben dann die Wagen oft mehrere Tage lang im Koth stecken.

Wie gering der Personenverkehr mit dieser entfernten Hauptstadt ist, geht daraus hervor, dass der Postwagen, der ohnehin nur einmal monatlich von Salta abfährt, manchmal ganz ohne Passagiere abgehen muss. Correspondenzen, Fahrpostsendungen und Contanten, die für je 100 Legoas $\frac{1}{4}\%$ (Gold) bis $\frac{1}{2}\%$ (Silber) bezahlen, müssen die Unternehmer für den Mangel an Passagieren entschädigen.

Die Reise von Buenos Aires bis Salta (450 Legoas) dauert mit Benutzung der Dampfboote nach Rosario und der Diligencen von Rusiñol y Fillol, den umungänglichen Aufenthalt eingerechnet, 35 Tage, also um 5—7 Tage länger als die Reise von Buenos Aires nach England oder Frankreich durch die Postdampfer.

Der Güterverkehr zwischen Rosario oder Buenos Aires und den Hauptstädten des Innern wird meistens durch Wagenkaravanen (Tropas de carretas) vermittelt. Eine solche Karavane, die oft 30—40 und noch mehr Wagen zählt, steht unter der Leitung eines Anführers, des *Capataz*, dessen Anordnungen vom sämtlichen begleitenden Personal unbedingter Gehorsam geleistet werden muss. Die Wagen selbst sind schwerfällige zweiräderige Karren, seitlich, hinten und oben durch Schilfmatten oder Rohrgeflecht gedeckt, und auf dem Firste mit Ochsenhäuten belegt, um das Wasser nicht eindringen zu lassen. Ausser den Frachtgütern beherbergt das Innere dieser Wagen oft ganze Familien, die sich in denselben für die monatelange Reise wohnlich niederlassen, und dann sind solche Wagen noch von aussen mit allem möglichen Hausgeräthe, Stühlen, Betten, Kochgeschirr, Vogelbauern u. s. f. und selbst mit Aesten als Brennholz behangen. Vorn im Wagen balancirt ein mächtiges, mehrere Klaffer langes Bambusrohr mit eiserner Spitze, um das Gespann anzutreiben, das je nach der Grösse und Bespannung des Wagens

aus 8—12 Ochsen besteht. Gewöhnlich werden Reserveochsen von berittenen Peonen neben den Wagen hergetrieben. Capataz und Peone sind meistens aus der Provinz Santiago del Estero, wo auch diese Wagen gebaut werden. Ein solcher Frachtkarren wird durchschnittlich mit 130—160 Arrobas (38—40 Centnern) Gütern beladen, wofür von Buenos Aires bis Salta 250—280 Pesos Fracht bezahlt werden; die Reise nimmt 3—3½ Monat in Anspruch. Da die Karavanen den räuberischen Angriffen der herumschweifenden Indianerhorden ausgesetzt sind, so werden in jedem Wagen eine oder ein paar Flinten mitgeführt, oft auch auf dem ersten eine kleine Drehbasse. Bei wirklicher Gefahr lässt der Capataz aus den Karren eine Wagenburg bilden, hinter der der Angriff abgewartet und in der Regel auch abgeschlagen wird. Während der Reise campirt die Karavane natürlich immer im Freien, womöglich in der Nähe einer Cisterne oder Quelle. Die Nahrung der Gesellschaft besteht in Fleisch, Mais und dem unentbehrlichen Mate. Nach der Abendmahlzeit tritt die nie fehlende Guitarre oder Mandoline in ihre Rechte und Musik, Gesang und Tanz dauern oft bis nach Mitternacht, selbst in der Frühe vor der Abreise wird zuweilen noch ein halbes Stündchen diesen Lieblingsbeschäftigungen gewidmet; sie müssen für die Monotonie der Reise entschädigen. Der Maulthiere bedient man sich zur Waarenbeförderung vorzüglich in den innern Provinzen, weit weniger zwischen Buenos Aires oder Rosario und Cordova, da auf dieser Strecke die Gefahr vor Indianerangriffen am grössten ist und Maulthierzüge solchen viel weniger Widerstand zu leisten im Stande sind als Wagenkaravanen.

Die Postwagen, die auf den angeführten Linien verkehren, sind nach nordamerikanischem Muster, zwar etwas unbequem aber sehr solid gebaut. Letzteres ist unumgänglich nothwendig, da aus Mangel an jedweder technischen Hülfe unterwegs jeder grössere Schaden unheilbar ist. Die Wagen fassen im Coupé und der Rotonde 12—14 Personen; sie wechseln bis an das Ziel der Reise weder Conducteure noch Postillone.

Die Bespannung ist eine höchst eigenthümliche. Von jedem der beiden Drittel der Wagenwage geht eine Kette bis vorn an

die Deichsel und in Verbindung mit dieser sind noch mehrere lange Stränge aus ungegerbtem Leder. Die Pferde sind nicht angeschirrt, die Postillone reiten auf den landesüblichen Sätteln vor; die beiden der Stangenpferde hängen die Ketten, die übrigen vier die Lederstränge an einer Oese mit einem Knebel an die Innenseite des Sattels, treiben die Pferde mit Sporen und Peitschen an und jagen im sausenden Galop über die Ebene dahin, den Wagen hinter sich mitreissend. Wird während des Fahrens eine Sattelgurte locker, so löst der Postillon den Strang am Sattel ab, wirft ihn seinem Nebenmanne zu, reitet auf die Seite, macht sein Sattelzeug wieder in Ordnung, sprengt dem Wagen nach und befestigt im Weitergalopiren wieder den Riemen. Diese Bespannungsart ist begreiflicherweise nur auf ganz ebenem Terrain anwendbar, denn bei einigermassen beträchtlicher Senkung des Weges wäre es den Stangenpferden nicht möglich, den Wagen aufzuhalten, eben so schwer würde es halten, kleine Curven zu beschreiben, da die die Deichsel dirigirenden Widerhalter fehlen, mit einem Worte, die Postillone haben den Wagen nicht in ihrer Gewalt, sie können ihn nicht regieren, nur vorwärtsreissen. Die Poststrassen sind nicht künstlich angelegt, sondern sie führen durch die unermessliche Ebene in der kürzesten und bequemsten Richtung. Während der trockenen Jahreszeit geht es so ziemlich und die Wagen legen täglich 22—28 Legoas zurück; während der Regenmonate hingegen haben sie in dem durchweichten Boden mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Am 10. Mai mittags um 12 Uhr verliess ich Rosario mit der Diligence von Rusiñol und Fillol. Ich hatte mit einem gebildeten jungen Porteño das Coupé inne; in der Rotonde befanden sich sieben Passagiere; es waren also vier Plätze unbesetzt. Durch das Städtchen wurde im Schritt gefahren, sowie wir aber die letzten Häuser hinter uns hatten, bearbeiteten die Postillone ihre Pferde mit den gewaltigen Sporen und den kurzen Peitschen mit breiten, häufig aus Tapirhaut geschnittenen Lederriemen derart, dass der Wagen mit Windeseile über das Blachfeld dahinflog. Nur wo einige Terrainschwierigkeiten vorkommen, wird im Schritt gefahren. Bei der ersten Station *Porta*

del Estado erhielten wir die elendesten Pferde der ganzen Reise; alle hatten von Satteldrücken eiternde Wunden, geschwollene Füße und ein struppiges Aussehen wie russische Steppenpferde. Es überraschte mich, in dem Lande der Pferde *par excellence* ein so jämmerliches Gespann zu sehen. Die nächste Station war *Correa*; zwischen dieser und der Nachtstation *Candelaria* blieb der Postwagen trotz seiner ungemein hohen Räder bis an die Achse in einer sumpfigen Stelle stecken. Da ungeachtet des unbarmherzigsten Maltraitirens der Pferde alle Bemühungen ihn herauszureissen fruchtlos blieben, so mussten die Gespanne der Packwagen vorgespannt werden und es gelang endlich den vereinten Bemühungen von 14 Pferden, die Diligence aufs Trockene zu ziehen. Der Zeitverlust durch diesen Zwischenfall war doch so bedeutend, dass wir erst spät die nur 11 Leguas von Rosario entfernte Station erreichten.

Eine solche Poststation besteht in der Regel aus einem einsamen Gehöfte mit einigen Lehmhütten von einer breiten Hecke von klafferhohen Cactus eingefriedet; gewöhnlich führt nur ein einziger schmaler Eingang, der noch von innen fest verrammelt werden kann, durch diesen lebendigen Ringwall. Er ist der wirksamste Schutz der Gehöfte gegen die Angriffe der wilden Indianer. Die berittenen, mit Lanzen bewaffneten Indianer können gegen diese gewaltigen Dornenbarrieren nichts ausrichten. Das Innere der Wohnungen ist ungemein ärmlich. Den Reisenden wird ein mehr oder weniger geräumiges, ungedieltes Gemach mit einem Tische und einigen verlotterten Bettstellen angewiesen. Gewöhnlich führt jeder Passagier sein Bett oder wenigstens eine Matratze mit sich, die, wenn die Bettstellen nicht ausreichen, auf dem Tisch oder dem Boden placirt wird. Das auf den Nachtstationen den Reisenden gebotene Essen ist von möglichster Einfachheit, ein Stück gebratenes Rindfleisch, ein gesottener Truthahn oder dgl. und heisses Wasser zu Mate. Jeder Passagier muss sich an den Ausgangsstationen mit einigem Mundvorrathe (Salz nicht zu vergessen) versehen. Den Tag über wird in den Posten keine Mahlzeit eingenommen. Gleich in der ersten Nachtstation verständigt sich ein jeder Reisende mit einem der Peone,

der ihn während der ganzen Fahrt zu bedienen hat, d. h. ihm abends sein Bett aus dem Packwagen holt, es in der Frühe wieder dahin zurückbringt, ihn mit heissem Wasser zu Maté versorgt u. s. w. Die Conducteure, gewöhnlich höfliche und zuvorkommende Leute, sorgen für die allgemeinen Bedürfnisse der Reisenden. Unter den Postillonon (Peonen) herrscht eine gewisse Rangordnung. Derjenige, der das Sattelpferd an der Stange reitet, ist der Anführer, der Capataz, und hat 25 Duros (span. Thaler) monatlichen Gehalt; sein Kamerad auf dem Handpferde der Stange erhält 18, jeder der übrigen 15 Duros. Während der Reise erhält ein jeder täglich 2 Realen Zulage. Einer unserer Peonen, Lucero, war ein Bursche von unerschöpflichem Humor; er war bei einer seiner frühern Reisen mit seinem Pferde gestürzt, der Postwagen war über ihn weggegangen und hatte ihn jämmerlich zugerichtet, sodass an seinem Aufkommen gezweifelt wurde; aber kaum halb hergestellt, nahm er seinen Dienst wieder auf, indem er behauptete, er werde auf seinem Pferde schneller gesund als im Bett.

Unsere Nachtstation war das einstige *Fort Nuestra Señora de la Candelaria*, das wegen der wilden Indianer in den frühern Zeiten der spanischen Herrschaft erbaut, später aber wieder aufgelassen wurde. An seine Stelle trat eine Estancia. Im Jahre 1839 überfielen sie nächtlicherweile die Indianer, brannten die Gebäude nieder, ermordeten die Männer und raubten fünf Mädchen; nur die Mutter mit ihrem kaum ein Jahr alten Kinde blieb verschont. Beide lebten noch auf der Station und die alte Frau schilderte uns auf unsere Fragen mit lebhaften Farben die Schrecken jener Nacht.

Die Gegend zwischen Rosario und Cordova wird sowol durch die Indianer der Pampas im Süden als durch die des Gran Chaco im Norden beunruhigt.

Die Indianerfrage spielte schon seit der Eroberung des Landes durch die Spanier eine wichtige und blutige Rolle, trat aber besonders im Jahre 1838 in den Vordergrund, als der Kazike Moyu-Pili-yá durch die Spanier genöthigt wurde, seinen Tribus zu verlassen. Der seines Führers beraubte Stamm verband sich

mit einigen benachbarten Horden. Die Picunches und Tehuelches, unter der Anführung der Kaziken Caculonko und Hecanantú, eröffneten den Krieg. Die Regierung von Buenos Aires beorderte nun den Generalmajor D. Juan de San Martin, sie zu züchtigen. Er traf sie nicht, beging aber die Unklugheit, den neutralen Stamm des Kaziken Calelillan anzugreifen und den Anführer mit dem grössten Theile seiner Leute niederhauen zu lassen. Der zufällig abwesende Sohn Calelillan's sammelte den Rest des Stammes, allirte sich mit andern Häuptlingen, überfiel die Spanier und brachte ihnen bei Lujan eine bedeutende Niederlage bei. San Martin kehrte nach Buenos Aires zurück, verstärkte seine Truppen und eröffnete mit 600 Mann einen neuen Feldzug gegen Calelillan, doch gelang es ihm nicht, den schlaunen Indianerchef zu erreichen. Er setzte seinen Marsch nach Süden fort, überfiel den friedlichen Stamm der Huilliches, richtete unter ihnen ein fürchterliches Blutbad an, tödtete eigenhändig durch einen Pistolenschuss den alliirten Kaziken Tolmichilla der Tehuelches und führte dessen Weiber und Kinder in Gefangenschaft. Diese Acte unvernünftiger Grausamkeit gegen nicht feindliche Stämme erbitterten die Pampasindianer im höchsten Grade und sie verbanden sich nun zum Vernichtungskampfe gegen die Spanier. Die Tehuelches, Huilliches, Puelches, Moluches u. a. griffen zu den Waffen; den Oberbefehl führte Cangapol, seit langer Zeit der angesehenste und mächtigste Indianerchef. Mit einem Heere von mehr als 4000 indianischen Kriegern überfiel er das Gebiet von Buenos Aires und drang selbst bis in die nächste Nähe der Stadt. In wenigen Tagen verwüstete er über 10 Quadratmeilen der fruchtbarsten Ländereien, tödtete die männlichen Landbewohner, führte Weiber und Kinder in die Gefangenschaft und trieb über 25000 Rinder und zahllose Pferde mit sich. Namenlose Angst und Verwirrung herrschte in der Stadt. Die Regierung entsetzte San Martin, dessen sinnloses Verfahren das Unglück heraufbeschworen hatte, seines Commandos und sandte 800 Mann gegen die Indianer mit der strengen Weisung an den Commandanten, so viel wie möglich mit den Feinden friedliche Unterhandlungen zu pflegen. Einzelne Stämme zeigten sich dazu bereit, andere verweigerten

sie oder hielten den Frieden nur für kurze Dauer, und so dauert nun seit 120 Jahren der Kampf mit grössern oder kleinern Unterbrechungen und unter wechselndem Glücke.

An eine vollständige Unterdrückung der Indianer oder an ein Eingrenzen derselben in ein bestimmtes Gebiet ist vorderhand nicht zu denken, denn wenn sie, was bei drohender Gefahr fast immer der Fall ist, fest untereinander zusammenhalten, so können die Pampasindianer 12—15000 kampfgewübte Krieger ins Feld stellen, eine Macht, der die gesammte argentinische Armee trotz ihrer Ueberlegenheit an Waffen und Taktik nicht gewachsen ist, da die unermesslichen Ebenen, wo ein einziger in das trockene Gras geschleudeter Feuerbrand ein mit Artillerie und Infanterie ausgerüstetes Heer in die gefährlichste Lage bringen kann, den Indianern das Kriegführen eben so sehr erleichtert, wie sie es den Argentinern erschweren. Die argentinischen Regierungen haben daher seit einer langen Reihe von Jahren es als zweckmässig erkannt, durch friedliche Unterhandlungen und selbst durch Bezahlen von Tribut mit den Indianern in leidlichem Einvernehmen zu leben und durch Waffengewalt neue provocirende feindliche Einfälle abzuwehren. Der Bau einiger kleinen Forts im Süden von Buenos Aires, sowol an der Küste als im Innern des Landes, hat sehr viel dazu beigetragen, die Indianer wenigstens einigermassen im Zaun zu halten.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die gänzliche Bezwingung der Indianer für eine starke argentinische Regierung nur eine Frage der Zeit ist. Dauernde politische Ruhe in den La Plata-staaten, eine angemessene militärische Machtentfaltung, Vervollständigung des Festungsgürtels, der Bau von Eisenbahnen und eine schwunghafte Colonisation sind die sichersten Mittel, um die Pampasindianer einstens zur vollständigen Unterwerfung zu zwingen.

Bei den Offensivkriegen gegen die Indianer hat unter allen argentinischen Anführern der Oberst Rauch, ein Deutscher, die grössten Erfolge erzielt. Mit seinen für diese Art Krieg von ihm vortrefflich geschulten Truppen blieb er, wo es zum Kampfe kam, stets Sieger und wurde dadurch zum Schrecken der India-

nerstämme. Weniger glücklich war General Rodriguez, der in den schwierigsten Lagen von seinen untergebenen Offizieren im Stich gelassen wurde. Rosas' Bemühungen zur Unterdrückung der Indianer habe ich schon oben erwähnt. Seine militärische Action gegen die wirklich feindlichen Indianer war unbedeutend und so gut wie wirkungslos, desto erfolgreicher und für seine eigenen Finanzen einträglicher waren seine friedlichen Unterhandlungen und der ihnen zu zahlende Tribut (das berühmte *Negocio pacifico*). Im Finanzvoranschlage, den Rosas 1830 dem Gesetzgebenden Körper vorlegte, verlangte er 1,611080 Pesos für das *Negocio pacifico*. Bei der Detaillirung kamen unter andern folgende Rubriken vor:

Für 20 Kaziken, jedem 400 Pesos	8000 Pesos.
„ 40 Unterkaziken (capitanejos) jedem 120 Pesos	4800 „
„ Kleider für 20 Kaziken à 200 Pesos	4000 „
„ „ „ 40 Unterkaziken à 150 Pesos	6000 „
„ Geschenke für 100 Weiber à 200 Pesos	20000 „
„ 4000 Kleider für ebenso viele Indianer	200000 „
„ 2 Säcke Mate für jeden Unterkaziken, 3 Säcke für jeden Kaziken	670000 „
„ 1260 Arrobas Taback	378000 „
„ 2 Arrobas Zucker für jeden Unterkaziken 4 für jeden Kaziken	16800 „
„ 12000 Stuten für die Kaziken und Unter- kaziken	72000 „
„ 36000 Schafe für die Kaziken und Unter- kaziken	72000 „
„ 3 Fass Branntwein für jeden Kaziken und 1½ Fass für jeden Unterkaziken	23000 „
„ Rosinen für die Kaziken und Unterkaziken	23400 „
„ Wein für die Kaziken und Unterkaziken	21600 „

Also durch Kleider, Stuten, Schafe, Mate, Rosinen, Wein und Spirituosen u. s. f. suchte Rosas das zu erreichen, was ihm durch die Waffen zu erlangen nicht möglich war! Dieser Tribut wirkte aber nur bei den ohnehin mehr friedlich gesinnten Stäm-



Gefangene Pampasindianer.

men, während die ganz unabhängigen Horden ihre Raubzüge in das Gebiet der Republik nach wie vor fortsetzten. Um nach seinem bekannten Systeme Schrecken einzujagen, liess Rosas 1836 über 1500 der befreundeten Indianer einfangen und 500 davon in Cordova und über 1000 in Buenos Aires niedermetzeln. Nach letzterer Stadt wurden sie von Bahia blanca gebracht und auf den öffentlichen Plätzen in Partien von 20—50 durch Pelotonfeuer des Bataillons Maza erschossen. Viele wurden noch lebend auf die Todtenkarren geworfen und am Rande der Gruben in der Nähe der Kirche Recoleta, wo sie verscharrt werden sollten, von Polizeicommissaren und Adjutanten von Rosas mit Pistolenschüssen um die Wette vollends getödtet. Unter den Ermordeten befanden sich Knaben von acht bis zehn Jahren.¹⁾ Cru-
delis, non fortis est, qui infantem necat. Diese grausame Metzelei schüchterte wol für einige Zeit die Indianer ein, aber nur zu bald gestalteten sich die Verhältnisse wieder wie früher. Mit den mehr an der Grenze lebenden Stämmen wurde durch fortwährende Tributzahlung ein leidlich friedliches Einvernehmen unterhalten, die südlichen hingegen fuhren mit grössern und geringern Unterbrechungen in ihren Raubzügen fort. Rosas hatte zuweilen Gelegenheit, mit gefangenen Kazikenweibern und friedlichen Abgesandten befreundeter Stämme kindische Demonstrationen den fremden Diplomaten gegenüber zu machen.

Die folgende Indianergruppe in Holzschnitt ist nach einer Photographie des Hrn. Kratzenstein, Besitzers einer lithographischen Anstalt in Buenos Aires, angefertigt. Die alte Indianerin in der Mitte der drei Kazikenweiber ist in ihrem vollen Putze, bei dem Fingerringe, grosse silberne viereckige oder halbrunde Ohrgehänge (die erstere Chaguaito, letztere Upül genannt) eine Hauptrolle spielen.

Die Tracht der Pampasindianerinnen besteht aus zwei Stücken rothen oder blauen Tuches (Kelletu). Das eine schlagen sie sich um den Unterleib, mit dem andern umwickeln sie sich die Brust und Schultern, lassen aber die Arme frei. Beide Stücke werden

¹⁾ Indarte l. c., p. 221.

durch einen handbreiten Gürtel (Képegué) mit einer Schnalle (Cono) zusammengehalten. Ueber die Schultern wird gewöhnlich noch ein blaues oder rothes Tuch mit verschiedenfarbiger



Kazikenweiber.

Einfassung (Inquilla) geworfen und vorn auf der Brust mit dem Cupú, einer silbernen Nadel, deren eines Ende oft die Grösse eines Desserttellers hat und roh gravirt ist, befestigt. Als Kopfputz bedienen sie sich entweder einer eigenthümlichen Art Mütze (Tapagué), an der oft kleine Glöckchen, Fingerhüte, Messingbleche und dergleichen hängen, oder bloss buntfarbiger dichter Stirnbinden; oft schlingen sie sich auch seidene Tücher turbanartig um den Kopf. Die Haare tragen sie entweder in zwei Flechten oder lose hinunterhängend. Aus Glasperlen verfertigen sie sich breite Halsbänder (Llancatu), Bracelets (Tracieu) und Knöchelschnüre, (Trarimagnum).

Die Tracht der Männer ist sehr verschieden; manche tragen

eine Art Toga; bei andern ist der Oberkörper ganz nackt, wieder andere haben kurze Beinkleider, zuweilen auch Jacken aus Schaffellen, die Wolle nach aussen. Um den Kopf schlingen sie gewöhnlich ein Band als Stirnbinde, zuweilen zieren sie es mit Federn. Die Haare flechten sie sich entweder in Zöpfe oder lassen sie seitlich unter der Binde herabhängen. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze, die sie mit bewunderungswürdiger Fertigkeit zu handhaben verstehen.

Der grösste Theil der Pampasindianer sind herumschweifende Horden ohne langen festen Wohnsitz. In Friedenszeiten beschäftigen sich mehrere von ihnen mit dem Handel von Salz, das sie aus den Salinen am Rio negro gewinnen und gegen Pferde, Zeuge, Glasperlen, Brantwein u. s. f. austauschen; Pferde- und Rinderhäute sind ebenfalls Tauschartikel, die sie gegen europäische Manufacturen bieten. Ihre Hauptnahrung besteht aus frischem und getrocknetem Stutenfleische. Nieren, Leber und Herz sowie die neugeborenen Füllen essen sie ganz frisch und roh. Eine ihrer Lieblingsspeisen sind die mit Blut infiltrirten Lungen (Apol), die sie ebenfalls roh verzehren. Weizen und Gerste, die sie entweder stehlen oder eintauschen, werden geröstet, zermalm und, mit heissem oder kaltem Wasser angerührt, verzehrt.

Die Weiber haben für sämtliche Bedürfnisse der Familie zu sorgen. Die Männer sind leidenschaftliche Karten- und Würfelspieler und ekelhafte Brantweinsäufer.

Die Raubzüge der Indianer haben vorzüglich den Zweck, den argentinischen Gutsbesitzern Pferde und Rindvieh zu stehlen. Die Rindviehheerden treiben sie über die Cordilleras nach Chile, wo sie für dieselben stets einen guten Markt finden. In der chilenischen Stadt Talca sollen gewisse Viehhändler förmliche Contracte mit den Indianern auf geraubtes Vieh abschliessen. Ein energisches Eingreifen der chilenischen Regierung könnte diesem niederträchtigen Handel leicht Einhalt thun und wesentlich zur Sicherheit der argentinischen Hacendados beitragen, aber es wird wol noch längerer Zeit bedürfen, bis gewisse völkerrechtliche und moralische Principien bei den südamerikanischen

Regierungen zur vollen Geltung gelangen. Die geraubten Pferde behalten sie zum Eigengebrauch.

Einer der gefürchtetsten Tribus der Pampasindianer sind die *Ranqueles*, stammverwandt mit den Querandis, die zur Zeit der spanischen Eroberung die La Platomündungen innehatten. Sie sind betrügerisch, hinterlistig, grausam und dabei doch feige, aber zu Raubzügen immer aufgelegt.

Einen sehr ernsten Charakter nahmen die Indianereinfälle unter der Leitung des Kaziken *Callifucurá* oder *Calfucurá* in den Jahren 1854—56 an. Am 13. Sept. 1855 überfielen mehr als 2000 meist chilenische Indianer, vom ebenerwähnten Kaziken geführt, den Commandanten Otamendi in der Befestigung von San Antonio de Hiracla. Der argentinische Anführer hatte 140 Soldaten und vertheidigte sich mit wahren Löwenmuth, aber die Uebermacht war zu gross. *Callifucurá* liess die Hälfte seiner Indianer absteigen und zu Fuss die Soldaten mit Steinen angreifen, während die andere Hälfte zu Pferde kämpfte. Sämmtliche argentinische Soldaten mit ihrem Commandanten wurden bis auf einen, der schwerverwundet unter den Leichnamen liegen blieb und sich später wieder erholte, getödtet.¹⁾ Einige Wochen nachher (29. Oct. 1855) erlitten dagegen die Indianer in Taperas de Barragan durch ein Bataillon des zweiten Kürassierregiments unter Führung des Obersten D. Manuel Ocampos eine schwere Niederlage. Im Jahre 1856 wurden wieder Friedensunterhandlungen mit *Callifucurá* eingeleitet, die im ganzen genommen nur einen zweideutigen Erfolg hatten. Der einflussreiche Kazike *Catriel* hingegen, ein dicker, versoffener Indianer, der sich ganz besonders in einer nach allen Dimensionen viel zu kleinen Uniform eines argentinischen Generals gefällt, steht nun mit seinem Stamme in friedlichen Beziehungen zur Republik.

¹⁾ Eine Hauptrolle bei dieser Metzelei spielte der sehr begabte Kazike *Stanquitrue*. Er wurde in Chillan in Chile erzogen, konnte lesen und schreiben und zeichnete sich sowol durch Muth als Klugheit aus. Er wurde, kaum dreissig Jahre alt, auf Anstiften des Agenten der Familie eines in San Antonio de Hiraola getödteten Offiziers bei einem Trinkgelage in der Nähe von Bahia blanca von einigen Soldaten niedergestochen.

Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie sich wol in Zukunft das Verhältniss der argentinischen und chilenischen Indianer zur civilisirten Bevölkerung von Buenos Aires gestalten werde, denn es ist unmöglich, dass ein geregelter Staat für die Dauer einen solchen Zustand der Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums eines grossen Theiles seiner Bürger dulden kann, wie er nun seit Jahrhunderten zum grössten materiellen Nachtheile besteht. Dass sich die Indianer je in festen Wohnsitzen niederlassen und den friedlichen Beschäftigungen des Ackerbaues widmen werden, ist kaum anzunehmen. Wahrscheinlich wird der gegenwärtige Zustand von Krieg und faulem Frieden noch so lange sich hinziehen, bis die Conföderation hinreichend erstarkt sein wird, um mit sicherm Erfolg den Indianern die Stirn bieten zu können, und dann wird ein langer und hartnäckiger Kampf entstehen, der wahrscheinlich die Frage dadurch zum Abschlusse bringen dürfte, dass die Indianer über den Rio negro zurückgedrängt und dort im Zaume gehalten werden.

Ein wenn auch weitmaschiges Eisenbahnnetz wird die grösste civilisatorische Bedeutung für die La Platastaaten haben und am ersten im Stande sein, den Sieg über die Indianer zu sichern, besonders wenn Hand in Hand mit dem Legen des Schienenweges ein Vorrücken der Cultur nach Süden und eine grossartige Einwanderung stattfindet.

Um 2 Uhr früh weckte uns der Conducteur, die Peone brachten uns Mate und um 3 Uhr setzte sich der Postwagen in Bewegung. Wir waren herzlich froh, unser Quartier verlassen zu können, denn das Ungeziefer hatte uns hart zugesetzt. Solange es noch finster war, wurde langsam und vorsichtig gefahren, bei anbrechendem Morgen aber der gewöhnliche Galop angeschlagen. Die nächste Station war *Desmochados*. Schon tags vorher hatten wir grosse Strecken Landes mit Artischokendisteln (*Cynara cardunculus*) bedeckt gesehen. Sie bot uns auch heute einen trostlosen Anblick. Man behauptet, ums Jahr 1769 seien einige Samen dieser Pflanze in den Haaren eines aus Spanien importirten Esels nach den La Platastaaten gekommen, wo sie ein für ihre weitere Entwicklung ungemein günstiges Ter-

rain gefunden haben. Sicher ist es, dass diese in Buenos Aires bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz unbekannte Distel gegenwärtig schon Hunderte von Quadratmeilen fruchtbaren Landes bedeckt. Es ist nicht abzusehen, wie bei der spärlichen Bevölkerung und der Indolenz der argentinischen Landwirthe einer riesenhaften und schreckenerregenden Weiterverbreitung dieses gefährlichen Unkrautes Einhalt gethan werden kann.

Da das tolle Jagen durch die Pampas in dem geschlossenen Postwagen nichts weniger als angenehm ist, so miethete ich in der nächsten Poststation *Arequito* ein Pferd und galopirte neben der Diligence. Während der ganzen Reise bis nach Cordova nahm ich nur ein paarmal für kurze Zeit meinen Sitz im Postwagen ein und zwar wenn es regnete oder die Postpferde zu elend aussahen.

Die unermessliche Pampa, durch die uns unser Weg führte, „das Bild des Meeres auf dem Festlande“, wie sie ein geistreicher argentinischer Schriftsteller nennt, macht einen eigenthümlichen, unbefriedigenden Eindruck. Himmel und Steppe ohne Ruhepunkt für das Auge. Graugelbes dürres Gras, durch das der grüne Nachwuchs noch nicht durchgebrochen war, bedeckte die Ebene, auf der Grabesstille herrschte. Nur selten und in der Nähe der traurigen Poststationen erblickten wir in der Ferne eine weidende Viehheerde. Hin und wieder huschte ein scheues Pampakaninchen (*Viscacha*) flüchtig in seine Höhle, an deren Rand eine kleine Eule sass, umgeben von einem Kranze von Knochen, den Ueberresten ihrer Mahlzeit.

Das Auge muss sehr an die Pampas gewöhnt sein, um die Entfernungen richtig bemessen zu können. Ich täuschte mich immer in der Distanz, in der die Packwagen vor uns fuhren; meinen Reisegefährten ging es ebenso. Die Packwagen erschienen uns weit grösser und daher auch weit näher, als sie es in der Wirklichkeit waren. Ebenso irrten wir uns in dem Raume, der uns von den vor uns liegenden Poststationen trennte. Mehrmals hatten wir Gelegenheit, Fata-Morgana zu beobachten; am häufigsten sahen wir die Packwagen hoch vor uns in der Luft fahren.

Gegen 10 Uhr erreichten wir die 15 Leguas von Candela-

ria gelegene Post *Guarda de la Esquina*, ebenfalls ein ehemaliges Fort, jetzt aber Estancia. Wir frühstückten hier von unsern mitgenommenen Lebensmitteln, da in der Post selbst durchaus nichts zu erhalten war. Zwischen dieser und der nächstfolgenden Station *Cruz alta* passirten wir nahe an dem rechts von uns fliessenden Rio Carcarañal. Ehe wir zur Post gelangten, fuhren wir durch die sogenannte Cañada de Cruz alta, die die Grenze zwischen den Provinzen Rosario und Cordova bildet. Der Weg dahin war schlecht, grösstentheils so sumpfig, dass es den Wagen Mühe kostete, sich durchzuarbeiten. In Cruz alta lebt eine an einen Argentinier verheirathete Deutsche.

In der folgenden Post *Cabeza del tigre* trafen wir zu unserer Ueberraschung circa 50 Pampasindianer mit ihrem Kaziken; kräftige Gestalten mit hässlichem Gesichtsausdruck. Unsere Begegnung war eine sehr flüchtige. Sie zogen ostwärts zum General Urquiza, wahrscheinlich um von ihm Geschenke und den Befehl zu empfangen, Einfälle in das Gebiet des Staates Buenos Aires, zu dem der General in feindlichen Beziehungen stand, zu machen. Kaum hatten wir die Post verlassen, als ein gewaltiges Gewitter losbrach und in kürzester Zeit den Weg in einen Sumpf verwandelte. Die Postillone trieben die Pferde zu verdoppelten Anstrengungen an, der Koth spritzte über dem Wagen zusammen und bald war er mit einer Kruste bedeckt, die uns nicht einmal mehr eine Aussicht durch die Fenster gestattete. Um 5 Uhr abends hielten wir bei der Nachtstation *Parada de Lobaton*, die in ihrer innern Einrichtung ganz der gestrigen glich. Wir hatten an diesem Tage 28 Legoas zurückgelegt. Zum Nachtessen wurde uns ein gesottener Truthahn vorgesetzt, der uns auch trefflich mundete; als wir aber heisses Wasser zu Kaffee und Mate verlangten, erhielten wir die Antwort, es sei kein einziges Stückchen Holz mehr vorhanden, um Wasser zu wärmen. Natürlich mussten wir auch am folgenden Morgen auf den Genuss irgendeines warmen Getränkes verzichten. Das Wasser war brak und fast ungeniessbar.

Wir brachen am folgenden Tage erst um 7 Uhr früh auf, da das Wetter sehr trübe war und wir nur bei vollem Tages-

lichte den Rio Saladillo passiren konnten. Auf der ersten Post *Saladillo de Ruiz Dias* brachte man uns etwas Milch und Masamora. Diese letztere ist Nationalgericht und besteht aus Maiskörnern, die so lange in Wasser gekocht werden, bis sie weich sind. Auf der folgenden Station *Barrancas* boten die uns gelieferten Pferde einen ekelhaften Anblick dar. Ihre Schweifhaare waren nämlich schon lange Handelsartikel geworden und den Thieren nur der kahle Stummel geblieben. In diesem Lande der Pferde par excellence, in dem man für 10—12 Thaler ein gutes junges Thier kaufen kann, hatten wir durchschnittlich die schlechtesten und elendesten Gespanne, die je einen Postwagen zogen. Vergebens sucht man, wenigstens in diesem Theile der Pampas, nach einem einheitlichen Charakter der Pferde; man findet nichts als ein buntes Gemisch von Formen, Dimensionen und Farben. Unter letztern bemerkte ich besonders häufig bunte Schecken (Overos). Ich hatte oft Gelegenheit, viele Hunderte zusammengetriebener Pferde zu beobachten, gestehe aber, dass ich jedesmal vergeblich nach dem von verschiedenen Reisenden erwähnten Typus der Pampapferde gesucht habe. Kopf, Hals, Widerrist, Groupe, bei denen der Rassentypus der Pferde am schärfsten ausgedrückt ist, haben mir durchaus keine Anhaltspunkte gegeben, um einen einheitlichen Charakter dieser Thiere herauszufinden. Ich will nicht in Abrede stellen, dass vielleicht ein solcher bei den Pampaspferden südlich von Buenos Aires vorkomme, in den von mir durchreisten Theilen der Conföderation ist es jedoch nicht der Fall. Die nächste Station war *Sanjon*; dann folgte *San Jeronimo*, gewöhnlich *Fraile muerto* (todte Mönch) genannt, die erste geschlossene Ortschaft, die wir seit unserer Abreise von Rosario trafen. Der Postwagen hielt auf dem grossen Platze des ärmlichen Dorfes. Es gelang uns hier, etwas frisches Brot, schlechten Käse und Sardinen zu kaufen. Von San Jeronimo weiter westwärts hört so ziemlich die Gefahr vor den Angriffen der wilden Indianer auf. Drei Tage vor unserer Ankunft hatte eine starke Horde Indianer aus dem Gran Chaco die Estancia eines gewissen Pedro Guerra, nur 2 Leguas nördlich von Fraile muerto, überfallen und ausgeplündert. Die stete Gefahr vor solchen

Angriffen hat hauptsächlich dem Lande zwischen Rosario und Jeronimo seinen Werth geraubt. Man versicherte mich, dass in dieser Gegend die Quadratlegoa Land noch um 100 Duros verkäuflich sei, während sie südlich von Buenos Aires 20—80000 Duros kostet. Dort sagt man von einem Hacendado, er habe einen schönen Viehstand, wenn er 25—30000 Stück Rinder besitzt, hier wird ein Estanciero mit 2—3000 Stück Rindvieh schon für einen reichen Mann gehalten. Dort sind blühende Dörfer mit vortrefflichen Gasthäusern, reiche Haciendas mit allem Comfort, selbst mit europäischem Luxus ausgestattet, hier elende Lehmhütten, Mangel an den fast unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen, und doch ist der Boden für die Viehzucht hier ebenso geeignet wie dort, aber die Sicherheit des beweglichen Eigenthums ist durch die Indianer hier beinahe ununterbrochen gefährdet.

Zwischen den Stationen Saladillo und Barrancas treten sehr vereinzelt Bäume und Sträucher auf; es sind Chañares (*Gourliea chilensis*) und Algarrobas (*Prosopis siliquastrum*). Je weiter man von Fraile muerto nach Westen reist, desto zahlreicher erscheinen sie.

Die fünfte Tagesstation war *Tres cruces*, die sechste *Esquina de Medrano*, wo wir um 5 Uhr abends anlangten und unser Nachtquartier aufschlugen. Wir hatten diesen Tag 25 Legos zurückgelegt. Das uns angewiesene Gemach sah einigermassen anständig aus, es war wenigstens weiss übertüncht.

Ein hübsches Bild boten allnächtlich die Peone dar, wenn sie vor der Hütte um ein Feuer kauerten und ihr Lieblingsgericht, einen Hammelskopf, mit Haut und Wolle in der Glut schmorten und lachend und singend sich die Zeit verkürzten. Man sah es den Burschen nicht an, dass sie den Tag über schon einige und zwanzig Legos weit galopirt waren. Wenn der Gaucho von seinem Pferde springt und auch nur einige Minuten Zeit zur Ruhe hat, so hockt er nieder. Er setzt sich nicht auf die Erde, sondern er kauert hockend, ohne seine Sitzmuskeln mit dem Boden oder irgendeinem beliebigen Gegenstand in Berührung zu bringen. Diese für jeden andern ebenso unbequeme als ermüdende Stellung ist dem Gaucho zur zweiten Natur geworden;

vielleicht ist sie ihm so angenehm, weil sie einige Aehnlichkeit mit dem Sitz im Sattel hat.

Am folgenden Morgen wurden wir wieder um 3 Uhr vom Conducteur wach gerufen. Es war noch finster, als wir das 1 Legoa hinter der Poststation gelegene Dörfchen *Ballestero* passirten. Von Esquinade Medrano trennt sich der Weg nach San Luis und Mendoza in südwestlicher Richtung, während der nach Cordova sich nach Nordwest fortsetzt. Von Rosario bis hierher ist die gemeinsame Poststrasse von Rosario nach den nördlichen und den westlichen Provinzen; $3\frac{1}{2}$ Leguas hinter der ersten heutigen Station *Herradura* fuhren wir durch die ziemlich grosse Ortschaft *Villa nueva de N^a S^a del Rosario*; sie hat eine ansehnliche hübsche Kirche mit zwei Thürmen, einen unverhältnissmässig grossen öffentlichen Platz, aber fast nur niedrige schlechte Lehmhäuser; $1\frac{1}{2}$ Leguas weiter liegt die Post *Villa nueva*, wo wir um 10 Uhr vormittags ankamen und ein sehr erwünschtes Frühstück aus vorzüglicher Milch, einigen Eiern und einem schnellgebratenen Stücke Fleisch erhielten. Einige tausend Schritte von der Post entfernt fliesst der *Rio tercero*. Der Posthalter mit einigen Peonen begleitete uns, um uns beim Flussübergange behüflich zu sein. Die Ufer des *Rio tercero* sind wie sein Bett sandig. Dieser Umstand ermöglicht es auch, die Postwagen trotz der schon erwähnten sehr mangelhaften Bespannung die ziemlich steilen Abhänge in das Flussbett hinunterzuführen. Obgleich alle Passagiere den Wagen verlassen hatten, um über den Fluss zu reiten, mussten doch 12 Pferde vor die leere Diligence gespannt werden, um sie durch den tiefen, feinen Sand, in den die Räder fast bis an die Achse einschnitten, hinüberzuziehen. Das Wasser reichte dem Gespann kaum bis an die Knie. Während der Regenzeit schwillt der Fluss so sehr an, dass er nur mit Fahren (Balsas) passirt werden kann. Er ergiesst sich in den *Rio Carcarañal*.

Während des Pferdewechsels in der nächsten Station *Tio pujio* umsprang plötzlich ein kleiner Hund unsere Postillone mit den Zeichen der ausgelassensten Freude. Vor einigen Monaten war dieses Thierchen mit seinem Eigenthümer in der Post von Salta nach Rosario gereist; hier hatte er wol zufällig seinen

Herrn verloren und nun auf eigene Faust die 368 Legoas lange Rückreise angetreten. Nachdem er schon gegen 70 Legoas zurückgelegt hatte, traf er unerwartet in Tio pujio seine alten Bekannten, die Postillone der frühern Reise des cordoveser Postwagens, und gab ihnen seine Anwesenheit durch die freudigsten Aeusserungen kund. Die Peone erwiderten seine Schmeicheleien, der Bund für die Weiterreise war wieder geschlossen. Der Hund begleitete uns nach Cordova; dort hat er sich entweder wieder einer andern Diligence angeschlossen oder die Rückreise unabhängig fortgesetzt. Zwischen Tio pujio und der nächsten Station *Chañares* ist schon eine ziemlich beträchtliche Baumvegetation grösstentheils von Algarrobos. Die Bäume stehen einzeln oder in Gruppen; nirgends aber prangen sie in üppigem Grün; viele waren gänzlich entlaubt. In Chañares aber ändert sich die Landschaft wieder in eine eintönige, baumlose, traurige Steppe. Hin und wieder trifft man in der Regenzeit hier eine Laguna. Die Gegend heisst *Cañada de los Espinillos*. Mit dem Ausdrucke „Cañada“ werden mehr oder weniger sumpfige Localitäten bezeichnet, in denen das Wasser keinen Abfluss hat und während der Regenzeit also in grösserer oder geringerer Ausdehnung stagnirt. Der Weg durch solche Cañadas ist in der Regel für den Wagenverkehr sehr beschwerlich. Wir mussten auch auf der halben Station Pferde wechseln. Um 6 Uhr abends langten wir nach einer Tagereise von 25 Legoas in der Nachtstation *Los Espinillos* an. Das uns angewiesene Gemach war von einer so verpesteten Luft erfüllt, dass wir gern vor der Hütte im freiem übernachtet hätten, aber ein anhaltender, feiner Regen nöthigte uns, unter Dach zu bleiben. In der Frühe war unser Capataz Benito sehr niedergeschlagen. Auf die Frage nach der Ursache seiner Traurigkeit erzählte er uns, er habe geträumt, sein Weib sei in Cordova gestorben. Bald nach 6 Uhr setzte sich der Postwagen in Bewegung. Die erste Station dieses Tages war *el Degraciado* (der Unglückliche), die zweite *un Captivo* (ein Gefangener). Von hier an trat wieder die durch Algarrobillas vertretene Baumvegetation auf und es wehte frischerer Lebenshauch über die von Chañares an so monotone Steppenlandschaft.

Die beiden folgenden Posten *Posta de Mendez* und *Posta de Moyano* waren kurz und schnell zurückgelegt. In der letztern traf ich einen deutschen Ingenieur, der im Auftrage der conföderirten Regierung einen neuen Weg zwischen Rosario und Cordova ausfindig zu machen und zu vermessen hatte. Er war früher Artillerist in der einstigen schleswig-holsteinischen Armee gewesen, dann in brasilianische Dienste übergetreten und aus diesen entlassen in der Conföderation als Feldmesser bedienstet worden. Er behauptete, er habe einen neuen Weg zwischen den beiden Städten gefunden, der 39 Legoas kürzer als die gegenwärtige Poststrasse sei. Ich erlaubte mir einige begründete Zweifel in die Richtigkeit dieser Angabe. Nach dem Plane der Regierung sollte von 4 zu 4 Legoas 1 Quadratlegoa Land vermessen und zu Colonialzwecken reservirt werden.

Zwischen der *Posta de Moyano* und der nächstfolgenden Station *Rio Segundo* bemerkte ich die ersten Spuren von Agricultur neben der Strasse. Der *Rio Segundo*, den wir mit sechs Pferden und sechs Ochsen passirten, hat wie der *Rio tercero* sandige Ufer und ein weites sandiges Bett, in dem wir nur wenig Wasser antrafen. Während der Regenzeit schwillt er bedeutend an und kann dann nur mittels Balsas überschritten werden. Zu dieser Zeit gelingt es ihm, seine Wasser in den *Rio Salado* zu ergiessen, gewöhnlich verlieren sie sich im Sande. In der letzten Post *Punta del Monte* machte sich schon der Einfluss der Nähe der Hauptstadt bemerkbar. Das Haus war bequemer, grösser und reinlicher, neben demselben lag ein kleiner Garten, der aber von kleinen Agutis ganz durchlöchert war.

In einem Zimmer hingen die carikirten Porträts des Postmeisters und seiner Frau. Ein deutscher Name stand in einer Ecke dieser Aquarellmalereien. Später sah ich auch vom nämlichen Pinsel eine Flachmalerei in Oel in Catamarca, das Porträt eines der reichsten Bewohner der Stadt darstellend. Das Original war aber von dem Conterfei nichts weniger als erbaut, denn abgesehen von der möglichst geringen Porträtähnlichkeit, hatte das Bild eine fabelhafte Summe gekostet.

In *Punta del Monte* erwartete ein Bote den Postwagen. Er

brachte dem Capataz Benito die Nachricht, dass sein Weib in der vorhergegangenen Nacht gestorben sei. Der Traum des Gaucho war also in Erfüllung gegangen.

Der Weg auf der letzten Station war schlecht. Die abgetriebenen Pferde konnten nicht mehr weiter. Der Conducteur sah sich genöthigt, Vorüberreitende anzurufen und sie zu bitten, ihre Pferde vor den Postwagen zu spannen. Die meisten thaten es mit grosser Bereitwilligkeit und so erhielten wir fünf frische Pferde, mit denen wir um 6 Uhr in Cordova anlangten. Man hatte mir schon in Buenos Aires so viel von den schlechten Gasthäusern in Cordova gesprochen, dass ich gern einen Empfehlungsbrief an eine Witwe benutzte, die einen oder ein paar Reisende in ihrer Wohnung aufzunehmen pflegte. Ich liess mich gleich nach meiner Ankunft zu D^a Trinidad Marquez führen und erhielt bei ihr ein leidliches Zimmer und ordentliche Nahrung zu mässigen Preisen.

Cordova liegt in einer Thalumbuchtung am rechten Ufer des *Rio Primero*, dessen Ufer hier ziemlich steil abfallende Barrancas bilden, über die bei heftigem Regen das Wasser von dem Plateau (los Altos) mit Gewalt herunterschiesst und in frühern Jahren auch mehrmals die Stadt hart bedrohte, bis dieselbe gegen diese Gefahr durch eine Schutzmauer gesichert wurde. Der Ort wurde im Jahre 1570 gegründet und dem Gesetze gemäss in Quadren abgetheilt. Obgleich weit besser gebaut als in der Mehrzahl der Hauptstadt des Innern der Conföderation, machen doch die Häuser, von denen die besten am Hauptplatze stehen, im ganzen genommen keinen günstigen Eindruck. Sie sind grösstentheils ebenerdig, in ihrem Aeussern schlecht unterhalten, in ihrem Innern unansehnlich und düster. Sie bestehen aus einem grossen Hofraum (Patio), an dessen Seiten die Zimmer liegen, deren Fenster und Thüren nach der Hofseite angebracht sind. Nur die Gemächer neben dem Eingangsthore haben Aussicht auf die Strasse, aber in dem grössten Theile der Stadt werden diese durch Kaufläden eingenommen. Unter den Häusern ist blos das zweistöckige Regierungsgebäude (Cabildo) mit seinem Porticus erwähnenswerth. Die Strassen sind meist ungepflastert,

daher entweder staubig oder kothig; die Trottoirs, wo solche vorhanden sind, bestehen aus Backsteinen.

Die grösste Zierde von Cordova ist die dem heiligen Petrus geweihte Kathedrale, ein althehrwürdiges, durch seine äussere Architektur ausgedehntes Gebäude. Sie ist die schönste Kirche, die ich auf der Ostküste Südamerikas gesehen habe und nimmt auch unter sämmtlichen Kirchen des südamerikanischen Continents einen hervorragenden Rang ein. Ihre Façade mit drei Eingangsthoren und zwei mit Galerien und Kuppeln versehenen Thürmen ist gegen den Hauptplatz gerichtet. Das Innere entspricht jedoch dem wirklich grossartigen, leider aber etwas vernachlässigten Aeussern nicht. Das Mittelschiff sowie die beiden Seitenschiffe sind zu schmal, die Kirche macht daher, trotz der hohen herrlichen Kuppel, durchaus keinen imposanten Eindruck. Neben dem Hauptaltare stehen zwei Seitenaltäre, das linke Schiff hat fünf, das rechte vier Altäre. Die Beichtstühle sind ganz geschlossen, die Sprechöffnungen mit blechnen Sieben gedeckt. Neben der Eingangstreppe sind ein paar scheussliche Sphinxen aufgestellt. Die Kirche wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts von dem italienischen Jesuiten Primoli gebaut; nach seinen Plänen und zum Theil unter seiner Leitung wurde auch das Jesuitencollegium in Cordova, die Kirchen der Padres reformadores de San Francisco und der P. P. de N^a S^a de la Merced in Buenos Aires und mehrere kleinere Kirchen in verschiedenen Städten der La Platastaaten ausgeführt. Ich liess durch einen Franzosen eine Photographie der Kathedrale aufnehmen, die auch ziemlich gut gelang, nach meiner Rückkunft nach Europa fand ich statt derselben nur noch einige undeutliche Flecken. Der gute Mann hatte es nicht verstanden, sein Lichtbild zu fixiren.

Die zweite Pfarrkirche ist die unbedeutende Iglesia de N^a S^a do Pilar. Ausser diesen beiden Gotteshäusern zählt die Stadt noch eine Anzahl andere Kirchen, die aber mit Klöstern oder öffentlichen Anstalten vereint sind, nämlich Santa Catalina mit einem reichen Frauenkloster mit der limitirten Zahl von 30 Nonnen; Santa Thereza, ebenfalls Frauenkloster, S. Francisco, Santo Domingo und N^a S^a de la Merced, drei Mönchsklöster, S. Roque,

die Kirche der Krankenhäuser, eine Kapelle im Gefängniss, eine im Waisenhouse (casa de Educandas), und endlich die Kirche des ehemaligen Jesuitencollegiums.

Während der Glanzepoche der spanischen Herrschaft war Cordova als Sitz grosser Gelehrsamkeit in speculativen Wissenschaften und hoher Bildung weit berühmt; es war recht eigentlich das südamerikanische Athen, aber mit vorwiegend kirchlichem Anstriche. Die im Jahre 1613 durch den Bischof D. Fernando Frejo y Sanabria gegründete Universität, von der jedoch die medicinische Schule ausgeschlossen war, übte unter der Leitung der Jesuiten einen merkwürdigen Einfluss auf die ganze Bevölkerung der Stadt; sie identificirte sich gewissermassen mit der gelehrten Schule und jede, selbst die geringste Begebenheit an dieser wurde als Gemeingut durch alle Schichten der Bevölkerung behandelt. „Das Ergo wurde in der Küche, im Munde der Bettler und Narren der Stadt gehört, und jeder Streit zwischen ein paar Lastträgern nahm den Ton und die Form der Universitätsdisputationen an“ (Sarmiento). Cordova genügte sich mit seiner Schulweisheit vollkommen; es hatte die Ueberzeugung, die erste und gelehrteste Stadt wenigstens der Neuen Welt zu sein und verlangte nach keinen weitem wissenschaftlichen und commerciellen Beziehungen zur Aussenwelt; es war ein in sich selbst abgeschlossenes, befriedigtes und zufriedenes Ganze. Der geistreiche Sarmiento ¹⁾ charakterisirt Cordova mit folgenden Worten: „Die Stadt ist ein zwischen Abhängen eingeschlossenes Kloster, der öffentliche Spaziergang ist ein mit Eisengittern eingeschlossenes Kloster; fast jedes Strassenviereck hat ein Mönchs- oder Nonnenkloster; die Collegien sind Klöster, die Jurisprudenz, die gelehrt wird, die Theologie, die ganze Schulwissenschaft des Mittelalters ist ein Kloster, indem sich die Intelligenz gegen alles, was über den Text und die Commentare hinausreicht, verschliesst und verbarrikadirt. Cordova weiss nicht, dass ausser Cordova noch etwas auf der Welt existirt.“ Diese Selbstgenügsamkeit und Selbstüberschätzung dauerte, bis sich unter Rosas' Regierung

¹⁾ Vida de Don Facundo Quiroga. 2. Ausg. S. 138.

die Schrecken des Bürgerkriegs auch über die Provinz Cordova ausdehnten und die Hauptstadt in tiefe Mitleidenschaft zogen. Von dieser Zeit an erschloss sie sich mehr und mehr der Aussenwelt, verlor einen grossen Theil ihres Eigendünkels, fand aber reichlichern und reellern Ersatz als Handelsvermittlerin zwischen den Hafenstädten und den Provinzen des Innern.

Die Rechtsschule (oder vielmehr Colegio de S. Carlos) im ehemaligen Jesuitencollegium wurde während meiner Anwesenheit von circa 132 Schülern besucht, hatte aber nicht mehr als 5 Professoren. Da das Collegium auch die Stelle eines Gymnasiums vertritt, so war diese Zahl durchaus ungenügend. Die Studenten müssen im Hause selbst wohnen, sich in die vorgeschriebene schwarze Tracht kleiden, werden streng gehalten und geniessen erst im letzten Jahre vor dem Doctorexamen einige Freiheiten, dürfen dann auch ausnahmsweise Wohnungen in der Stadt beziehen. Im Collegium zahlen sie halbjährig für Unterricht und Verpflegung 18 Duros. Bis 1855 trug die Provinz die Dotation der Universität; in diesem Jahre ging sie an die Centralregierung als Escuela del gobierno über. Es wurde, als ich in Cordova war, eben ein neuer Studienplan ausgearbeitet, und man ging auch mit dem Gedanken um, die Anstalt durch Errichtung einer medicinischen Facultät zu vergrössern.

Das Priesterseminar ist ebenfalls stark besucht und die Studenten werden dort begreiflicherweise noch strenger gehalten als im Collegium S. Carlos, sie können in diesem auch einige Vorbereitungsfächer hören.

Die Jesuiten, deren Einfluss, wie schon bemerkt, auf die geistige Richtung der Bevölkerung von Cordova ein so bedeutender und ganz specieller war, besaßen in dieser Stadt ein Mutterhaus (Colegio maximo), von dem eine grosse Zahl von Filialen abhing, und das, über diese und die benachbarten Provinzen zerstreut, einen sehr bedeutenden Grundbesitz sein eigen nannte. Die grossen Einkünfte des Ordens wurden weit weniger zu politischen als zu kirchlichen Zwecken verwendet, insbesondere zum Baue von Kirchen und Ordenshäusern. Die Bibliothek des Klosters war sehr reich an alten Werken und vorzüglich an werth-

vollen Manuscripten über die Geschichte der La Platastaaten; die erstern befinden sich noch in der Bibliothek von Cordova; letztere nicht mehr. Ueber ihr Schicksal schwebt ein geheimnissvolles Dunkel. Einige behaupten, der Regierungscommissar Bacareli, der seinerzeit mit der Auflösung des Ordens und der Vertreibung der Jesuiten von Cordova beauftragt war, habe sie verbrennen lassen, andere hingegen geben an, sie seien nach Buenos Aires geschafft und in den dortigen Archiven aufbewahrt worden. Woodbine Parish sagt, dass im Jahre 1830 wenigstens ein Theil davon dort war, scheinbar noch in den nämlichen Ballen, wie sie einst von Cordova dahin befördert wurden. Auf meine sachbezüglichen Erkundigungen in Buenos Aires wurde mir versichert, dass sie dort nicht existiren und dass der berühmte Manuscripten- und Documentendieb Padre Angelis wol den besten Aufschluss darüber hätte geben können. Habent sua fata libella! In La Paz in Bolivia wurde mir ein in Pergament gebundener Quartband eines im ganzen sehr leserlich geschriebenen spanischen Manuscripts geschenkt. Es hat keinen Titel, aber aus der Vorrede geht hervor, dass es die Absicht des Verfassers war, dasselbe „Argentina analítica ó Anales del Paraguay“ zu nennen. Der Band in meinem Besitze ist der erste Theil dieses Werkes und enthält ausser einer Einleitung über die Topographie des Landes die Geschichte der Entdeckung und Eroberung der La Platastaaten durch die Spanier, eine Schilderung der Sitten und Gebräuche der verschiedenen Indianerstämme, eine sehr ausführliche Chronik dieser Staaten von 1535—74. Nach den Angaben der letzten Zeilen der Vorrede wurde das Werk in drei Bänden im Archiv des Jesuitencollegiums in Asumpcion del Paraguay deponirt. Ob die beiden übrigen Bände dieser „Argentina“ noch dort sind oder ob alle drei aus der Bibliothek entwendet wurden und zwei davon noch in Südamerika sich befinden, weiss ich nicht.

Der öffentliche Spaziergang der Stadt, von dem die Cordovesen naiv genug behaupten, es sei der schönste der Welt, ist eine sehr hübsche Anlage und besteht aus einem mit Pappel- und Weidenalleen umgebenen Bassin, das durch eine Wasserlei-

tung aus dem Rio Primero gespeist wird. In der Mitte des Teiches befindet sich ein Pavillon (ein sogenannter Cenador), in dem Erfrischungen verabreicht werden. Die ganze Promenade ist mit Gittern umfasst; die Eingänge sind aber so originell eng, dass eine nach der heutigen Mode gekleidete Dame jedenfalls erst ihr Hauptkleidungsstück ablegen müsste, wollte sie in das Heiligthum eindringen. An linden Sommerabenden soll der Aufenthalt auf dieser Promenade ungemein lieblich sein. Ein von ein paar Männern getriebenes Räderschiffchen fährt dann mit einer Musikbande auf dem Teiche herum und vermittelt die Verbindung zwischen dem Ufer und dem Pavillon. Ich fand den Paseo öde und verlassen, den Cenador geschlossen, die Bäume entlaubt. Wir waren mitten im Winter.

Als Handelsplatz hat Cordova einige Bedeutung. Mehrere der westlichen Provinzen beziehen ihren Bedarf an europäischen Waaren nicht direct aus Buenos Aires oder Rosario, sondern von Cordova, daher auch hier stets bedeutende Lager der gangbarsten Importartikel sind. Man könnte den Detailhandel, nach der zahllosen Menge von Verkaufsläden (Tiendas) beurtheilt, für einen ausserordentlich lebhaften halten; er soll es aber nicht sein. Es wiederholt sich hier eben die nämliche schon bei andern Städten erwähnte Erscheinung, dass die Zahl der Kramladen die Bedürfnisse der Bevölkerung weit übersteigt. Der Creole der Städte ist fast durch ganz Südamerika arbeitsscheu, um sich aber doch den Anschein zu geben, als habe er eine bestimmte Beschäftigung, errichtet er einen Kramladen, faulenzet den ganzen Tag auf seinem Ladentische oder bei seinen Nachbarn rechts und links, lebt, kümmerlich genug, von dem spärlichen Erlöse, nicht etwa von dem Gewinne, der Waaren, die er anfänglich zahlt, endlich aber schuldig bleibt. Findet er keinen Credit mehr, so schliesst er den Laden und macht einem andern Platz, der es gerade wieder so treibt wie er.

Die Industrie der Hauptstadt sowie der ganzen Provinz ist unbedeutend und beschränkt sich hauptsächlich auf Gerberei, Weberei und Kalkbrennerei. Die Rind- und Pferdehäute werden grösstentheils roh exportirt, die Felle aber der Ziegen, an denen

die Provinz einen so grossen Reichthum besitzt, werden zu Corduan und Saffian gegerbt. Die bedeutendsten Gerbereien sind im Besitze von Ausländern. Ein Theil des in der Provinz gegerbten Leders wird in Cordova selbst zu Schuhwerk verarbeitet und dieses exportirt. Die Gauchos lieben besonders eine Art von Stiefeln ohne Naht, die sie sehr geschickt aus der Haut von den Extremitäten von frischgeschlachteten Füllen anfertigen. Die abgezogene Haut wird zu diesem Zwecke unverzüglich über eine Form geschlagen oder, was noch kürzer ist, gleich über das Bein des künftigen Besitzers gezogen. Da aber den Gauchos selten Gelegenheit geboten ist, sich auf regelmässigem Wege solche Stiefeln zu verschaffen, so fangen sie nachts die Füllen auf der Weide, stechen sie todt, schneiden die nöthigen Stücke Haut ab und lassen das übrige liegen. Diese kecken Diebstähle hatten zum grossen Schaden der Hacendados so sehr überhand genommen, dass die Municipalität von Cordova sich veranlasst sah, ein Gesetz zu erlassen, demzufolge jeder Gaucho, der „botas de potro“ trägt, mit 4 Thalern Busse bestraft wird.

Die Frauen der Provinz sind geschickte Weberinnen und verfertigen sowol grobe und mittelfeine Wollstoffe als auch sehr feine künstliche und kostbare Gewebe, besonders Teppiche, von denen manche um 200 und mehr spanische Thaler verkauft werden. Ein gewöhnlicher Poncho von einheimischem Gewebe kostet 8 Pesos, ein importirter englischer 5 Pesos; jener dauert aber drei solche aus. Die Provinz weist eine nennenswerthe Ausfuhr solcher Stoffe nach; sie kommen aber nur in den La Platastaaten zur Verwendung.

Unter den Exportgegenständen der Provinz figuriren ausser den Producten der Viehzucht (Häute, Talg, Wolle, Rosshaar u. s. f.) Kalk, der in Buenos Aires sehr geschätzt ist, Kupfer und Kupfererze, Rosinen, in Streifen geschnittene und an der Luft getrocknete Pfirsiche (Orejones), Weizen, Mehl und Stärke. Der Verbrauch des letztern Artikels ist in Cordova selbst ein sehr bedeutender. Wenn eine Frau durch die Strassen geht, glaubt man ein herannahendes Hagelwetter zu hören, so rauschen ihre stärkesteifen Unterkleider.

Die Stadt Cordova zählt 22—25000 Einwohner, die zu neun Zehnthellen den Mischlingsrassen, vorzüglich Mestizen, angehören. Es sind meistens kräftige Leute, bei denen der feinere spanische Typus über die plumpen Indianerformen vorherrscht. Sie zeichnen sich vor den übrigen Argentinern durch eine eigenthümlich singende Sprache aus. Auffallend ist die grosse Menge pockenarbigiger Individuen, bei denen die dunkelbraunen Narben grell von der lichtbraunen Hautfarbe abstechen. Nicht minder auffallend ist die grosse Anzahl infolge der Lustseuche ekelhaft entstellter Bettler, die, um Mitleid zu erregen, mit entblösten zerfressenen Gesichtern Vorübergehende zudringlich verfolgen.

Nach ärztlichen Mittheilungen soll die Syphilis in schrecken-erregenden Proportionen in Cordova vorkommen; Herzkrankheiten sollen ebenfalls sehr häufig sein. Manche Aerzte wollen die Ursache davon in der fast ausschliesslichen Fleischnahrung, verbunden mit dem übermässigen Genusse von Mate, finden. Ich zweifle nicht, dass andere ursächliche Momente dieselben bedingen, denn die beiden angeführten kommen fast durch die ganze Conföderation vor, ohne dass Krankheiten des Herzens dort ein ausserordentliches numerisches Verhältniss zeigen. In Cordova waren drei Apotheken; eine im Besitze eines Eingeborenen, die beiden andern gehörten Deutschen. Der eine von ihnen, Hr. Pistorius aus Posen, genoss die allgemeine Achtung der Bevölkerung.

Solange der klerikale Einfluss in Cordova vorherrschte, waren dort Theater und Journale auf das strengste verpönt. Ob in neuester Zeit die Stadt ein Theater erhalten hat, weiss ich nicht. Die Journalistik ist noch immer auf ein sehr bescheidenes Mass reducirt; 1858 hatte Cordova eine täglich erscheinende Zeitung „El Imparcial“ und zwei periodische Zeitschriften „El fiel social“ und das Priesterorgan „La bandera cathólica“. Das „Diario“ und der „Telegraph“ waren eingegangen.

Einen gewaltig durchgreifenden Einfluss auf die geistigen und materiellen Verhältnisse der Stadt wird einst die Central-argentinische Eisenbahn ausüben, die nach dem gegenwärtigen Projecte den südamerikanischen Continent vom Atlantischen zum Stillen

Ocean durchschneiden soll. An der Spitze dieses Unternehmens steht der unermüdliche englische Ingenieur M. Wheelwright, durch dessen Initiative schon vor 27 Jahren die Dampfschiffahrt an der Westküste Südamerikas ins Leben getreten ist. Nach Wheelwright's Project sollte die Eisenbahn von Cordova nach Rioja und den westlichen Theilen der Provinz Catamarca gehen, die Anden am Passé von San Francisco übersteigen und sich in Tres Cruces mit der Chilenischen Eisenbahn nach Caldera vereinigen, oder vielleicht einen andern leichtern, vor kurzem erst aufgefundenen Pass zwischen S. Juan und Mendoza benutzend, eine directe Linie nach Santiago und Valparaiso einschlagen. Die bisher vorgenommenen Vermessungen geben folgende Entfernungen:

1) Von Rosario nach Cordova	250 engl. Meilen.
2) Von Cordova an den östlichen Fuss der Anden	320 „ „
3) Vom östlichen Fuss der Anden nach Tres Cruces	80 „ „
	650 engl. Meilen.

Die 250 englische Meilen lange Strecke zwischen Rosario und Cordova soll, den Rio Carcarañal überschreitend, zuerst eine fast ganz westliche Richtung bis ungefähr Fraile muerto nehmen und, sich am nördlichen Ufer des Rio tercero bis Tio pujio hinziehend, dann gerade in nordwestlicher Richtung geführt werden. Von da, wo sie ihre Richtung ändert, bis nach Cordova wird sie parallel mit der gegenwärtigen Poststrasse laufen. Die Terrainschwierigkeiten auf der Strecke zwischen Rosario und Cordova sind äusserst gering. Die Bahn kann fortwährend die möglichst gerade Richtung ohne Curven und Steigungen innehalten. Der mit der Vermessung derselben betraute englische Ingenieur Mr Campbell sagt in seinem betreffenden Bericht: „Up to this time no railway equal in length has been built over so smooth a surface.“ Je mehr aber der Schienenweg von Cordova nach Westen dringt, desto mehr häufen sich die Hindernisse und der Uebergang über die Anden wird der technischen Ausführung, vorzüglich aber dem Verkehrsbetriebe kaum geahnte Schwierig-

keiten entgegensetzen. Sollte, wie die seeschlangenartigen Gerüchte seit Jahren behaupten, in Süd-Chile eine so bedeutende Einsenkung der Cordilleras vorkommen, dass man durch dieselbe fast eben nach Patagonien gelangen kann, so wäre wol dort die naturgemässe Trace für die Verbindungsbahn der beiden Oceane zu suchen. An dem Zustandekommen einer Eisenbahn über die Anden von Mittel- und Nord-Chile zweifle ich. Die Ingenieure dürfen nicht den sehr niedrigen Siedepunkt des Wassers in jenen bedeutenden Höhen vergessen.

Zwischen Cordova und Catamarca verkehren keine Postwagen.¹⁾ Um daher nach letzterer Stadt zu gelangen, muss man sich eines eigenen Wagens bedienen, was jedoch mit sehr bedeutenden Unkosten und in der Travesia mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist, oder man schliesst sich einem Arriero an, der mit seiner Recua (Maulthiertruppe) des Weges zieht; es ist dies die wohlfeilste, aber auch langsamste Reiseart; oder man reisst mit eigenen Thieren, oder endlich mit Postpferden den Weg, den der Kurier einschlägt. Ich wählte das letztere, wozu aber noch einige Reisevorbereitungen nöthig waren. D. Mauricio Caranza, ein Kaufmann aus Cordova, an den ich empfohlen war, leistete mir dabei freundliche Hülfe. Durch ihn erfuhr ich, dass der Stadtpfarrer von Catamarca, D. Luiz Seguro, sich auf der Durchreise nach Paraná befinde, und da ich von Buenos Aires aus Empfehlungsbriefe für ihn hatte, versäumte ich nicht, ihm meinen Besuch zu machen. Ich hatte alle Ursache, damit zufrieden zu sein, denn D. Luiz Seguro stellte mir sogleich einen sehr verlässlichen Burschen, der ihn bis hierher begleitet hatte, und ein Paar Packsättel zur Verfügung und gab mir an seine Brüder in Catamarca Empfehlungsbriefe, zeigte sogar durch den am nächsten Tage abgehenden Kurier einem von ihnen an, dass ich bei ihm wohnen werde. Man hatte mir von mehrern Seiten dringend angerathen, keinen Cordovesen als Peon mitzunehmen, indem man sie mir

¹⁾ Wenigstens war dies noch 1858 der Fall. Man ging aber damals mit dem Project um, eine Postwagenverbindung zwischen diesen beiden Städten einzurichten. Ob sie wirklich ins Leben getreten ist, weiss ich nicht.

als wenig verlässlich schilderte. Das Anerbieten des Pfarrers, mir seinen Catamarqueño, einen Burschen von einer Estancia seiner Familie, zu überlassen, war mir daher doppelt angenehm, und wie praktisch sein Vorschlag war, mir Packsättel mitzugeben, hatte ich erst während der Reise Gelegenheit, vollkommen zu würdigen, denn in mehreren Stationen erklärten mir die Postmeister, es sei gut, dass ich eigene Sättel mitführe, da sie keine zur Verfügung gehabt hätten.

Ich musste mir in Cordova einen neuen Reisepass verschaffen, denn der von Buenos Aires war bei der damaligen Trennung jenes Staates von der Conföderation für meine Weiterreise nicht mehr gültig. Ebenso musste ich mich mit einem Kurierpass von der Postadministration versehen.

Das von der Regierung festgesetzte Rittgeld beträgt für ein Wagenpferd 1 Real, für ein Reitpferd $\frac{1}{2}$ Real (medio) für jede Legoa. Packpferde werden wie Reitpferde bezahlt. Der Postillon erhält für seine Person ebenfalls nur die Taxe eines Reitpferdes, und da er beritten ist, so kostet er per Legoa 1 Real. Auf der ersten Station von der Hauptstadt an zahlt man doppeltes Rittgeld, weil die Postmeister an den Ausgangsstationen eine grössere Anzahl Pferde im Stalle füttern müssen, also grössere Ausgaben haben, als wenn sie dieselben, wie die Posthalter der übrigen Stationen, auf die Weiden treiben könnten. Reisende, die keinen Kurierpass mitführen, setzen sich bei manchen Posten der grossen Unannehmlichkeit aus, bedeutend mehr zahlen zu müssen, denn die Posthalter sind dann nicht gebunden, sich an die Regierungstaxe zu halten, sondern können mit den Reisenden ein beliebiges Uebereinkommen treffen.

Ich bemerke hier, dass das Papiergeld von Buenos Aires in der Conföderation keine Gültigkeit hat. Die cursirenden Silbermünzen sind hier: der Medio, Real, Zwei- und Vier-Realstücke und sehr selten spanische Thaler, (Piaster, Pesos oder Duros;) ferner sind viertel, halbe und ganze Goldunzen im Umlaufe. Am häufigsten sind die bolivianischen Vier-Realstücke (halbe Piaster), ein Geldzeichen von sehr rohem Gepräge. Es gibt darunter sehr viele zum Theile entwerthete und ganz falsche; man muss sich

daher darüber sehr genau instruiren, um sich vor Schaden zu bewahren. In einigen Jahren grosser finanzieller Noth hat nämlich Bolivia seine Münzen mit einer ungewöhnlich starken Kupferlegirung prägen lassen. Diese Jahrgänge werden in der Conföderation im gewöhnlichen Verkehre nicht angenommen, bei grössern Zahlungen mit einem dem wahren Werthe entsprechenden Abzuge. Die falschen Vier-Realstücke sind entweder aus Kupfer mit einem ganz dünnen Silberplättchen belegt oder galvanisch versilbert, oder einfach aus Zinn gegossen. Es findet eine grossartige Einfuhr solcher falschen Münzen aus Nordamerika statt; am häufigsten werden sie in Fässern mit Nägeln eingeschmuggelt.

Ich bestellte bei der Postadministration für den 18. Juni morgens um 8 Uhr 3 Reit- und 2 Packpferde. Der Postmeister brachte mir selbst die Thiere, aber erst gegen Mittag, und entschuldigte sein langes Ausbleiben damit, dass er jenen Vormittag schon 23 Pferde für die Diligencen und Privatreisende auf der Strasse von Rosario habe stellen müssen. Während des Aufladens ermangelte er nicht, mir mit möglichst schwarzen Farben einige gefährliche Punkte auf meiner Route zu schildern und mir die grösste Vorsicht anzurathen. Er erzählte mir, wie vor wenigen Tagen der Kurier überfallen, verwundet und beraubt worden sei. Die Wegelagerer sollen ihm 1500 Thaler und 9 Goldunzen abgenommen haben. Auf einer Station erzählte mir aber der Posthalter, dass fünf Fährtsensucher (Rastreadores) ausgeschickt worden seien, um die Spuren der Räuber aufzusuchen, dass aber nach ihrem übereinstimmenden Urtheile ein Ueberfall gar nicht stattgefunden und höchstwahrscheinlich der Kurier das Postfelleisen selbst bestohlen und sich einige leichte Wunden beigebracht habe. Immerhin erfordert die Bereisung der Provinz Cordova einige Vorsicht des einzelnen Fremden, und wenn auch die Gefahren gewöhnlich übertrieben werden, so ist es doch angezeigt, wohlmeinende Warnungen nicht zu verachten und sich ebenso sehr auf seine guten Waffen als auf seinen guten Stern zu verlassen.

Wenn man Cordova auf der nördlichen Poststrasse verlässt, führt der Weg gleich ausser der Stadt durch das sandige Flussbett

des Rio Primero eine sanfte Anhöhe bergan. Oben angelangt, genießt man einen herrlichen Blick auf die in ihrem Kessel reizend daliegende Stadt. Aber nur sie gibt ein liebliches Bild, die übrige Landschaft ist besonders zur Winterzeit ungemein monoton und traurig. Das Auge erblickt nur dorniges Gebüsch und strohartiges Gras. Wenn im Frühjahr junge Blätter die Chañares und Algarrobas bedecken und dazwischen frisches, saftiges Gras emporkeimt, dann mag auch der Anblick erquickender sein.

Die eigentlichen Ackerbaudistricte der Provinz beginnen erst etwa 8 Leguas nördlich von Cordova und die erzführenden Gebirge (Sierra de Cordova) ziehen sich in der nämlichen Richtung 14 Leguas von der Stadt hin. Es werden dort einige reiche Kupferbergwerke bearbeitet.

Eine sehr ungünstige Witterung begleitete mich. Der Winter von 1858 war überhaupt in der ganzen Conföderation und in Bolivia ein ungewöhnlich strenger. Es schneite den ganzen Nachmittag ununterbrochen fort. Der gefrorene Schnee, von einem scharfen eisigen Winde uns entgegengepeitscht, verletzte uns das Gesicht wie mit Nadelstichen. In der ersten, 5 Legoa von Cordova entfernten Post *Rosario* oder Bajo del Reque, wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Die alte Postmeisterin war die Schwiegermutter des Conducteurs, mit dem ich von Rosario nach Cordova gereist war, und von ihm tags vorher von meiner Ankunft unterrichtet, bereitete sie mir unverzüglich einige Mates, die mich wunderbar erfrischten und erwärmten. Die gute Alte wollte mich durchaus nicht fortlassen und konnte überhaupt nicht begreifen, wie ich bei solchem Wetter weiter reise, da ich ja doch kein Kurier sei. Sie liess mir gute Pferde geben und im scharfen Trabe legte ich noch 5 Leguas zurück und machte abends um 6 Uhr in der *Posta de Guerra* zum Nachtquartier halt. Ich erhielt hier ein kahles, schmuziges, eisigkaltes Lehmgemach angewiesen und musste ein paar Stunden warten, ehe mir eine Masamora zum Nachtessen gebracht wurde. Der Postmeister lag infolge von Ausschweifungen krank danieder. Am nächsten Morgen verlangte er doppeltes Rittgeld; ich verweigerte es zu

zahlen. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel und da ich mich auf meinen Kurierpass stützte und ihm denselben vorwies, musste er von seiner Forderung ablassen. Um sich zu rächen, liess er mir einen jungen noch wilden Fuchshengst satteln, der erst ein einziges mal geritten war. Da die Gauchos eine sehr geringe Meinung von der Reitkunst der Europäer haben¹⁾, so mochte sich der Postmeister wol schon heimlich gefreut haben, mich noch vor der Post vom Potro abgesetzt zu sehen; ich verschaffte ihm aber dieses Vergnügen nicht. Das Füllen machte mir natürlich viel zu schaffen, da ich es wegen der Ladungen nicht galopiren lassen konnte und es sich zu keiner andern Gangart bequemen wollte. Wir erreichten ohne Unfall die nur 2 Legoas entfernte Post *Salitre*. Sie führt ihren Namen von einem in der Nähe liegenden Salpeterlager. Kurz bevor man die Post erreicht, passirt man den ziemlich unbedeutenden *Rio Carnero*. Vor dem Posthaus bot sich mir ein hübsches Bild dar. Der greise Grossvater wärmte sich, mit einem kleinen Enkel auf den Knien spielend, an der trüben Wintersonne, ringsum standen eine Anzahl Peone zu Fuss und zu Pferde, seiner Befehle harrend; einige stramme Mägdle stampften Mais zur Masamora, während ein junges Weib, seine Schwiegertochter, ihren Säugling am Arme, den übrigen Kindern, die vor ihr ausgestreckt auf der Erde lagen, die Anfangsgründe des Lesens beibrachte. Der Greis liess mir sogleich Mate reichen und versprach mir, da die Post 8 Legoas lang ist, gute Pferde.

Von Salitre an ist das Terrain coupirt, stellenweise felsig und das Land hügelig; 2½ Legoas hinter der Post gelangt man nach *Caroya*, eine Hacienda mit einer Kirche; eine halbe Legua weiter nach *Jesus Maria*, wo eine grossartige in edlem Stile angelegte, jetzt aber halb verfallene Kirche mit Kuppelthurm und

¹⁾ Im Congresse von Buenos Aires sagte General Mancilla, der Schwager von Rosas, bei Gelegenheit der französischen Blokade: „Was brauchen wir diese Fremden zu fürchten; es ist ja kein einziger von ihnen im Stande, eine Nacht durch zu galopiren!“ Eine Aeusserung, die mit wieherndem Applaus von der Versammlung und der Galerie entgegengenommen wurde.

einige ziemlich hübsche Häuser stehen, und wieder eine halbe Legoa weiter trifft man einige Häuser und eine sehr verfallene Kirche; es ist der auf den Karten verzeichnete Ort Sinsacate. Wie mir erzählt wurde, gehörten alle diese drei Orte einst den Jesuiten; das Hauptetablisement war in Jesus Maria; jetzt sollen diese Güter in Privatbesitz sein.

Von Sinsacate an beginnt eine trostlose Wildniss. Die ganze Gegend ist mit niedrigen, dornigen, jede Fernsicht hemmenden Gebüschten bedeckt. Mitten in dieser Einöde führt der Weg durch eine unheimliche Schlucht. Sie ist weit und breit unter dem Namen *Barranca yaco* bekannt und übel berüchtigt. Man kann sich kaum einen geeigneteren Platz zu meuchlerischen Ueberfällen denken. Hier wurde am 22. Febr. 1835 der kühne General D. Facundo Quiroga mit seinem Gefolge und den Postillonnen, im ganzen 11 Personen, vom Kapitän Santos Perez und einigen und zwanzig Gauchos auf Befehl des Gouverneurs von Cordova D. José Vicente Reinaféé ermordet. Quiroga war der kühnste argentinische General und der gefährlichste Gegner von Rosas. Roh, ohne Charakter, ohne die geringste Bildung, ohne politischen Scharfblick und ohne eigentliches Feldherrntalent, aber ein unerhört leidenschaftlicher Spieler, erreichte er durch seinen persönlichen Muth und eine namenlose Grausamkeit die höchste militärische Würde seines Vaterlandes und wurde der Schrecken der innern argentinischen Provinzen. Quiroga's Laufbahn ist eine ununterbrochene Kette der grausamsten Blutthaten. Seine Tollkühnheit war auch sein Untergang. Auf seiner letzten Reise nach Cordova erhielt er die genauesten Nachrichten von dem auf ihn beabsichtigten Mordanschlag und es wurde ihm mitgetheilt, dass Santos Perez ihn in Barranca yaco erwarte, um ihn zu tödten. „Noch ist der Mann nicht geboren, der den Facundo Quiroga tödtet, auf einen Ruf von mir wird sich morgen die ganze Rotte zu meinen Befehlen stellen und mir als Escorte nach Cordova dienen“¹⁾, war seine Antwort, als man ihm während der Reise das Complot enthüllte.

¹⁾ Sarmiento Vida de Facundo Quiroga, p. 207.

Noch auf der letzten Poststation machte ihm der Postmeister während des Pferdewechsels die genauesten Mittheilungen über die ihm drohende Gefahr. Quiroga blieb taub gegen alle Warnungen und die flehentlichen Bitten seiner Begleiter. In Barranca yaco angekommen, wird sein Wagen angehalten. Quiroga beugt sich zum Fenster hinaus, um sich nach der Ursache zu erkundigen, und im nämlichen Augenblicke fällt er von einer Kugel durch das Auge getroffen leblos zusammen. Die Gauchos ermordeten sämtliche Begleiter des Generals. Auf einem der Pferde sass ein vierzehnjähriger Knabe als Postillon; es war der Neffe eines der Gauchos von Perez' Bande. Der Mann reitet vor und bittet um das Leben des Knaben. Santos Perez schiesst ihm statt aller Antwort eine Kugel durch die Brust, reist dann das Kind vom Pferde und schneidet ihm trotz seines Flehens und Wimmerns den Hals ab. Santos Perez wurde wegen seiner Blutthat am 27. Oct. 1837 nach zweijähriger fürchterlichen Haft auf der Plaza de la Victoria in Buenos Aires erschossen. Am nämlichen Tage und am nämlichen Platze wurden die moralischen Urheber des Mordes, die Brüder D. José Vicente und D. Guillerme Reinafee, ebenfalls erschossen. Santos Perez soll in seinem Kerker wiederholt geäußert haben, der Mord des Knaben foltere sein Gewissen ununterbrochen.

Der Menschen Strafgericht ist ein gelindes;
Doch bei dem leisen Gruss des Abendwindes
Im Sonnenschein wie durch des Sturmes Wuth —
Du hörtest stets das Weinen jenes Kindes. ¹⁾

Durch Quiroga's Ermordung ist die Schlucht Barranca yaco gewissermassen berühmt geworden; durch zahllose dort ausgeübte meuchlerische Ueberfälle von Weglagerern an Reisenden, Kurieren u. s. f. aber sehr berüchtigt. Die nach Tucuman fahrende Diligence umgeht in weitem Bogen diesen für Wagen ziemlich schwer passirbaren unheimlichen Ort.* Als wir uns der Schlucht näherten, fragte mich mein Peon besorglich, ob meine Büchsflinte geladen sei? Ich wollte sie ihm geben, damit wir uns

¹⁾ Dranmor. Poetische Fragmente. XVII. Santos Perez. S. 97.

im Nothfalle vertheidigen könnten, da ich mich auf meinen Revolver verliess. Der Bursche aber erklärte, er verstehe nicht, mit Schiesswaffen umzugehen; im Falle wir angegriffen würden, werde er sein Heil in der Flucht suchen. Das war wenigstens eine deutliche Erklärung. Wir passirten anstandslos Barranca yaco und noch eine Legoa weiter eine mit niedrigem Gebüsch bedeckte Fläche. Bei Alta grande wird die Gegend offener; es treten wieder Viehtriften auf. Eine Legoa weiter liegt die Post *Las Talas*. Sie führt ihren Namen von dem in der Umgegend häufig wachsenden Gesträuche „Tala“ (*Coulteria tinctoria*).

Kaum war ich hier vom Pferde gestiegen, so fing der Postmeister mit mir an zu politisiren; es war ein eingebildeter, dumm-dreister Mensch, ein unerträglicher Schwätzer und als politischer Agitator weit bekannt. Diese Rolle war bei ihm um so komischer, als er seinen sinnlosen Wortschwall nur kaum verständlich hervorstottern konnte. Ich erhielt von ihm die schlechtesten Pferde auf der ganzen Reise. Um die nächste nur 5 Legoas entfernte Station zu erreichen, brauchte ich sieben volle Stunden, denn es fiel bald das eine, bald das andere Packpferd nach kaum viertelstündigem Trabe seitlich um.

Das Reisen mit Postpferden hat in der Conföderation neben manchem unbestreitbaren Vortheile auch seine sehr grossen Nachtheile. Trotz des ungeheuern Pferdereichthums des Landes liefern die Postmeister den Reisenden doch gewöhnlich nur sehr schlechte Thiere. Bald erhält man einen so harten Traber, dass einem fast Hören und Sehen vergeht, bald einen verfehlten Passgänger, bald eine alte Mähre, die man ununterbrochen mit Peitsche und Sporen bearbeiten muss, bald einen halbzugerittenen Gaul, mit dem man seine liebe Noth hat, bald ein gedrücktes Thier, das beim Aufsteigen sich windet und krümmt, sich bäumt und ausschlägt und sich erst wieder beruhigt, wenn der Sattel fest auf die Wunden drückt, kurz jede Post bringt eine neue, aber selten eine angenehme Abwechslung. Auffallend war es mir, dass fast jedes Pferd beim Aufsteigen mit dem Maul nach dem Bügel fuhr. Wenn man ohne Gepäck reist, so geht es noch an, denn man galopirt dann von Station zu Station. An diese Gangart

sind die Pferde so gewöhnt, dass sie von selbst schon vom Posthause an zu galopiren anfangen; sie ist bequem und man kommt schnell vorwärts. Führt man aber Gepäck mit sich, so können die Pferde nicht galopiren, da sich die Ladungen leicht verschieben und der Zeitverlust, sie fest zu schnüren, weit grösser als der Gewinn durch den Galop ist. Man reitet daher, wenn es angeht, in möglichst scharfem Trabe, der aber gewöhnlich so hart ist, dass man daran gewöhnt sein muss, um ihn erträglich zu finden.

Als Packpferde werden gewöhnlich alte abgetriebene Gäule (Machorras) genommen. Sie verursachen oft viele Unannehmlichkeiten. Die Ladung für ein Pferd darf das Gewicht von $1\frac{1}{2}$ Centner durchaus nicht überschreiten und soll aus zwei ganz gleichschweren Tercios (Koffern, Kisten u. s. f.) bestehen. Oft ist es beinahe unmöglich, den Inhalt der Koffer ganz gleichmässig zu vertheilen, in diesem Falle sucht man das Fehlende etwa durch einen Stein zu ersetzen. Ich habe ein etwa 8 Pfund schweres Porphyrstück über sechzig Legoas weit mitschleppen müssen.

Das gute Packen eines Postpferdes nach argentinischer Art erfordert viel Geschick. Durch die ganze Provinz Cordova traf ich nur einen einzigen Postillon, der im Stande war, kunstgerecht den Strick (Reata), mit dem die Ladung auf dem Thiere festgebunden wird, zu befestigen. Die Cordovesen sind keine Arrieros, desto ausgezeichnete sind aber in dieser Hinsicht die Peone aus den Provinzen Catamarca und La Rioja. Sie sind die besten Arrieros der Conföderation. Bei jeder Poststation in der Provinz Cordova machte sich mein Bursche über die cordovesischen Postillone und Gauchos lustig und schimpfte sie, wenn sie ihm wenigstens beim Aufladen halfen und einen falschen Griff thaten, wegen ihrer Ungeschicklichkeit so, dass ich zuweilen befürchtete, es möchte zu Thätlichkeiten kommen. In seinen Augen hatte der Mann, der es nicht versteht, kunstgerecht eine Reata anzulegen, gerade den Werth, wie in denen eines Gauchos ein schlechter Reiter, nämlich gar keinen. Ich konnte mich in der That glücklich schätzen, diesen Burschen und eigene Packsättel

mit zu haben, denn mit einem Cordovesen und mich auf die Verordnung der Postadministration, dass jeder Posthalter stets die nöthigen Packsättel bereit haben müsse, verlassend, hätte ich sehr viel Unannehmlichkeiten und grosse Zeitverluste gehabt.

Mit dem besten Willen konnte ich täglich nicht mehr als 15—18 Leguas zurücklegen. Wir waren in den kürzesten und zugleich auch kältesten Tagen und auf jeder Poststation gab es Aufenthalte, zuweilen von 3—4 Stunden. Bald mussten die Pferde von stundenweiter Entfernung hergetrieben werden, bald war kein Postillon da, bald fehlte es an gutem Willen des Posthalters, schnell zu expediren.

Von Talas an ist die Gegend freundlicher, denn das durch Dornengesträuche verdrängte Weideland gewinnt wieder die Oberhand.

In der Post *Divisadero*, wo ich übernachtete, fand ich ein ziemlich gutes Passagierzimmer; der Posthalter und seine Söhne waren zuvorkommend und freundlich. Eine Stunde hinter der Post, im sogenannten *Cienega*, trennt sich die Poststrasse von Tucuman von der nach Catamarca. Erstere verfolgt eine nördliche Richtung nach Santiago del Estero, letztere eine nordwestliche durch die grosse Salzwüste.

Auf ziemlich schlechten Pferden, die ich zudem erst um 8 Uhr vormittags erhielt, erreichte ich nach langem Ritte die nächste Post *Los Posos*. Das Wetter war sehr unfreundlich, den ganzen Vormittag schneite es. Die mit niedrigen Gesträuchen bedeckte Pampa war in eine dichte Schneedecke gehüllt; die aber um Mittag einem mehrstündigen Sonnenscheine wieder weichen musste. Der Postillon verlor wiederholt den Weg. In Los Posos fing ich an zu fühlen, dass ich die grosse Poststrasse verlassen hatte, denn ich war gezwungen, einige Stunden lang auf frische Pferde zu warten. Da ziemlich selten Reisende diesen Weg benutzen, so hält der Postmeister seine Pferde auf entfernten Weiden. Für den Kurier, der an bestimmten Tagen eintrifft, werden die von ihm benöthigten Thiere bereit gehalten, sodass er ohne Verzug weiter reiten kann.

Die Post besteht nur aus einer elenden, mit Pampasstroh ge-

deckten Lehmhütte. Ihre Bewohner sind schmutzige, aber freundliche Mestizen. Bei meiner Ankunft war die junge Hausfrau gerade mit der Insektentoilette ihrer Kinder beschäftigt und in ihren Mundwinkeln zappelten noch die halbzerbissenen Opfer ihrer Reinlichkeitsbemühungen. Die armen Leute konnten mir weiter nichts als heisses Wasser für meinen Mate anbieten. Zur Aufbewahrung ihrer Fleischvorräthe, wenn sie welche hatten, diente ihnen ein langes aus Stäben geflochtenes Behältniss auf



Die Post Los Posos.

vier Pfählen neben der Hütte. Auch bemerkte ich hier zum ersten mal eine eigenthümliche Art, den Mais aufzuheben. Die Kolben mit ihren Deckblättern werden nämlich zu einem hohen Kegel aufgethürmt und an der Spitze mit einer Kuhhaut zugedeckt. Das Ganze ist zum Schutze gegen Pferde und Rinder mit einer rohen Umzäumung von Aesten und Zweigen des Algarrobabaumes eingefriedet.

Während ich auf die Pferde warten musste, strich ich auf den nahe gelegenen Maisfeldern herum und hatte Gelegenheit, den

ausserordentlichen Reichthum der ornithologischen Fauna zu bewundern. Ich habe ihn noch in keinem Lande grösser gesehen. Hier kann der Naturforscher in Einem Tage eine reichhaltigere ornithologische Sammlung machen als in den tropischen Urwäldern in einer Woche. Ich zählte im Hofraum der Post und in den angrenzenden Maisfeldern nicht weniger als 27 verschiedene Species von Vögeln, darunter drei Papagaien-, drei Tauben-, mehrere Finken- und Raubvogelarten, ziemlich häufig sah ich den hübschen als Stubenvogel so beliebten Cardinal. Die gefiederten Bewohner der Pampas liessen sich auf wenige Schritte zutraulich nahe kommen. Sie werden nie durch einen Schuss aufgeschreckt. Der Gaucho liebt die Feuerwaffe nicht, er hat kein rechtes Vertrauen zu ihr und ist in dieser wie in mancher andern Beziehung das gerade Gegentheil von dem ewig jagenden und knallenden Brasilianer. Seine Waffen sind der Lasso (Wurfschlinge), die Bolas (Wurfkugeln) und die Punta (das Messer).

Auffallend war es mir, in keinem Gehöfte Schweine zu sehen. Während in Brasilien das Borstvieh in alimentarischer Beziehung eine so wichtige Rolle spielt, hat es für die Bewohner der Pampas als Nahrungsmittel fast keinen Werth. Sie nähren sich hauptsächlich von Mais, Kürbissen, Rind- und Stutenfleisch, Schafen und Ziegen. Als Fett wird hauptsächlich das Nierenfett des Rindes benutzt.

Der Post Los Posos gegenüber zieht sich von Osten nach Westen ein Gebirgszug, *Sierra de la Majada* genannt. Der Postmeister meinte, es müssen dort viele Metalle verborgen liegen, denn bei Gewittern höre man gar sonderbare Töne aus dem Gebirge aufsteigen. Ungefähr 1 Legoa von der Post führt der Weg durch ein weites mit Porphyrrümmern bedecktes Thal direct nach Westen; nach Norden und Süden ist es von zerrissenen barrancaähnlichen Hügeln begrenzt. In einiger Entfernung nach Norden streicht dem Thale parallel die erwähnte Sierra, auf deren Rücken man ungefähr 2 Legoas von der Station ein kleines Kirchlein bemerkt. Mein Postillon nannte es *Massallaca* und sagte, es sei dem heiligen Vincenz geweiht und werde jährlich einmal am Tage dieses Heiligen dort Gottesdienst gehalten.

Allmählich erweitert sich das Thal wieder zu unabsehbaren Pampas mit herrlichen Weiden, auf denen einzelne sehr starke Algarrobas stehen. Von diesen führt die Post, die wir kurz nach Sonnenuntergang erreichten, ihren Namen. Es war ein wundervoller, unaussprechlich schöner Abend. Die sinkende Sonne vergoldete mit einem feurigen Gürtel den fernen Horizont; allmählich erstarb da, wo dem Auge Himmel und Erde verschmolzen, der Feuerschein und das purpurne Licht hob sich hoch und immer höher und säumte wie hingehaucht nur noch einzelne lichte Wolken ein. Bald flackerten die letzten Strahlen im Westen auf, das wunderbare Abendroth erbleichte und ein grauer Schein umschleierte das Firmament. Die unermessliche Pampa lag still und todt vor uns, geisterhaft, form- und schrankenlos.

Ehe wir das Posthaus erreichten, scheuchten wir einen Strauss auf. Er hatte hinter einigen Algarrobas wahrscheinlich Schutz vor dem empfindlich kalten Winde gesucht und eilte nun wenige Schritte von uns mitten durch eine Ziegenheerde, die sich um sein plötzliches, aber wahrscheinlich wohlbekanntes Erscheinen nicht im mindesten kümmerte.

Die *Posta de los Algarrobas*, auf der Estancia gleichen Namens, ist im Besitze eines wohlhabenden Mannes. Sie ist die beste, ich möchte wol sagen die einzige anständige Post, die ich auf meiner ganzen Reise zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean getroffen habe. Das Wohnhaus ist hübsch und reinlich, selbst mit einigem Luxus ausgestattet. Es war Sonntag und der Eigenthümer auf einer entfernten Estancia abwesend. Seine Frau, eine gesprächige Catamarqueña, empfing mich freundlich und öffnete mir, nachdem sie mich einige Augenblicke gemustert hatte, einen kleinen Saal, dessen Nettigkeit mich überraschte. Der Fussboden war mit einem wenn auch ordinären Teppich belegt; die Möbeln einfach, aber gut. In zwei Ecken standen Tische, auf einem davon war ein Krippenspiel (*Nacimiento*), wie sie am Weihnachtsfeste aufgestellt zu werden pflegen, auf dem andern silberne Leuchter und Bestecke, porzellanene Kaffeeservice, elegante Mates u. dgl. Ich war einigermassen erstaunt über das Vertrauen, mit dem die Besitzerin ihre Schätze vor einem unbe-

kannten Reisenden ausgebreitet liegen liess. Sie wiederholte mir aber ein paarmal, dass sie diesen Saal nur gente decente (anständigen Leuten) öffne. Sie ergriff diese Gelegenheit, um sich in ein politisches Gespräch einzulassen. Wie auf den meisten Posten, war auch hier die erste Frage, wer wol am meisten Aussicht habe, Präsident zu werden. Der Unwille über den von der übrigen Conföderation getrennten Staat Buenos Aires fand, wie überall auf meiner Reise, auch bei dieser Frau den lebhaftesten Ausdruck. Ich war froh, wieder einmal in einem wohleingerichteten, behaglichen Zimmer schlafen zu können. Das Thermometer sank allmählich unter den Gefrierpunkt und in den meisten Posten konnte man sich vor der schneidenden Kälte kaum nothdürftig schützen.

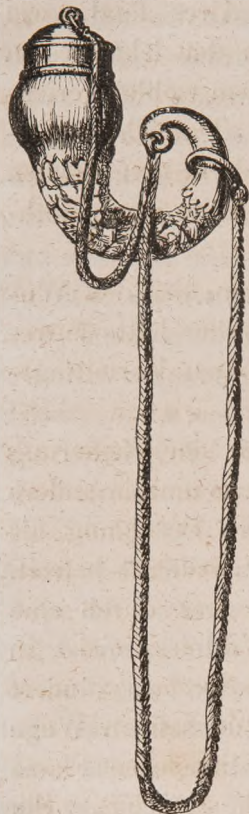
Am künftigen Morgen erschien der Postillon, der den Wochendienst hatte und den er schon am Tage vorher hätte antreten sollen, nicht, und ich musste bis in die späten Vormittagsstunden auf einen Stellvertreter warten.

Die Postillone für jede Post werden von der Regierung bestimmt und müssen abwechselnd je eine Woche um die andere ihren Dienst versehen. Sie haben keine andere Bezahlung als das etwaige Rittgeld, sind dafür aber vom Militärdienst befreit.

Der Weg führt von Algarrobos an 6 Legoas durch eine düstere mit niedrigem Gebüsch bewachsene Wildniss, meist in tiefem Sande; erst eine Legoa vor der Post *Socabones* ändert sich wieder der landschaftliche Charakter. Auf halbem Wege zwischen beiden Posten stehen auf einem vegetationslosen Platze wie auf einer reingefegten Tenne einige ärmliche Ranchos. Sie heissen Fausto Ñomonje. Unerklärlich blieb es mir, durch welche Erzeugnisse sich dieses traurige Gehöfte hier erhalten kann. Vielleicht liegt seitlich vom Wege einiges Weideland. Das Vorhandensein einer Cisterne hat den Besitzer wol veranlasst, auf diesem trostlosen Fleck Erde seine Hütten zu bauen.

In Socabones erhielt ich vortreffliche Pferde. Gegen 2 Uhr liess die eisige Kälte etwas nach und die blasse Nachmittagsonne erwärmte einigermassen den froststeifen Körper. Von Socabones an hatte ich keine Viscacheras (Röhren der unterirdischen Baue

der Pampaskaninchen) mehr bemerkt. Der hier mehr hervortretende Salzgehalt des Bodens behagt den Viscachas nicht. Der Postillon erzählte mir, dass in dieser Gegend schon öfters Guanacos vorkommen. Die Vegetation änderte sich ebenfalls auffallend. Die vorherrschenden Pflanzenformen sind Cacteen, die breitblättrigen Tunas und riesenhafte Säulencereus; ihre unreifen Früchte, vom Froste der verflossenen



Zunderbüchse.

Nächte erfroren, bedeckten zu Millionen den Boden; ferner die blattlose, besenförmige Sincharillo und der Arbol brea mit seiner grau-weißen Rinde an Stamm und Zweigen. Es ist, als ob die Natur hier kein grosses Blatt hervorzubringen im Stande wäre. Alle Bäume, alle Sträucher haben feine kleine Blättchen und selbst die Blätter des Quebracho, der oft einen beträchtlich starken Stamm bildet, und die zu den grössten gehören, sind schmal lanzettförmig; dagegen sind fast ausnahmslos alle Gesträuche und Bäume mit Stacheln bewaffnet.

Ich erreichte die Post von *Arbol blanco* um 5 Uhr abends, sie war das stricte Gegentheil von jener von Algarrobos und bestand nur aus einigen halbverfallenen Lehmhütten, von denen eine das sogenannte Passagierzimmer, ein elendes Loch ohne Thüren und Fenster, was bei einer Nachttemperatur von 4° R. nicht gerade zu den Annehmlichkeiten der Reise gehörte. Die Bewohner selbst lebten sehr ärmlich. Wir fanden durchaus nichts zu essen vor, weder Fleisch, noch Mais zu einer Masamorra, nicht einmal Kürbisse. Der Postmeister hatte kurz vor unserer Ankunft mit seinen Knechten ein fettes Quirquinche (Gürtelthier), beiläufig bemerkt eins der delicatesten mir bekannten Gerichte, gegessen. Auf meine Frage, was er den folgenden Tag essen werde, meinte er, seine Peone würden wol wieder ein Quirquinche fangen. Die vielen vor den Hütten her-

umliegenden Panzer sprachen jedenfalls für die öftere Wiederkehr dieses Gerichtes. Der ausgehohlte und beim Trocknen etwas gekrümmte Schwanz des Gürtelthieres wird in der Conföderation häufig mit Silber beschlagen und als niedliche Zunderbüchse benutzt.

Nach einer kurzen Berathung mit dem Posthalter schickte ich einen Burschen in eine benachbarte Estancia und in 1½ Stunden kehrte er mit einem Zieglein am Sattelknopfe zurück. Es wurde unverzüglich geschlachtet und ein Nachtessen bereitet, an dem sämtliche Bevölkerung der Post theilnahm. Die Provinzen Cordova und Catamarca besitzen einen ausserordentlichen Reichtum an Ziegen, deren Felle einen wichtigen Ausfuhrartikel aus diesen Gegenden bilden.

Die Bewohner von Arbol blanco und der Umgegend sind von Kirche und Schule sehr entfernt; 5 Legoas von der Station ist das Kirchlein Aquellino, in dem alljährlich einmal ein Priester Messe liest und die im Laufe des Jahres geborenen Kinder tauft. Die Verstorbenen werden in ein Tuch eingenäht, quer über auf ein Pferd gebunden und nach dem mehr als funfzehn Legoas entfernten Kirchhofe transportirt.

In der Frühe bot mir ein Gaucho der Umgegend ein Pferd zum Verkauf an. Es war ein fehlerfreies, dreijähriges, sehr schönes Thier (Picazo). Er verlangte 8 Thlr. dafür, hätte es aber auch für 6 gelassen. Um 8 Uhr verliessen wir die Post. Nachdem wir etwa 3 Legoas zurückgelegt hatten, änderte sich der Charakter der Vegetation vollständig und es traten verschiedene Salzpflanzen auf. Zwei Legoas weiter erreichten wir die Post *Las Toscas* am Rande der Salswüste, einen ungemein traurigen Aufenthaltsort. Hier beginnt die 28 Legoas breite *Travesia*, die in Einem Ritte zurückgelegt wird. Nach den Verordnungen der Postadministration soll der Postmeister den Reisenden doppelte Anzahl von Pferden mitgeben, damit dieselben unterwegs gewechselt werden können, denn die anstrengende Tour nimmt die Thiere hart mit. Der Postmeister beobachtet indessen nur für den Kurier diese Rücksicht, den übrigen Reisenden wird doppeltes Rittgeld abverlangt, aber nur die einfache Anzahl Thiere

gegeben. Auf meine Einwendungen erwiderte der Posthalter, seine Thiere seien so sehr an den Weg gewöhnt, dass die Vorsicht, Pferde zum Wechseln mitzunehmen, vollkommen überflüssig sei. Nach längerem Hin- und Herreden verstand er sich endlich dazu, mir ein Stück mehr mitzugeben. Bei der Länge dieser Post beläuft sich das Rittgeld ziemlich hoch; ich musste 35 spanische Thaler bezahlen.

Die Salzwüste besteht aus einem 13 Legos breiten ausgetrockneten Salzsee und einer weitem 15 Legoas breiten trostlosen mit Salz und Sand bedeckten, daher gänzlich unfruchtbaren Ebene. Ich kenne die Länge des Sees und seiner wüsten Uferländer, die sich in ihrer grössten Ausdehnung von SW. nach NO. erstrecken, nicht genau, sie dürfte aber über 50 Legoas betragen. Die ganze Wüste soll einen Flächenraum von mehr als 1200 Quadratlegoas einnehmen. Das Becken des ehemaligen Sees lässt sich mit der grössten Genauigkeit erkennen. Nicht weit von Toscas ist der Rinnsal eines einstigen Flusses. Die Ufer des Sees sind höher als das Becken und mit Salzpflanzen (Cachiyuyu) reichlich bestanden, ebenso mehrere kleine Inseln nicht weit vom Uferlande. Der Boden des Beckens hingegen ist von jeder Vegetation entblösst und mit einer blendend weissen, lockern Salzdecke überzogen.

Ob die Pampas durch Hebungen aus dem Meere und die vielen in denselben vorkommenden Salzlager, vorzüglich in grössem Becken, deren Umrisse und Bildung auf ehemalige Seen schliessen lassen, durch spätere Verdunstung des in ihnen zurückgebliebenen Meerwassers entstanden sind, oder ob die Pampas das Resultat einer jahrtausendelangen Ablagerung der Gewässer der Anden sind und die natürlichen Salzdepots der Ebenen aus den secundären salzreichen Schichten am Fusse der Anden gelöst, durch die Ströme weggeführt, in Seen, deren Wasser, nachdem die Zuflüsse aufhörten, verdunsteten, abgelagert wurde, sind zur Zeit noch offene Fragen; für letztere Ansicht sprechen jedenfalls weit mehr Thatsachen, obgleich auch sie noch wichtige Verhältnisse unaufgeklärt lassen.

Während mein Peon neben der sehr ärmlichen Posthütte ein

äusserst kärgliches Mittagsmahl bereitete und ein Fässchen, das ich in Cordova, auf die Wichtigkeit dieses Reisegeräths aufmerksam gemacht, dort gekauft hatte, mit brakem Wasser füllte, wurden die nöthigen Thiere aus der zum Theil mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Steppe herbeigeholt.

Die Weideplätze um Las Toscas werden von dem gefährlichsten Raubthiere des südamerikanischen Continents, der Unze (*Felis Jaguar*), stark heimgesucht. Der Postmeister klagte mir darüber, dass ihm diese Tiger im verflossenen Jahre nicht weniger als 45 Pferde zerrissen haben. Das gewaltige Raubthier findet in diesen viehzuchttreibenden Provinzen ein ungemein günstiges Terrain zur Befriedigung seiner Mordlust und kommt daher dort auch in bedeutender Anzahl vor. Auf jeder Estancia wird eine Meute kräftiger Hunde zur Unzenjagd gehalten. Sie kreisen das Raubthier ein, das, auf diese Weise hart bedrängt, vom Jäger mit einer Lanze oder einem langen Messer niedergestochen, zuweilen aber von ein paar Reitern mit dem Lasso gefangen und damit erwürgt oder zu Tode geschleift wird. In den niedrigen, dornigen Gebüschern entzieht es sich leicht der Verfolgung, denn die Hunde scheuen sich, in das stachelige Gestrüpp, in dem ihnen die Haut zerfetzt wird, einzudringen, während die Unze mit ihrem sammtartig glatten Felle ungefährdet durchschleicht.

Die Reisenden trachten soviel wie möglich die Travesia während der Nacht zurückzulegen, denn am Tage machen die Hitze und der Reflex des blendend weissen Salzsandes diese Tour fast unerträglich lästig. Wir warteten lange auf einen Postillon. Der Postmeister hatte nämlich alle seine Leute nach einem entfernten Theile der Estancia geschickt. Da keiner erschien, musste sich der alte 65jährige Mann sehr gegen seinen Willen entschliessen, dessen Stelle einzunehmen. Er hoffte jedoch, dass uns bei einbrechender Nacht ein nachgesandter Peon einholen und ihn ablösen werde; er gab deshalb den zurückgebliebenen Frauen die gemessensten Instructionen. Es erschien aber keiner und der Greis musste den für ihn schon sehr beschwerlichen Ritt hin und zurück machen.

Um 3 Uhr nachmittags ritten wir in die Wüste; die Thiere

schritten munter aus und ich wünschte nur, dass sie nicht allzu bald in ihrem Eifer erlahmen möchten. Pferde, die nicht in dieser Gegend aufgewachsen sind, taugen zur Wüstenreise nicht; sie treten zu schwer auf, sinken daher tief ein und ermüden bald; die eingewohnten Pferde zeichnen sich durch einen sehr leichten elastischen Schritt aus. Gegen Abend passirten wir eine etwa 200 Klaftern lange sumpfige Stelle, an der wir scheinbar ganz frische Wagengleise und die tiefen Tritte von Pferden bemerkten. Der Postmeister erzählte mir, dass hier vor zwei Jahren eine leichte Reisekalesche stecken geblieben sei und nur mit vieler Mühe wieder auf festen Grund gebracht werden konnte, und doch sahen alle diese Spuren so frisch aus, als hätten sich erst vor wenigen Stunden hier die Thiere abgemüht. Offenbar wehen sehr heftige Winde selten und die gewöhnlichen Brisen vermögen nicht die Salzkruste anzugreifen, sondern wirbeln nur den von den trabenden Thieren gelockerten Salzsand auf. Da uns ein solcher ziemlich frischer Wind begleitete, so waren wir auch bald mit Salz bedeckt, das in Augen und Nase ein lästiges Jucken und Prickeln verursachte; Lippen, Zungen und Gaumen wurden salzig und ein brennender, fast unerträglicher Durst plagte uns.

Einem herrlichen Sonnenuntergange folgte eine wundervolle zauberhafte Mondbeleuchtung, in deren kaltem stillen Lichte sich die Wüste wie ein ruhig daliegender Wasserspiegel vor uns ausbreitete. Nach achtestündigem Ritte erreichten wir nachts um 11 Uhr das westliche Ufer des Salzsees und lagerten auf Anordnung unsers Führers ein paar Stunden neben einem riesenhaften *Cereus*. Bald war aus dürrem Salzkraut ein Feuer angefacht, an dem wir von unserm kleinen Vorrathe Wasser zu Mate kochen und uns erwärmen konnten, denn die Nacht war schneidend kalt; das Thermometer zeigte 3° R. unter Null.

Die Pferde wurden an den Vorderfüßen gefesselt; nach ungefähr einer halben Stunde kamen sie keuchend und zitternd an das Feuer gehumpelt und gleichzeitig erdröhnte in geringer Entfernung das unheimlich dumpfe Brüllen einer Unze, die langsam unser Lager umkreiste. Wir sahen ihre Umrisse oft gespensterhaft auftauchen und dann wieder verschwinden. Das blasse Licht

des zunehmenden Mondes erlaubte es nicht, einen sichern Schuss anzubringen. Ich feuerte aber doch meine Büchse in der Richtung ab, in der ich das Thier auf kurze Momente erblicken konnte, der Schuss hatte nur insofern eine Wirkung, dass sich die Unze aus unserer unmittelbaren Nähe zurückzog; ihr grollendes Brüllen dauerte aber noch stundenlang in der Ferne fort.

Durch die Salzwüste geht, wie mir der Postmeister mittheilte, die Grenze der Provinzen Cordova und Catamarca. Ehemals war sie an einer Stelle durch ein hölzernes Kreuz bezeichnet. Dieses ist schon längst verschwunden, wahrscheinlich hat damit irgendein Arriero das Wasser zu seinem Mate Simaron (Paraguaythee ohne Zucker) gekocht; es dürfte auch wol keine andere Marke mehr errichtet werden, denn hier werden wol schwerlich je Grenzstreitigkeiten zwischen den beiden Provinzen vorkommen.

Nach dreistündiger Ruhe sattelten wir um 2 Uhr früh wieder unsere Thiere und traten den beschwerlichen Weg weiter über den breiten Wüstensaum des Sees, auf dem Cachiyuyu (Salicornien) und Cacteen aus dem salzigen Sande sprossen. Eins der Lastthiere versagte bei dem scharfen Ritte seine Dienste und ich war sehr zufrieden, den Postmeister gezwungen zu haben, wenigstens ein Reservethier mitzunehmen; er war übrigens selbst froh, die Hülfe gleich bei der Hand zu haben.

Nachdem wir von unserm Rastplatze ungefähr 10 Leguas zurückgelegt hatten, trat allmählich die Salzvegetation in den Hintergrund. Die Quebrecho und die Algarrobas erschienen zuerst vereinzelt, dann gruppenweise und den kahlen Sandflächen folgte Weideland. Nach 8 Uhr kamen wir zu der im Entstehen begriffenen Estancia des „Clerigo Castilla“. Ihr Besitzer, ein durch seine Extravaganzen sehr bekannter Geistlicher, wollte eine von der Regierung ausgesetzte nicht unbeträchtliche Prämie gewinnen, indem er hier nach Wasser grub. Er hatte sich schon seit einigen Monaten mit einigen Leuten an diesem Punkte etablirt und mit ihnen unter vielen Entbehrungen angestrengt gearbeitet. Sonntags streiften sie zusammen in die Pampas, um mit dem Lasso Guanacos und Strausse zu fangen und sich auf diese Weise

die Lebensmittel für die Woche zu verschaffen. Seine grossen Bemühungen waren aber nur theilweise von Erfolg gekrönt. Er hatte zwar an verschiedenen Stellen in beträchtlicher Tiefe Wasser gefunden, es ist aber so brackes, dass es auf die Dauer weder für Menschen noch Thiere zuträglich ist. Castilla und seine Begleiter litten an ruhrähnlichen Erscheinungen, die sie dem Wasser zuschrieben. Da auch das zweite Lastthier vor Müdigkeit nicht mehr im Stande war weiter zu traben, so liess es mein Führer hier und miethete von Castilla ein frisches. Der Clerigo begleitete uns selbst bis zur nächsten Station und erzählte mir auf dem Wege dahin viel von seiner höchst bewegten, abenteuerlichen Vergangenheit und seinen Planen für die Zukunft. Er wolle beim Bischof um die Erlaubniss einkommen, auf seiner neuen Estancia eine Kapelle zu bauen und einen Friedhof einzurichten, und hoffte besonders durch letztern seine Revenuen bedeutend zu heben. Der Mann machte mir den Eindruck eines grossen Schwindlers.

Um 10 Uhr erreichten wir die Post *La Horqueta* auf einer bedeutenden Viehestancia. Hier sah ich wieder Viscachas, ein sicheres Zeichen, dass die Salzlager aufhörten, denn in salzhaltigem Boden graben diese Thiere keine Wohnungen. Die Frauen waren gerade beschäftigt, auf eine nicht besonders reinliche Weise Käse zu bereiten. Einige Gläser freundlich angebotener Molke waren mir ein wahres Labsal und zugleich ein treffliches Mittel, um den unleidlichen Salzgeschmack von Lippen, Zunge und Gaumen los zu werden.

Auf dieser Estancia sah ich zum ersten mal in den Pampas Schweine; eine schwarze Rasse mit sehr groben Borsten und aufrecht stehenden Ohren.

Der Postmeister hielt, wie er mir bemerkte, grosse Stücke auf gute Pferde; er beförderte uns rasch und gab uns vortreffliche Thiere. Ich kam eben dazu, wie er dem Postmeister von Las Toscas von mir sprechend sagte: *me parece bastante duro, bien se puede darle un caballo medio bravo* (er scheint mir hart genug zu sein, um ihm wol ein halb wildes Pferd zu geben); er that es in der That und wir erreichten die 8 Leguas entfernte Post La Punta ziemlich früh. Die ersten 4 Leguas von La Horqueta

an führen durch sogenannten „Monte“, d. h. dicht mit Gesträuchen bewachsene Flächen; dann nähert man sich einem niedrigen Hügelzuge, der, beinahe von O. nach W. streichend, immer höher werdend, in seinem weitem Verlaufe eine fast nördliche Richtung annimmt. Der sandige Weg streicht mit einer schon merklichen Steigung immer an der Südseite, der mit einzelnen Sträuchen und Cacteen bewachsenen Gebirgskette. Sie führt den Namen *Sierra de la Punta de Don Diego*. Die Poststation, schlechtweg *La Punta* oder *Punta de la Sierra* genannt, weil sie am Anfange des Gebirgszugs liegt, macht einen trübseligen Eindruck; auf einer sandigen wie eine Tenne festgetretenen Fläche stehen ein paar erbärmliche Lehmhütten ohne Thüren; als Staffage liegen zahllose abgenagte Knochen um dieselben herum.

Von Arbol blanco bis hierher waren wir 32 Stunden unterwegs und hatten während dieser Zeit 26 Stunden lang getrabt. Ich hoffte eine ruhige Nacht zuzubringen, fand mich aber arg getäuscht, denn dicht vor der Hütte hatten sich mehrere Arrieros gelagert und feierten mit den Hüttenbewohnern bei Musik, Gesang, Tanz und Branntwein bis in die Frühe ein wildes Gelage. Plötzlich wurde ich durch ein paar Schüsse aus dem Schlafe aufgeschreckt; mechanisch griff ich nach meiner Büchsflinte, fand sie aber nicht an meiner Seite; wo ich sie am Abend hingestellt hatte. Mit einem Sprunge war ich vor der Hütte und im nächsten Augenblicke hatte ich auch schon meine Waffe einem neben dem Feuer Stehenden entrissen. Halbbetrunkene hatte er sich in das Gemach geschlichen, meine Büchse genommen und mitten unter die um das Feuer sitzenden ebenfalls betrunkenen Gefährten geschossen. Merkwürdigerweise war kein Unglück geschehen, nur ein von der Kugel weggeschleuderter Feuerbrand hatte einen der Trunkenbolde am Kopfe verletzt.

Am folgenden Morgen erhielt ich Thiere, die ganz mit den übrigen Verhältnissen der Post in Einklang waren. Mir wurde eine hinkende Stute zutheil und die Ladungen wurden einem fast ganz dienstunfähigen Maulthiere aufgebürdet. Schon nach zwei Stunden musste die Ladung auf das Pferd des Postillons gelegt werden, dieser bestieg die invalide Mula und bearbeitete sie mit

seinen drei Zoll im Durchmesser haltenden Sporen so lange, bis er sie in den nöthigen Trab brachte. Nun ging es schlecht genug den sanft ansteigenden sandigen Weg bis zur Post *Don Diego*. Sie liegt wie die von La Punta auf einer steilen Ebene und gleicht ihr in ihrem elenden Aeussern vollkommen. Auch hier erhielt ich wieder elende Thiere; eins der Lastpferde stürzte schon bei der Abreise zusammen und musste unverzüglich durch ein anderes ersetzt werden. Die übrigen Thiere erreichten ebenfalls nur mit vieler Mühe die nächste 9 Leguas entfernte Post. Der sandige Boden ist fast die ganze Strecke lang mit einem leichten Salzanfluge bedeckt; ich sah auf dem ganzen Wege keine Viscacheras. Die in der Nähe streichende Sierra ist steil, von Schluchten zerrissen und nur mit spärlicher Vegetation bedeckt. Der Weg scheint während der Regenzeit an verschiedenen Stellen schlecht zu sein, denn wir passirten mehrmals trockene Kothtreppen. Einige Leguas von der Post begegneten wir einer leichten von fünf Maulthieren gezogenen Reisekalesche (*Galera*) und ich erfuhr von meinem Peon, dass sie dem Senador Pedro José Seguro aus Catamarca gehöre, der zum Congresse nach La Bajada reise. Als der Senador in meinem Peon einen Angehörigen einer Estancia seines Bruders erkannte, liess er sogleich halten und ich benutzte die Gelegenheit, ihm einen Brief seines Bruders, des Pfarrers aus Cordova, zu übergeben. Don Pedro sagte mir, dass meine Ankunft in Catamarca vom Pfarrer durch den Kurier avisirt sei und eine Wohnung für mich bei seinem Bruder D. Jacobo bereit stehe. Er war ein paar Stationen weit mit eigenen Thieren gefahren und beklagte sich nun bitter über die elenden Gespanne der Posten. Die Speichen an den Rädern seines Wagens waren alle durch starke Riemen aus ungegerbtem Leder fest untereinander verbunden; eine gewiss nicht überflüssige Vorsicht auf einer Reise durch diese Einöden, in denen auf keine mechanische Hülfe zu rechnen ist.

Gegen Abend sah ich das erste Guanaco (*Auchenia Guanaco*) unweit von der Strasse und bald darauf trafen wir mehrere Rudel auf Schussweite. Ich stieg ab, liess meine Leute langsam fortziehen und erlegte mit der Kugel eins dieser stolzen Thiere.

Da wir nur noch wenige Leguas von der Post entfernt waren, so wurde der beste Theil der Beute auf das Lastthier gelegt, um uns wenigstens ein reichliches Nachtessen zu sichern, was wir auch in der That nicht zu bereuen hatten. Hier sah ich auch zum ersten mal die strauchartige *Prosopis Strombulifera* (?) mit ihren sonderbaren schwefelgelben tirebouchonähnlichen Früchten. Der schwarzköpfige Urubu, den ich während der ganzen Pampareise nie gesehen hatte, trat hier ebenfalls wieder auf. Im Sande bemerkten wir häufig die Fährte der Puma und hörten bei einbrechender Nacht ihr heiseres Brüllen im nahen Gebirge.

Gegen 8 Uhr abends erreichten wir die Post *Estanque*. Man hatte sie mir als eine der schlechtesten des ganzen Wegs geschildert und ihr wahrlich nicht unrecht gethan. Die Wände der Hütte waren nicht einmal wie gewöhnlich aus Lehm geschlagen, sondern nur aus Rohr, Aesten und Stauden zusammengesetzt, sodass der eisige Wind in der Wohnung noch viel empfindlicher als im Freien war. Die Postmeisterin, ein schmutziges altes Weib, hatte vor kurzem ihren Mann verloren und mühte sich nun mit ihren Kindern ab, die unbedeutende Estancia noch einigermassen im Gange zu erhalten. Sie erklärte mir gleich bei der Ankunft, sie könne mir durchaus nichts zu essen oder zu trinken geben, da sie selbst kaum die allernothdürftigsten Lebensmittel zum Eigengebrauch besitze, die Cisterne aber eingestürzt sei und sie noch keine Hülfe zum Ausräumen derselben bekommen habe. Sie selbst und ihr Vieh litten schon seit zwei Tagen Durst.

Der Mangel an Lebensmitteln war uns gleichgültig, denn wir hatten ja vom erlegten Guanaco mehr, als wir benöthigten. Es wurde auch gleich ein Stück davon auf die Kohlen gelegt und geröstet; den Rest schenkte ich der Frau und gewann mir dadurch wenigstens freundliche Antworten. Der gänzliche Mangel an Wasser zur Bereitung des Mate war uns dagegen empfindlich. Das Cisternenwasser auf den meisten Stationen ist salzig und trübe und für den, der nicht daran gewöhnt ist, kaum geniessbar, es verursacht sehr leicht Leibschmerzen und Diarrhöen. Ich habe mich daher dessen stets nur im Mateaufgusse bedient.

Der Unterschied der Bewohner der Provinzen Cordova und Catamarca, sowol in der Gesichtsbildung als der Sprache, zeigt sich schon von der Post La Punta in auffallender Weise. Beim Cordovesen herrscht der scharfmarkirte feinere spanische Typus vor; er ist schlank, kräftig und beweglich, leicht erregbar, heftig und tückisch. Der Catamarqueño hingegen trägt unverkennbar den Stempel der indianischen Abkunft in seinem breiten Gesicht mit starken Backenknochen, stumpfer Nase und den überhaupt plumpen Formen. Er ist gelassen, unterwürfig, langsam und treu. Der Cordovese hat einen eigenthümlichen singenden Tonfall beim Sprechen, der Catamarqueño betont nach indianischer Weise die erste Silbe oder, wo diese im Spanischen betont wird, die zweite oder dritte, d. h. er betont fast jedes spanische Wort falsch; er sagt z. B.: *āmigo* statt *amīgo*, *mūger* statt *mugēr*, *lēvantar* statt *levantār* u. s. f.

Sobald wir die Provinz Catamarca betreten hatten, war mein Peon wieder in seinem Element unter seinen Landsleuten; er ermangelte auch nicht, bei jeder Post zu erzählen, dass kein cordovesischer Postillon ein Maulthier regelrecht zu beladen verstehe. Unter der Bevölkerung der beiden Provinzen herrscht gegenseitige Antipathie. Der Cordovese hält sich wegen seines vorherrschend spanischen Blutes weit über den Catamarqueño und dieser ist deshalb seinem stolzen Nachbar nicht gewogen.

Am folgenden Morgen war die Postmeisterin in grosser Verlegenheit. Der eine ihrer Postillone war mit dem Senador Seguro nach der Post D. Diego geritten, der andere durfte sich nicht entfernen, da stündlich der von Catamarca zurückkehrende Kurier erwartet wurde. Nachdem wir alle zusammen geholfen hatten, die nöthigen Thiere einzufangen, übergab das Weib einem achtjährigen Knaben die Aufsicht über Haus und Hof und schwang sich in den Sattel, um selbst den Postillondienst bei mir bis zur nächsten 6 Leguas entfernten Station, Punta del Rio, zu verrichten. Ungefähr in der Hälfte des Weges liegt die bedeutende Besitzung Brea des damaligen Gouverneurs der Provinz D. Octaviano Navarro. Sie führt ihren Namen von dem hier häufig vorkommenden „Arbol Brea“ (*Tessera absinthioides*

DC.). Wir sahen auch hier wie an den beiden vorhergehenden Tagen öfters Strausse, die sich aber bei unserer Annäherung immer scheu zurückzogen. Bei jeder Poststation lagen Strausseneier in Menge. Häufiger als den Strauss beobachtete ich den pfeilschnellen Laufvogel *Chiuña*, (*Dolichophus* sp.), dessen widerliches Geschrei, ähnlich dem des Truthahns, nur mit einem hohen schnalzenden Endlaute, zu allen Stunden bei Tag und bei Nacht gehört wird.

Ein grosses, ziemlich gut erhaltenes Haus in freundlicher Lage zeichnet die Post *Punta del Rio* sehr vorthellhaft aus. Der Besitzer ist ein gebildeter, wohlhabender Mann; der Viehstand der Estancia soll sehr bedeutend sein. Die Hausfrau bot mir zuvorkommend ein paar Gläser Milch an, die ich mir vortrefflich schmecken liess. Ich wurde mit ausgezeichneten Thieren, den besten der ganzen Reise, so schnell versehen, dass ich schon nach halbstündigem Aufenthalt weiter traben konnte. Nach vierstündigem Ritte erreichten wir die 8 Leguas entfernte Nachtstation *Puesto de Cubas*. Der Weg dahin verlässt immer mehr den nördlichen Gebirgszug, indem er eine etwas westliche Richtung einhält. Ungefähr 3 Leguas von Punta del Rio entfernt liegt die Besitzung *Los Raygones*, auf der eine bedeutende Viehzucht getrieben wird. Die Post *Puesto de Cubas* ist zwar die nächste an der Provinzialhauptstadt, aber nichtsdestoweniger kaum besser als die schlechtesten zwischen Cordova und Catamarca.

Besitzungen, auf denen Viehzucht getrieben wird, bezeichnet man in der Provinz Catamarca mit dem Namen Estancias oder Puestos. Erstere liegen meistens im Gebirge und haben entweder Quellen oder fliessendes Wasser, letztere dagegen befinden sich in der Ebene und haben gegrabene Brunnen oder Cisternen. Das Wasser der Cisternen ist entweder durchschlagendes Grund- oder gesammeltes Regenwasser und fast immer mehr oder weniger brak.

Der Postmeister hatte mir zwar abends bereitwilligst versprochen, die nöthigen Thiere mir bei Tagesanbruch zur Bereitschaft zu stellen. In der Frühe aber erklärte er, er könne sie mir erst dann geben, wenn sie von selbst aus dem Monte zur Tränke kommen. Zu meinem nicht geringen Verdrusse

fügte er bei: die Thiere haben am vorhergehenden Tage erst nachmittags gesoffen, sie werden sich also heute auch ziemlich spät einstellen. Da mir die Hausfrau beim besten Willen nichts anderes als einen halben in der heissen Asche gebratenen Kürbis zum Frühstück anbieten konnte, so nahm ich meine Flinte, um mir von den die Bäume und Felder um die Post in grosser Menge bevölkernden Papagaien (Catitas) und Tauben (Turcasas) eine Beigabe zu dem sehr faden Morgenimbis zu holen. Sobald ich einen Vogel erlegt hatte, sprangen die schmutzigen Jungen des Postmeisters herbei, rupften ihn behende, brien ihn an einem Stäbchen über dem Kohlenfeuer und verzehrten ihn noch halb roh. Ihnen fiel der Löwenantheil meiner reichen und wohlschmeckenden Ausbeute zu.

Um 9 Uhr kam eine alte senkrückige Schimmelstute zur Tränke und wurde sogleich abgefangen; etwa eine Stunde später erschien ein Maulthier, dann wieder ein Pferd und so dauerte es bis $\frac{1}{2}$ 2 Uhr nachmittags, ehe wir die nöthigen Thiere beieinander hatten und ich abreisen konnte. Der 7 Legos lange Weg nach Catamarca führt durch eine sandige, zum grössten Theil mit niedrigen Gebüschten bedeckte Gegend. Erst in der Nähe der Hauptstadt bemerkte ich Spuren von Agricultur. Ziemlich spät erreichte ich Catamarca, den neunten Tag nach meiner Abreise von Cordova. Meine Thiere waren alt, mager und abgetrieben, sodass ein Paar von ihnen beim Betreten des Strassenpflasters zusammenstürzten und nur mit Mühe wieder auf die Beine gebracht werden konnten. Ich stieg in der Wohnung des D. Jacobo Seguro ab, wo ich erwartet und auf das herzlichste empfangen wurde. Man ist in Catamarca durchaus auf die Gastfreundschaft angewiesen, denn die Stadt besitzt kein Gasthaus, wenigstens hatte sie, als ich sie besuchte, noch kein solches.

Von Cordova nach Catamarca beträgt die Entfernung 124 Legoas. Sie vertheilen sich theils wegen der Terrainverhältnisse, theils wegen der sehr dünnen Bevölkerung auf 27 sehr ungleich lange Posten; die kürzeste beträgt 2, die längste 28 Legoas.

Die Entfernung der einzelnen Posten ist folgende:

In der Provinz Cordova.

Von der Hauptstadt Cordova nach Posta del Rosario	5 Leg.
„ Posta del Rosario nach Posta de Guerra	5 „
„ Posta de Guerra nach Salitre	2 „
„ Salitre nach Las Talas	8 „
„ Las Talas nach El Disvisadero	5 „
„ El Disvisadero nach Los Posos	4 „
„ Los Posos nach Los Algarrobos	4 „
„ Los Algarrobos nach Los Socabones	7 „
„ Los Socabones nach Arbol blanco	5 „
„ Arbol blanco nach Las Toscas	5 „
„ Las Toscas nach La Horqueta	28 „

Zwischen diesen beiden Posten ist die Grenze zwischen den Provinzen Cordova und Catamarca.

In der Provinz Catamarca.

Von La Horqueta nach Punta de la Sierra	8 Leg.
„ Punta de la Sierra nach Don Diego	8 „
„ Don Diego nach El Estanque	9 „
„ El Estanque nach Punta del Rio	6 „
„ Punta del Rio nach Puesto de Cubas	8 „
„ Puesto de Cubas nach Catamarca	7 „

Die mir in der Wohnung von D. Jacobo Seguro angewiesenen Gemächer waren überraschend elegant, selbst mit einem gewissen Luxus ausgestattet. In der ganzen Wohnung herrschte eine musterhafte Reinlichkeit und Ordnung. Die Frau des Hauses (eine Peruanerin) und ihre Tochter (D. Jacobo war auf einer entfernten Estancia abwesend) erschöpften sich in Aufmerksamkeiten und suchten den leisesten meiner Wünsche zu befriedigen. Seit meiner Abreise von Europa fühlte ich mich nirgends so heimisch wie hier. Am Morgen nach meiner Ankunft war ich nicht wenig überrascht, als mir gesagt wurde, die Militärmusik warte im Hofe auf mich. Als ich zum Saale hinaustrat, kam mir der Kapellmeister entgegen und bat mich um die Erlaubniss, mich mit der Musik begrüßen zu dürfen. Da ich wohl merkte, worauf es abgesehen war, liess ich den Leuten die Freude. Man sagte mir später, dass die Musik oft Fremde, die in angesehenen Häu-

sern absteigen, auf diese Weise auszeichne. Den Musikanten ist es dabei nur um ein gutes Trinkgeld zu thun.

Ich hatte an mehrere der ersten Familien Empfehlungsbriefe und fand bei allen das gleiche freundliche Entgegenkommen, dem sie durch Einladungen, Uebersendung von Früchten, Backwerk, und dgl. Ausdruck gaben. Selbst die Priorin des Klosters Santa Theresa schickte mir eines Tages eine Schüssel voll der feinsten Bäckereien und eingemachte Früchte (Dulces). Der Gouverneur der Provinz, D. Octaviano Navarro, war bei meiner Ankunft auf einem seiner Güter abwesend; nach seiner Rückkunft erwiderte er mir unverzüglich den Besuch, den ich bei seiner Familie gemacht hatte. Ich fand in ihm einen gebildeten und liebenswürdigen Mann. Die Bevölkerung sowol der Hauptstadt als der Provinz war ihm im allgemeinen sehr günstig.

S. Fernando de Catamarca liegt in einem von SSO. nach NNW. streichenden 5 Leguas weiten, im Osten von der Sierra del Alto (eine südsüdöstliche Fortsetzung der Sierra de Aconquija), im Westen von der Sierra de Ambato begrenzten Thale. Im Sommer herrscht hier eine erstickende Hitze, in den Wintermonaten scharfe Winde und dann sind auch die Nächte empfindlich kalt. Während der heissen Jahreszeit sind täglich wiederkehrende Wechselfieber (Chiucha) ziemlich allgemein und werden durch Nachkrankheiten oft gefährlich.

Die Stadt ist auf einer von WSW. nach ONO. sanft geneigten Fläche ziemlich regelmässig gebaut. Sie zählt 7—800 meist ebenerdige Häuser; sie sind im ganzen genommen ziemlich vernachlässigt; von den mit einem Stockwerk versehenen ist nur eins mit vier Fenstern Gassenfronte im modernen Stile aufgeführt. Kein öffentliches Gebäude zeichnet sich durch eine geschmackvolle Bauart aus. Das Stadthaus (Cabildo) gleicht trotz seines Portals mehr einem Stalle als einem Regierungsgebäude. Der Gouverneur Navarro begann daher den Bau eines neuen und zeigte mir den von einem italienischen Steinmetz gezeichneten Plan. Hoffentlich ist der Neubau nicht nach diesem selbst gegen die ersten Grundsätze der Architektur sündigenden Entwurfe ausgeführt worden. Die Cathedrale auf dem Hauptplatze genügt

kaum den allerbescheidensten Anforderungen. Von den beiden projectirten Thürmen wurde der eine nur wenige Schuh über das Fundament hinausgebaut, der andere aber bis etwa zur Hälfte seiner bestimmten Höhe; da er aber schon bei dieser geringen Erhebung mit Einsturz drohte, so liess man ihn lange Jahre als Ruine stehen. Erst kurze Zeit vor meinem Besuche der Stadt wurde der Ausbau der Thürme in Angriff genommen. Das Schiff der Kirche ist schmal, aber lang, ohne Gewölbe oder eine andere Decke als das mit Ziegeln belastete nackte Sparrenwerk des Dachstuhls. Der Hauptaltar ist gross, aber ohne Geschmack, der unbefleckten Empfängniss Mariä geweiht. Daneben steht eine Statue des heiligen Petrus. Auf der linken Seite neben dem Presbyterium befinden sich ein Seitenaltar und die Kanzel, auf der rechten zwei Seitenaltäre; längs beider eine Anzahl Beichtstühle. An der Nordseite des Schiffes zieht sich ein langer Corridor hin; an dem einen Ende liegt die Sacristei, am andern ein kleines Zimmer mit einem Tischchen, einer Bank und einigen Stühlen; hinter einem Bretverschlage desselben brennt ein Feuer; es ist die sogenannte Hospedaria.

Da mir die Kirchenmusik sehr gerühmt wurde, besuchte ich eines Abends die Novenen des heiligen Petrus und wurde von meinem Begleiter auch in die Hospedaria der Kirche geführt. Kaum setzten wir uns nieder, wurde uns sogleich in einem reich mit Silber beschlagenen Gefäss Matethee gereicht, hernach ein Gläschen feiner Brantwein; auf dem Tische stand zum allgemeinen Gebrauche ein Teller mit Cigarritos. Bei lange dauernden kirchlichen Functionen kommen die Geistlichen, sobald es ihnen dieselben gestatten, hierher, um schnell eine Mate oder eine Schale Chocolate zu trinken und eine Papiercigarre zu rauchen. Diese Erfrischungen werden auf Kosten des Stadtpfarrers verabreicht.

Der grosse Hauptplatz vor der Cathedrale wird schief von einer offenen Wasserrinne durchschnitten; in seiner Mitte steht ein Obelisk zur Erinnerung an die Unabhängigkeit. Er wurde vor mehr als dreissig Jahren errichtet und es ist schwer zu sagen, ob er damals unvollendet blieb oder schon wieder zusam-

mengestürzt ist; seine Spitze fehlte und die rohen Backsteine an den Kanten des Piedestals waren abgebrochen, das Ganze durchaus sehr beschädigt. Die Strassen sind ungepflastert, aber mit grobem Sand und Kies überführt. Da jede Strassenbeleuchtung mangelt, so ist eine nächtliche Promenade durch die Strassen ein halsbrecherisches Unternehmen.

Die Strassenpolizei in Catamarca ist in einigen Beziehungen sehr streng; es darf z. B. bei schwerer Strafe in der Stadt nicht galopirt, die Lastthiere dürfen nicht zusammengekuppelt, sondern müssen an der Hand geführt werden u. s. f.; in andern dagegen von beispielloser Fahrlässigkeit, denn man findet oft nur wenige Quadras vom Centrum der Stadt entfernt so schmutzige und vernachlässigte Strassen voll Kechrichthaufen und Unrath, dass man sich kaum entschliessen kann, durch sie zu gehen. Die frühern Gouverneure konnten während der langen revolutionären Bewegungen des Landes für die Stadt nichts thun. D. Octaviano Navarro war der erste, der, nachdem einmal politische Ruhe zurückgekehrt war, mit grossem Eifer, aber nur mit schwachen Geldmitteln an ihrer Verschönerung arbeitete. Ausser dem neuen Rathhause nahm er auch einen öffentlichen Spaziergang, an dem es in Catamarca gänzlich fehlte, in Angriff. Er sollte ganz nach dem nämlichen Plane jenes von Cordova ebenfalls mit Teich, Cenador und Ruderschiffchen ausgeführt werden. Ich sah die Anfänge dieser Arbeit. Das Terrain, aufgeschwemmtes Gerölle von der nahe liegenden Sierra, schien mir für eine solche Anlage nicht besonders günstig zu sein.¹⁾ Der Teich sollte aus dem kleinen Flüsschen *Rio del Tala* gespeist werden. Es entspringt im Gebirge westlich von Catamarca auf der Estancia *Tala* der Franziscanermönche, liefert der Stadt das nöthige Trinkwasser, dient zur Bewässerung der Gärten und verliert sich in SO. bei Ongoli im Sande.

Auch ohne vorliegende historische Data kann man schon aus dem Mangel an ältern Baudenkmalen mit voller Gewissheit schlie-

¹⁾ Nach brieflichen Mittheilungen von Catamarca war der Paseo 'publico im Jahre 1861 vollendet und soll ein gelungenes Werk sein.

sen, dass die Jesuiten in frühern Zeiten nicht bis in die Provinz Catamarca vorgedrungen sind. Sie hatten auffallenderweise die Provinz Cordova nach dieser Richtung nicht überschritten. Wahrscheinlich behielten sie sich dieses, wie sie wol annehmen mochten, ihnen stets sichere Hinterland für einen spätern Wirkungskreis, der aber durch ihre Expulsion abgeschnitten wurde, offen. In neuerer Zeit fassten sie aber, wie in den übrigen Provinzen der Conföderation, auch hier Fuss, wurden aber von Rosas wiederum vertrieben und sind seitdem, soviel mir bekannt ist, noch nicht wieder zurückgekehrt.

Die Stadt besitzt ein Mönchs- und ein Nonnenkloster. Ersteres wurde im Jahre 1701 von „Franciscanos observantes“ gegründet, im Jahre 1745 aber für Barfüsser „Franciscanos descalcos“ (Convento Recoleta) bestimmt. Von aussen macht es keinen günstigen Eindruck; besonders ist der breite und niedrige Kirchthurm ganz unförmlich; im Innern überrascht es hingegen durch seine zweckmässige und freundliche Einrichtung. Der grosse Garten, in dem alle Arten europäischer Gemüse cultivirt werden, ist reich mit Obstbäumen und prachtvollen Weingeländen, deren Stämme oft von ausserordentlicher Dicke sind, besetzt; die Zellen der ältern Mönche sind ungemein wohnlich; jede hat ihren kleinen Hofraum mit Weinreben, eine kleine Küche zur Bereitung von Chocolate und Mate und ein eigenes Badezimmer. Fray Miguel, der mich herumführte, hatte in seinem Höfchen ein reizendes Blumengärtchen angelegt und eine Sonnenuhr aufgestellt. Für die jüngern Mönche und das Noviziat ist ein gemeinschaftliches Bad hergerichtet. Die Bibliothek des Klosters ist arm und besteht fast ausschliesslich aus ältern theologischen Werken. Die Zahl der Mönche belief sich damals auf 16; einige von ihnen zeichneten sich durch Bildung und feine Sitten aus, wie Fr. Wenceslao Achebal u. a. Der Provincial erzählte mir, es habe oft Zeiten gegeben, wo während vieler Monate auch nicht ein Real baares Geld im Kloster war, aber doch haben die Mönche keine Noth leiden dürfen, da der religiöse Sinn der Bevölkerung stets für sie gesorgt habe. Das Kloster besitzt die obenerwähnte Estancia Tala, in der das ihm

geschenkte Rindvieh gehalten wird; durch Eigenzucht besitzt es jetzt schon einen beträchtlichen Viehstand, sodass jedenfalls durch denselben die täglichen Bedürfnisse der Mönche gedeckt werden.

Das zweite Kloster ist das *Beaterio de Educandas de Santa Theresa de Jesus* von Schulschwestern, deren Hauptaufgabe der Unterricht von Mädchen ist. Die Aufmerksamkeit der Rectorin erwidern, machte ich ihr einen Besuch. Sie liess mir sogleich Mate, Liqueur und Cigarren vorsetzen und führte mich nach einer lebhaften und angenehmen Unterhaltung im ganzen Convent herum. Das Gebäude ist ebenerdig, weitläufig, mit mehreren Höfen und schlecht erhaltenen Kreuzgängen, das Mauerwerk schon sehr schadhafte, die Zellen sind ärmlich. Die Kirche wurde 1856 neu aufgeführt; sie ist sehr einfach, der Hauptaltar fast ganz schmucklos. Die Revenuen des Klosters sind sehr unbedeutend; es trägt in seinem ganzen Innern das Gepräge der Armuth. Ich fand die Ordnung und Reinlichkeit bei den Franciscanern viel bedeutender als hier. Auch dieser Convent besitzt eine Estancia und zwar in der Quebrada Paclin. Die Zahl der Schulschwestern ist auf 12 bestimmt; es waren aber damals nur 10 da mit 49 Mädchen als Pensionärinnen. Waisen und arme Kinder werden unentgeltlich aufgenommen, reichere zahlen 40 spanische Thaler jährlich für Verpflegung und Unterricht.

Für die Erziehung der männlichen Jugend ist durch eine höhere Unterrichtsanstalt (Colegio) gesorgt. Sie befindet sich in dem ehemaligen Convento de los Mercedarios. Nachdem dieser Orden eingegangen war, wurde das Gebäude den Jesuiten übergeben und nach ihrer Expulsion vom damaligen Gouverneur Navarro das Gymnasium und Seminarium hier installirt. Während meines Besuches befanden sich in demselben 47 interne und einige externe Zöglinge; erstere zahlen für Unterricht und Verpflegung 52 Thlr. jährlich. Die Studirenden der Theologie müssen nach La Bajada reisen, um dort ihre Weihen zu empfangen.

In Catamarca erscheint wöchentlich einmal ein politisches Journal „El Ambato“ in Kleinfolio. Man kann von dieser Zeitung buchstäblich sagen, sie ändere ihre Farbe, denn sie erscheint

bald weiss, bald roth, grün oder gelb, je nachdem gerade ein Papiervorrath vorhanden ist. Vorderhand scheint auch diese Wochenschrift vollkommen den Bedürfnissen der Catamarqueños zu genügen. Sie sind der politischen Polemik recht herzlich satt und die sie interessirenden Welt- und Localereignisse weiss der geschickte Redacteur Benedicto Ruzo sehr kurz und gut zu resumiren. Die Postverbindung mit der übrigen Welt ist noch eine sehr mangelhafte, zweimal monatlich trifft der Kurier von der Küste ein, ebenso oft von Salta und Cuyo¹⁾ und einmal monatlich von den nördlichen Theilen der Provinz Fuerte und Santa Maria. Die Ankunft und der Abgang der verschiedenen Kuriere wird durch verschiedenfarbige am Postlocal ausgesteckte Fähnchen angezeigt.

Gast- und Kaffeehäuser, Casinos und dgl. fehlten damals in Catamarca gänzlich, ebenso ein Theater. Wenn sich zufälligerweise einmal eine Truppe herumziehender Schauspieler oder Equilibristen bis hierher verirrt, so wird ein Corral (offener Stallraum) als Theater improvisirt. Das Hauptvergnügen des männlichen Theiles der Bevölkerung bilden Hazardspiele und die sonntäglichen Hahnenkämpfe, bei denen sehr bedeutende Wetten eingegangen werden. Ich wohnte einmal einem solchen bei. Der Kampfplatz (Reñidero) befindet sich in einem Hofraum und ist gegen Regen und Sonnenschein durch ein Rohrdach geschützt, die kleine Arena ist mit einer Leinwandbarriere eingefasst; rings um dieselbe sind amphitheatralische Sitze angebracht. Die untersten nehmen der Gouverneur, die Preisrichter und die Notabilitäten ein, die andern das übrige schaulustige Publikum. Jeder Hahn wird vor dem Kampfe gewogen, das Mittelgewicht beträgt $4\frac{1}{2}$ —5 Pfund. Der Gewichtsunterschied zwischen beiden Kämpfern darf höchstens 2 Unzen betragen; ein grösserer Unterschied wird durch einen Metallsporn am leichtern ausgeglichen. Vor dem Kampfe wird jeder Hahn von den Preisrichtern sorgfältig untersucht, besonders am Kopf und unter den Flügeln berochen, um sich zu überzeugen, dass sein Gefieder nicht mit irgendeinem

¹⁾ So heissen die drei Provinzen Mendoza, S. Luiz und S. Juan.

Pulver, z. B. spanischem Pfeffer u. dgl., bestäubt sei, wodurch das Sehvermögen des Gegners sehr leiden könnte. Die Sporen werden den Hähnen nicht abgesägt und an deren Stelle lange gebogene Messer gebunden, wie dies z. B. in Peru der Fall ist. Besonderes Interesse erregten an diesem Tage zwei sehr grosse schöne Hähne, ein Colorado und ein Giro; nach halbstündigem Kampfe, bei dem die Wettenden in fieberhafter Spannung den einzelnen Phasen folgten, vernichtete der Colorado durch Behendigkeit und Wuth seinen Gegner.

Catamarca hat durch die Bürgerkriege unter Rosas' Regierung, besonders von 1840 an, namenloses Elend erlitten; seine besten Bürger wurden ermordet, die Vermögen confiscirt, der Stadt fast unerschwingliche Abgaben auferlegt. Mit thierischer Wuth hauste dort einer der berüchtigtsten Helfershelfer des Dictators, der blutdürstige Mariano Mazo, von Rosas' Adjutanten Juan Balboa unterstützt. Sie liessen dem Commandanten General Espeche, den Ministern D. Gregorio Dalce und D. Gregorio Gonzales, einem grossen Theil der Volksrepräsentanten und den vorzüglichsten Functionären der Provinz die Gurgel abschneiden und ihre Köpfe auf Pfählen auf dem Hauptplatze der Stadt zur Schau aufstellen. Am Fusse dieser Pfähle wurden Pyramiden von mehr als 600 Köpfen der niedergemetzelten Gefangenen aufgebaut. Mariano Mazo stellte sich am Hauptplatze auf (man zeigte mir die Stelle), liess jeden Gefangenen einzeln vorführen, um ihm eigenhändig die Taschen zu untersuchen, Geld und Uhren abzunehmen, und ihn dann vor seinen Augen ermorden. Solche Scenen, wenn auch in geringerem Umfange, wiederholten sich jahrelang häufig. Die Stadt und die Provinz verarmten mit Riesenschritten an Geld und Bevölkerung. Erst seit 1852, nach Rosas' Sturz und der Wiederkehr politischer Ruhe, fing sich das Land an zu heben und einen ziemlich bedeutenden Aufschwung zu nehmen; aber immerhin sind noch gegenwärtig die Nachwehen jener Schreckenszeit zu spüren, insbesondere am numerischen Verhältniss der Geschlechter, indem die Zahl der weiblichen Individuen bedeutend über die der männlichen vorherrscht.

Die Stadt Catamarca zählt zwischen 7—8000 Einwohner,

die ganze Provinz bei 86000, grösstentheils Abkömmlinge der Calchaqui-Indianer, aber vielfach mit Spaniern gemischt. Die Catamarqueños sind Viehzüchter, Ackerbauer und Arrieros und treiben mit ihren Producten einen nicht unbedeutenden Exporthandel. Die Haupterzeugnisse der Provinz sind: Maulthiere, die nach Bolivia und Peru verkauft werden; Rindvieh, das einen guten Markt in Copiapo in Chile findet, aber natürlich nur während der Sommermonate über die Cordilleras getrieben werden kann; Ziegen, hier wie in der Provinz Cordova in grosser Menge gezogen, deren Felle roh oder gegerbt nach Buenos Aires exportirt werden, ferner Weizen, dessen Ueberschuss nach Tucuman ausgeführt wird, Aji (span. Pfeffer, Capsicum) und Anis, die ebenfalls nach Tucuman, wo letzterer hauptsächlich zur Bereitung von Anisbranntwein verwendet wird, und nach Salta verführt werden; Taback in guter Qualität, aber geringer Quantität; vortrefflicher Wein und ausgezeichneter Traubenbranntwein, ein wichtiger Handelsartikel mit Bolivia; getrocknete Feigen, die nebst Mais das Hauptnahrungsmittel der arbeitenden Klasse bilden, und endlich Cochenille, die hier durchaus keine weitere Pflege, sondern nur die Arbeit des Einsammelns und Trocknens in Anspruch nimmt. In trockenen Jahreszeiten gibt sie ausserordentlich reiche Ernten, in nassen so gut wie gar keine. Auch an Metallen ist die Provinz ziemlich reich, vorzüglich an Kupfererzen, hat aber auch Gold, Silber, Blei, Wismuth, Antimon, Kobalt, Galmei u. s. f.

Baumwolle wurde in frühern Zeiten in grosser Ausdehnung cultivirt und in der Provinz selbst zu Calicots (Tucuyo) verarbeitet; die Elle kostete gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Real. Seitdem aber englische und nordamerikanische Tucuyos zu $\frac{1}{2}$ Real importirt werden, ist die Cultur grösstentheils wieder aufgegeben worden. Die Baumwollstauden werden im Anfang August ähnlich wie die Weinstöcke beschnitten, da während der Fröste im Juni und Juli die Pflanzen fast bis auf den Wurzelstock erfrieren. Nach dem Schnitte treiben sie wieder frisch aus. Im März und April ist die Ernte. Die Kapseln bleiben klein, die Baumwolle ist aber von ausgezeichneter Feinheit.

Die Industrie liegt im ganzen ziemlich danieder. Der einzige nennenswerthe Zweig ist das Gerben von Rindshäuten in den Departements Ancaste und Alto. Fast bei jeder Hütte ist dort eine einfache Vorrichtung zum Gerben, jeder befolgt dabei sein eigenes Verfahren; einer gerbt jährlich 10 Häute, ein anderer 20, ein dritter 50; über 200 bringt es keiner. In beiden Departements werden durchschnittlich 8000 Rindshäute pro Jahr gerbt und die meisten davon nach Buenos Aires exportirt, wo sie in der Regel um 1 Thlr. weniger als das beste anderswo gegerbte Leder bezahlt werden.

Die Bewohner der Sierra gerben die Felle meistens in Trögen aus der Rinde des Borracho (einer Bombaxart) verfertigt. Dieser merkwürdige, höchstens 2—2½ Klafter hohe Baum mit einer runden etwas flachen Krone erinnert lebhaft an den Barigudo Brasiliens, da wie bei diesem der Stamm einige Fuss über der Erde trommelartig unförmlich anschwillt. Die grüne Rinde alter Bäume ist wie mit einer Kruste bedeckt, die der jungen mit warzenähnlichen Stacheln. Die Samen sind in länglichen Kapseln in einen feinen weissen baumwollartigen Flaum eingebettet. Die Indianer des Gebirges bereiten auch in Gefässen aus der Rinde dieses Baumes ihre geistigen Getränke und feiern um dieselben ihre Trinkgelage. Sie scheinen die Bezeichnung ihres eigenen Zustandes auf den Baum, der ihnen das Material zu ihren Gefässen liefert, übertragen zu haben (borracho, betrunken).

In dem Departement Belen werden ausgezeichnete feine Ponchos von Vicuña Wolle gewebt; einzelne davon kosten 100—150 span. Thaler. Satteldecken, Satteltaschen, Bettdecken, (sobrecamas) und wollene Fussteppiche werden geschmackvoll, oft mit grossem Kunstsinn verfertigt, aber nicht in nennenswerther Menge und viel zu theuer für den Export.

Die Provinz wird in 8 Departements eingetheilt, die durch die Sierra de Ambato in vier östliche und vier westliche geschieden sind. 1) Die östlichen Departements sind: 1) El Rectoral oder

1) Reise durch die Anden von Südamerika von Cordova nach Cobija im Jahre 1858 von J. J. v. Tschudi. Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 1860.

Departement der Hauptstadt; 2) Dep. Piedra blanca; 3) Dep. Ancaste; 4) Dep. del Alto; die vier westlichen Departements sind: 1) Dep. Puerta de Andalgalá; 2) Dep. Santa Maria; 3) Dep. Belen; 4) Dep. Tinogasta. Die östlichen Departements sind weit stärker bevölkert als die westlichen.

Das Budget von 1857 wies 27000 span. Thlr. fixe Ausgaben und 34000 Thlr. Einnahmen aus. Die Besteuerung betrug also pro Kopf durchschnittlich etwas weniger als $\frac{1}{2}$ span. Thlr., was jedenfalls eine möglichst niedrige ist, bei der die öffentlichen Interessen immerhin mehr oder weniger leiden müssen. Die Staatseinnahmen bestehen hauptsächlich in Stempelgebühren, Grund- und Viehsteuern, Besteuerung der Kaufmannsgewölbe, und zwar nach folgenden Normen: Je tausend Thaler Grundbesitz (Valor rais) werden jährlich mit 4 Real (also $\frac{1}{2}$ pr. Mille), je tausend Thaler Werth an Rindvieh, Pferden, Maulthieren etc. (Valor Ganado) mit 1 Real (1 pro Mille) versteuert. Von den Kaufleuten zahlen diejenigen, welche ihre Waaren direct aus den Häfen (Rosario, Buenos Aires etc.) beziehen, 40 Thlr. Steuer; jene, die ihre Einkäufe nur in Cordova machen, 20 Thlr., und diejenigen, die von den Grosshändlern in Catamarca zum Wiederverkaufe kaufen, nur 10 Thlr. pr. Jahr. In der ganzen Provinz werden jährlich für circa 400000 Thlr. fremde Waaren importirt. Die Stadt Catamarca allein führt für ungefähr 250000 Thlr. ein, von denen jedoch ein nicht unbeträchtlicher Theil nach den andern Departements weiter geht. Es werden jährlich fast 600 Maulthiere zum Waarenverkehr von Cordova nach Catamarca verwendet. Bis nach Cordova kommen die europäischen Waaren meist zu Wagen, dort müssen sie für Maulthierladungen umgepackt werden. Die nördlichen und westlichen Departements beziehen ihren Bedarf an fremdländischen Waaren zum Theil aus Copiapo in Chile. Ueber die Werthe der Ausfuhr stehen mir keine bestimmten Zahlenangaben zu Gebote. Der Hauptexportgegenstand ist Branntwein, von dem jährlich circa 15—16000 Barrils nach Bolivia exportirt werden. An Wein wird ebenso viel producirt und zum grossen Theile ebenfalls ausgeführt. Des Exportes von Producten der Viehzucht habe ich schon erwähnt.

Die Provinz wird durch einen Gouverneur (Gobernador) regiert, dem ein sogenannter Minister zur Seite steht. Der erstere bezieht einen Jahresgehalt von 1500 span. Thalern. Gewöhnlich wird zu dieser Stelle ein ohnehin wohlhabender, einflussreicher Mann gewählt. An der Spitze eines jeden Departements steht ein Richter (Juez), der die politische und richterliche Gewalt in sich vereint. Die Juezes werden vom Gobernador ernannt, sind daher in der Regel ihm ganz ergebene Creaturen. Sie erlauben sich grosse Eigenmächtigkeiten und oft schreiende Ungerechtigkeiten, werden aber in der Regel bei vorkommenden Klagen vom Gobernador in Schutz genommen. Begreiflicherweise gibt dieses Verhältniss Anlass zu vielen Unzufriedenheiten und Unruhen. Wenige Wochen vor meiner Ankunft in Catamarca fand auch eine Erhebung gegen den Juez des Departements Belen statt und musste durch Absendung von Militär unterdrückt werden. Vom richterlichen Urtheile des Juez gibt es nur Eine Appellation und zwar an die sogenannte Cámara von Catamarca; sie besteht aus drei aus freier Wahl hervorgegangenen Mitgliedern, die nicht einmal Juristen zu sein brauchen. Diese Cámara hat nur für die Hauptstadt einige Wichtigkeit, für die Departements ist sie von geringer Bedeutung. Nach der Constitution soll Catamarca eine Kammer haben; da aber jeder Gobernador befürchtet, dass durch eine städtische Vertretung seine Autonomie beschränkt und seinen Willkührlichkeiten Schranken gesetzt werden, so hatte (wenigstens bis 1858) noch keiner die Initiative ergriffen, um dieser gesetzlichen Bestimmung Genüge zu leisten.

Die Catamarqueños sind friedlicher, fast indolenter Natur und lassen sich vieles gefallen, ehe sie an einer politischen Bewegung theilnehmen. Zur Zeit der Herrschaft Rosas' wurde die Provinz unter fast beispiellosen Greuelthaten gänzlich verheert, da sie durch ihre Lage den feindlichen Parteiführern der angrenzenden Provinzen den günstigsten Wahlplatz darbot. Endlich, als die unglücklichen Bewohner fast alles verloren hatten, fingen sie an, leidenschaftlichen Antheil an den Parteikämpfen zu nehmen. Nach Rosas' Sturz ordneten sich die Verhältnisse ausserordentlich schnell und während begreiflicher Weise alle Provinzen

nur Unitarier an die Spitze stellten, wählten die Catamarqueños noch einen Anhänger der Föderalen zum Gobernador.

Bis in die Hälfte des 17. Jahrhunderts war die Hauptstadt der Provinz Catamarca der ungefähr 70 Leguas weiter nach Westen gelegene Ort *S. Juan de Londres*¹⁾; durch königliche Verordnung (Cedula real) vom 28. Aug. 1679 wurde aber bestimmt, dass sie in die sogenannte *Chacra vieja*, in dem nämlichen Thale, in dem das heutige Catamarca liegt, aber ungefähr eine Stunde weiter nordöstlich, dicht am Flusse, verlegt werde, was auch 1684 ausgeführt wurde. Der Ort war sehr unglücklich gewählt, da häufige Ueberschwemmungen während der Regenzeit die Lage ungesund machten und die ganz in der Niederung gelegenen Häuser oft zerstörten. Zu Anfange des 18. Jahrhunderts wurden daher die Regierungsgebäude weiter nach Süden und näher an den Fuss des Gebirges (Sierra de S. Lourenzo) versetzt. Bald reihten sich um dieselben Privatwohnungen; eine Johannes dem Täufer gewidmete Kirche wurde in Angriff genommen, und so entstand Catamarca da, wo es heute liegt.

Nördlich von Catamarca dehnt sich ein liebliches Thal, das *Valle de las Chacras* oder *Valle de la Piedra blanca* aus, in dem, 5—7 Leguas lang, in ununterbrochener Reihe Landgüter an Landgütern liegen. Die Catamarqueños selbst sind so entzückt von diesem Thale, dass sie nicht müde werden, den Fremden von dessen Herrlichkeiten zu erzählen. Obgleich ich während meiner Weiterreise dasselbe seiner ganzen Länge nach durchreiten musste, wurde ich doch zu einem Besuch wenigstens von seinem südlichen Theile lebhaft eingeladen.

Wir ritten zuerst nach dem Dorfe *Santa Cruz*, gerade Catamarca gegenüber am Fusse der Sierra del Alto. Der Ort ist unbedeutend und von einer ackerbautreibenden Bevölkerung bewohnt. Südlich davon, nur vom Flusse getrennt, liegt *Huaycama*, dessen

¹⁾ In gerader Linie dürfte die Entfernung nur circa 42 Leguas betragen. Die schwer zu übersteigende Sierra de Ambato nöthigt zu einem langen nördlichen Umwege.

Bewohner sich ausschliesslich mit Handel beschäftigen und als Hausirer mit ihren Waaren die ganze Provinz und die angrenzenden Departements der Nachbarprovinzen durchziehen. Nachdem wir im Gebirge ein paar zu Tage tretende metallführende Gänge (Vetas) besucht hatten, nahmen wir eine nördliche Richtung in das Thal der Chacras und hielten gegen Mittag in der Chacra Santa Rosa des D. Pastor Olmos, wo wir eine Mahlzeit einnahmen und ein paar Stunden während der bedeutendsten Hitze rasteten. Santa Rosa liegt gerade an der Grenze des Departements Rectoral und Piedra blanca und ist eine sehr schöne Besetzung mit weit bessern Gebäuden, als man durchschnittlich auf den Landgütern des Thales findet. Der Besitzer hat sich mit Vorliebe der Veredlung der Schafzucht gewidmet und gute Erfolge erzielt, nur schade, dass sein Springbock trotz des hohen Preises, den er für ihn zahlte, kein fehlerfreies Thier ist.

Ich glaube kaum, dass es in den La Platastaaten eine sorgfältiger cultivirte und zweckmässiger ausgenutzte Gegend gibt als das Thal der Chacras. Wohin man blickt, trifft das Auge auf reiche mit Mais und Weizen bestandene Aecker, überaus üppige Kleefelder, wundervolle Weingelände, zahllose Obstbäume, besonders Feigen-, Pfirsich-, Apfelsinen-, Citronen- und Birnbäume. Das ganze Thal gleicht einem grossen herrlichen Garten. Die Bewohner desselben verdanken diese Ueppigkeit der Vegetation ausser dem reichen Boden einem ausgezeichneten Bewässerungssystem.

Vom Flusse *Rio del Valle* gehen 18 Hauptkanäle (Acequias) ab, von denen durch zahllose Nebenkanäle das Wasser nach allen Besitzungen hingeleitet wird. Die ganze Bewässerung ist durch strenge Gesetze geregelt, über deren stricte Ausübung ein eigener Richter (Juez de las aguas) wacht. Die Kanäle werden aus den bedeutenden Einnahmen des Wasserrechts erhalten. Das Recht z. B., jeden neunten Tag aus der Kanalöffnung (Marco) von $\frac{1}{4}$ Elle Breite und $\frac{1}{8}$ Elle Höhe berieseln zu dürfen, kostet jährlich 400 Thlr. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens und der günstigen Lage finde ich die Bodenpreise noch ziemlich niedrig,

denn man zahlt durchschnittlich für eine Quadra Land ¹⁾ 40 span. Thlr. Ankaufspreis.

Das Thal erzeugt ziemlich viel Wein und Branntwein, wichtige Handelsartikel mit Bolivia. Der Wein ist von vorzüglicher Qualität. Ich kann die Weine der Conföderation mit keinen europäischen vergleichen. Sie bilden eine ganz eigene Abtheilung; manche ähneln den Capweinen; einzelne erinnern an die schweren spanischen und portugiesischen; andere aber entziehen sich wieder jedem Vergleiche. Die Wanderheuschrecken machen oft enormen Schaden an den Weingeländen, die Trauben müssen dann häufig vor der vollen Reife gelesen und gekeltert werden. In diesem Falle versüsst man den Most mit Syrup.

Von den Exportartikeln des Thales erwähne ich noch den Anis, von dem jährlich 5—600 Arrobas, meistens, wie schon erwähnt, nach Tucuman ausgeführt werden. Je nach der Ernte und der Nachfrage schwankt der Preis zwischen 10—20 Real die Arroba; ferner spanischen Pfeffer (Aji picante secco), von dem 40—60 Ladungen à 14 Arrobas und dem Preise von 18—20 Thlr. die Ladung zur Ausfuhr kommen. Besonders im obern Theile des Thales zogen oft von fern die dunkelrothen Dächer der Häuser meine Aufmerksamkeit auf sich. Beim Näherreiten fand ich, dass sie ganz mit dem hochrothen Pfeffer, der hier zum Trocknen ausgebreitet lag, bedeckt waren. Ein Hauptproduct der Chacras sind die Feigen; sie werden getrocknet und bilden so nebst Mais die vorzüglichste Nahrung der arbeitenden Klasse der Bevölkerung. Es sollen durchschnittlich pr. Jahr 100000 Arrobas trockener Feigen (higas pasas) erzeugt werden und davon etwa die Hälfte zur Ausfuhr gelangen. Im ganzen Thale wird nur auf zwei Chacras Zuckerrohr gebaut und der Saft zur Branntwein-erzeugung verwendet.

Der Fluss, dem das Thal hauptsächlich seine Fruchtbarkeit verdankt, ist der Rio del Valle (de las Chacras). Er entspringt mit einem Arme im *Potrero de Umayo*, mit einem zweiten in der *Estan-*

¹⁾ Eine Feldquadra — 200 Quadratvaras (Ellen), 25 auf 1 Legoa. Ein Stadtquadra hat nur 150 Quadratvaras.

cia de las Burras, beide vereinen sich bei *Colpes* und nehmen bei der nördlichen Thaleinschnürung, der sogenannten *Puerta*, einen dritten aus der Sierra de Ambato entspringenden Arm auf.

Parallel dem Thale der Chacras liegt nach Osten ein schmales Gebirgsthal, die *Quebrada de Paquilin* oder Paclin am Fusse der Sierra del Alto. Sie wird durch den Rio S. Antonio bewässert. Er hat seine Quellen am sogenannten *Totoral* auf der Höhe der Sierra del Alto bei Valcoma und S. Antonio, fliesst im erweiterten Thale zwischen den einander gegenüberliegenden Dörfern Santa Cruz und Huaycama durch und vereinigt sich, wenn er hinreichend Wasser hat, 3 Leguas südöstlich von Catamarca mit dem Rio del Valle beim Puesto de Agua Colorada. Beide vereint fließen noch eine Legoa weiter und verlieren sich bei *Brea* und *Punta del Rio* im Sande. Sie würden ohne Zweifel ihren Lauf noch einige Leguas weiter fortsetzen können, wenn ihnen nicht durch die Berieselung eine so grosse Menge Wasser entzogen würde.

Von Santa Rosa ritten wir quer durch das Thal nach *Capilla d'Acuñas Villa de S. Ramon*. Die Kapelle ist gross und hübsch gebaut, die anliegenden Häuser machen einen bessern Eindruck als der grösste Theil der Wohnungen des Thales. Von hier verfolgten wir den Weg durch die in hohem Culturzustande stehenden tiefen *Chacantas* und über ausgedehnte Weiden nach dem Flusse. Von den Barrancas (vom Flusse stark ausgewaschene Lehmwände) geniesst man eine hübsche Aussicht nach Catamarca. Nach Osten liegt das alte Thal (Valle vieja) mit den Ruinen der Kirche der ehemaligen Stadt Catamarca.

Man bemerkt auch in diesem Thale häufig den Algarroba, ohne Zweifel der werthvollste der wildwachsenden Bäume der Provinz. Sein Holz ist sehr hart und in Luft und Wasser unverwüsthch, seine Rinde wird zum Gerben gebraucht, aber gewöhnlich nur als Surrogat, wenn andere mehr Gerbsäure enthaltende Rinden fehlen¹⁾; aus seinen Früchten bereiten die In-

¹⁾ Gewöhnlich wird die Rinde des „Cebil“, eines Baumes aus der Familie der Leguminosen, zu diesem Zweck gebraucht.

dianer ein berauschendes Getränk (Chiche) und verwenden sie zuweilen auch zum Brennen von Branntwein. Sie zerreiben die Samen auch zu Mehl und machen daraus eine Art Kuchen, *Patay*, die sehr nahrhaft, aber erhitzen sollen. Aus letztem Grunde nehmen sie die Eingeborenen gern auf Reisen in die Cordilleras mit. Das Mehl wird ausserdem noch häufig mit heissem Wasser zu einem steifen Brei, einem sogenannten Mashaco, angerührt und so gegessen. Ich habe sowol den Patay als Mashaco ganz wohlschmeckend gefunden, aber freilich unter Verhältnissen, in denen der Magen dringend nach Nahrung verlangte. Die Arrieros füttern auf den Cordillerareisen zuweilen die Maulthiere statt mit Mais mit den sehr nahrhaften Algarrobasbohnen; sie werden von den Thieren sehr gern gefressen. Die gedörrten, rothen, kirschgrossen Früchte des *Mistol*, einer ziemlich grossen Myrtacee, werden ebenfalls oft zu Mehl zerrieben und mit Maismehl zu Bereitung von Mashaco gebraucht. Ich habe dieser Mischung keinen Geschmack abgewinnen können.

Ich habe schon oben der eigenthümlichen Accentuirung in der Aussprache der Catamarqueños erwähnt; sie tritt besonders scharf bei den niedern Klassen der Bevölkerung hervor. Bei den bessern Ständen fiel mir besonders der häufige fehlerhafte Gebrauch des Zeitwortes *saber* (wissen, können, verstehen) auf. Statt nämlich einen Satz mit dem ihm zukommenden Verbum auszudrücken, wird dieses im Infinitiv gebraucht und ihm das Zeitwort *saber* mit der dem Hauptverbum zukommenden Flexion vorgesetzt, z. B. *este año sabe hacer muy frio* (statt *hace frio*: dieses Jahr ist es kalt); *las uvas de estas parras saben ser muy ricas*, (statt *son muy ricas*: die Trauben dieses Weinstocks sind köstlich), in Catamarca „*sabe todo*“.

Die Kälte war während meiner Anwesenheit in Catamarca, besonders nachts, sehr empfindlich; man klagte allgemein über einen ausnahmsweise strengen Winter. Nachrichten aus den westlichen Departements theilten mit, dass alle Pässe bis an den Fuss der Cordilleren verschneit seien. Ich musste daher meine ursprüngliche Absicht, von Catamarca direct nach Copiapo in Chile zu reisen, aufgeben und mich entschliessen, um nicht mo-

natelang zu warten, bis die Pässe gangbar würden, eine nördliche Richtung einzuschlagen, um auf einem der mehr schneefreien Pässe nach Bolivia vorzudringen. Die sorgfältigsten Erkundigungen gaben wir wenig Hoffnung, zu dieser Jahreszeit meinen Plan ohne sehr bedeutende Schwierigkeiten auszuführen.

Die Pässe von Fiambala aus, auf die ich anfänglich mein Augenmerk richtete, waren, wie ich glücklicherweise noch rechtzeitig erfuhr, unwegsam. Es blieb mir daher nur die Wahl, entweder von Catamarca nach Antafogasta zu reisen, den Weg durch die Quebrada del Diablo einzuschlagen, zwischen Colorado und Leoncito die Cordillera von Laguna brava zu überschreiten und über Pasto largo und Ires puntas nach Copiapo zu gelangen, oder aber die Thäler der Calchaquis nach Norden zu verfolgen und von Molinas aus über die Cordilleras von Puntas negras nach Atacama und durch die Wüste nach Cobija zu reisen.

Von ersterer Route wurde mir entschieden abgerathen, da auf dem grössten Theile des Weges von Antafogasta aus Futter für die Thiere, Brennmaterial und Wasser mangle, was bei einer Reise von 18—20 Tagen schwer in die Wage fallende Umstände sind. Ich entschloss mich also zum Wege über Molinas und verliess Catamarca Montags den 5. Juli.

Ende des vierten Bandes.

21-

PLAN DER STADT BUENOS-AIRES.

Zu IV. 188.

